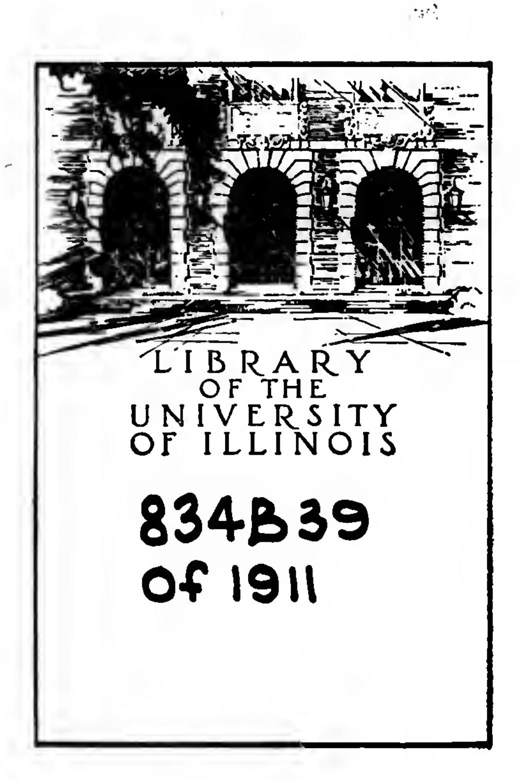
Familie Lorenz



W. Heimburg

In memory of
Lucine Warkentien





Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind, wenn nicht anders bemerkt, auch in Leinwand gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.

	Geheftet
Artaria, R., Das erste Jahr im neuen Haushalt. Eine Geschichte in Briefen. 2. Auflage.	M. 3.—
—„— Zeitfragen im Familienleben. Eine Geschichte.	M. 3.—
Bernhard, Marie, Ihr einziger Sohn u. and. Nov.	M. 3.—
—„— Sonnenwende. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
—„— Felix und Felicia. Roman.	M. 3.—
—„— Ein Götzenbild. Roman.	M. 3.—
—„— Die Perle. Roman.	M. 3.—
—„— Buen Retiro. Um meinetwillen. Die Freude. Erzählungen.	M. 3.—
—„— Forstmeister Reichardt. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
—„— Schloß Josephstal. Roman.	M. 3.—
—„— Opfer. Roman.	M. 4.—
Blüthgen, Victor, Novellenstrauß.	M. 3.—
Bünau, Margarete Gräfin (Henriette von Meerheimb), Drei Geschwister. Roman.	M. 3.50
Croner, Else, Tagebuch eines Fräulein Doktor. 4. Auflage.	M. 3.—
Elbe, A. v. d., Brausejahre. Roman. 4. Auflage.	M. 3.—
Erlin, Hedwig (Gräfin v. Platen zu Hallermund), Die Erste Beste. Roman.	M. 3.50
Fava, O., Entsagung und andere Erzählungen.	M. 3.—
Ganther, A., Der Schuldenmüller. Roman. Illustriert von A. Wald.	M. 4.—
Gersdorff, A. v., Ein Wille — ein Weg.	M. 3.—
Glaß, Luise, Stumme Musikanten. Roman.	M. 3.—
Hartwig, Georg, Die goldene Gans. Roman.	M. 3.50
—„— Die Sage von Imhoff. Roman.	M. 3.50
—„— Die Generalstochter. Roman.	M. 3.50
—„— Alpenrose. Roman.	M. 3.50
—„— Jugendträume. Roman.	M. 3.50
—„— Wenn du mich liebst. Roman.	M. 3.50
—„— Wär' ich geblieben doch! Roman. 2. Aufl.	M. 3.50
—„— Der blaue Diamant. Roman.	M. 4.—
—„— Das Rätsel von Kronfeld. Roman.	M. 4.—

Geheftet

Heimburg, W., Doktor Dannz und seine Frau. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Sette Oldenroths Liebe. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Im Wasserwinkel. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Antons Erben. Roman. 4. Auflage. M. 3.—
—„— Trotzige Herzen. Roman. 4. Auflage. M. 3.—
—„— Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 12. Auflage. M. 3.—
—„— Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 7. Aufl. M. 3.—
—„— Kloster Wendhusen. Roman. 7. Auflage. M. 3.—
—„— Dazumal. Vier Novellen. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Ein armes Mädchen. Roman. 4. Auflage. M. 3.—
—„— Trudchens Heirat. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Die Andere. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Herzenskrisen. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Unter der Linde. Sieben Novellen. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Lore von Tollen. Roman. 4. Auflage. M. 3.—
—„— Eine unbedeutende Frau. Roman. 3. Aufl. M. 3.—
—„— Mamsell Unnütz. Roman. 4. Auflage. M. 3.—
—„— Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. Zwei Novellen. 2. Auflage. M. 3.—
—„— Um fremde Schuld. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Haus Beetzen. Roman. 2. Auflage. M. 3.—
—„— Alte Liebe und anderes. Erzählungen. 3. Aufl. M. 3.—
—„— Großvaters Stammbuch u. a. Novellen. 2. Aufl. M. 3.—
—„— Wie auch wir vergeben ... Roman. 6. Aufl. M. 3.—
—„— Über steinige Wege. Roman. 5. Auflage. M. 3.—
—„— Der Stärkere Roman. 4. Auflage. M. 3.—
—„— Die lustige Frau Regine. Novellen und Skizzen. 4. Auflage. M. 3.—
Hillern, W. v., Aus eigener Kraft. Roman. Zwei Bände. 5. Auflage. M. 6.—
—„— Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau. Neue Ausgabe in einem Bande. 2. Aufl. M. 5.—
Hippel, H. v., Sei so wie ich. M. 4.—
Hopfen, Hans, Ein wunderlicher Heiliger. M. 3.—
Keyser, Stefanie, Deutsche Art, treu gewahrt. Eine Hofgeschichte aus dem 17. Jahrhundert. M. 3.—
—„— Fanfaro. Novelle. M. 3.—
—„— Der Mut zur Wahrheit. Roman. M. 3.—
—„— Die Lora-Nixe. Novelle. M. 3.—
—„— Ein deutscher Liebesgott. Erzählung. M. 3.—
—„— Dunkle Steine. Das Los des Schönen. Eine Lichtwirkung? Erzählungen. M. 3.—

Geheftet

Keyser, Stefanie, Zeit bringt Rosen. Ungeschriebenes Recht. M. 3.—
—„— Lebenswende. Roman. M. 3.—
—„— Sturm im Wasserglase. Roman. M. 3.—
—„— Was du ererbt von deinen Vätern hast. M. 2.—
—„— Seele um Seele. Roman a. d. 12. Jahrhundert. M. 2.—
—„— Leitsterne. Novellen. M. 2.—
Klemm, Johanna, Hero's Lampe u. and. Novellen. M. 3.—
—„— Eva König. Roman. M. 3.—
Klinckowström, A. v., Zweierlei Ehre. Roman. 2. Auflage. M. 3.50
Krauß, Gust. Johannes, Fata Morgana. Roman. M. 4.—
Laddey, Emma, Flitter und Gold. Ein Roman für Mütter und Töchter. 5. Aufl. Nur gebunden. M. 4.—
Major, Charles, Als das Rittertum in Blüte war. Roman. M. 3.—
Marlitt, E., Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Roman. 4. Auflage. M. 3.—
—„— Die zweite Frau. Roman. 14. Auflage. M. 3.—
—„— Das Geheimnis der alten Mamsell. Roman. 17. Auflage. M. 3.—
—„— Goldelse. Roman. 28. Auflage. M. 3.—
—„— Das Heideprinzeßchen. Roman. 11. Auflage. M. 3.—
—„— Im Hause des Kommerzienrates. Roman. 6. Auflage. M. 3.—
—„— Reichsgräfin Gisela. Roman. 10. Auflage. M. 3.—
—„— Im Schillingshof. Roman. 4. Auflage. M. 3.—
—„— Thüringer Erzählungen. 7. Auflage. M. 3.—
—„— Das Eulenhaus. Roman. 4. Auflage. M. 3.—
Meerheimb, Henriette von (Marg. Gräfin Bünau), Gräfin Sibylles Heirat. Roman. M. 3.50
Möllhausen, Balduin, Der Vaquero. Roman. M. 4.50
—„— Welche von Beiden? Zwei Bände. Nur geh. M. 6.50
Olden, H., Hermann und Walter Soltau. Roman. M. 4.—
Perfall, A. v., Truggeister. Roman. M. 3.—
—„— Ketten. Roman. M. 3.—
Poeck, Wilhelm, Turmschwalben. Humoristischer Roman. M. 3.—
—„— Sinkendes Land. Roman. M. 4.—
Proelß, Johs., In der Alpenschutzhütte. Novellenkranz. M. 3.—
Renz, B., Feurige Kohlen. Roman. M. 3.—
—„— Nach dem Sturme. Roman. M. 3.—

Geheftet

Kobran, Paul, Das große Schweigen u. a. Nov. M. 3.—
—„— Kampf ums Glück. Roman. M. 3.—
Rosner, Karl, Dietrich Hellwags Sieg. Roman. M. 3.—
Sewett, Arth., Das Glück und andere Novellen. M. 3.—
Stegemann, H., Söhne des Reichslands. Erzählung. M. 3.—
Treu, Eva, Jungvolk. Novellen. M. 3.—
—„— Erlebtes und Erträumtes. Erzählungen. 2. Aufl. M. 3.—
—„— Bergan. Erzählungen. M. 3.—
—„— Alltagsmenschen. Novellen. M. 3.—
—„— Glückliche Augen. Novellen. M. 3.—
—„— Reiner Klang. Erzählungen. M. 3.—
Weber, Adelheid, Sabine Bucher. Roman. 2. Aufl. M. 3.—
Werner, E., Runen. Roman. 2. Auflage. M. 3.—
—„— Hexengold. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Am Altar. Roman. 8. Auflage. M. 3.—
—„— Die Blume des Glückes. Erzählung. 2. Aufl. M. 3.—
—„— Gesprengte Fesseln. Roman. 5. Auflage. M. 3.—
—„— Frühlingsboten. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Gartenlaubenblüten. Zwei Novellen. 3. Aufl. M. 3.—
—„— Gebannt und erlöst. Roman. 2. Auflage. M. 3.—
—„— Ein Held der Feder. Roman. 4. Auflage. M. 3.—
—„— Glück auf! Roman. 7. Auflage. M. 3.—
—„— Um hohen Preis. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Sankt Michael. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Vineta. Roman. 7. Auflage. M. 3.—
—„— Heimatklang. Der Lebensquell. Zwei Erzählungen. 2. Auflage. M. 3.—
—„— Die Alpenfee. Roman. 2. Auflage. M. 3.—
—„— Flammenzeichen. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Gewagt und gewonnen. Sechs Erzählungen und Novellen. 2. Auflage. M. 3.—
—„— Freie Bahn! Roman. 2. Auflage. M. 3.—
—„— Fata Morgana. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
—„— Der Egoist. Der höhere Standpunkt. Zwei Novellen. 2. Auflage. M. 3.—
—„— Siegwart. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
Westkirch, Luise, Im Teufelsmoor. Erzählung. 2. Auflage. M. 2.—
—„— Unter Schwarzwaldtannen. Roman. M. 3.—
—„— Der Staatsanwalt. Roman. M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Hiddensee. Roman. 3. Auflage. M. 3.—
Zobeltitz, F. v., Die Armutsprobe. Zwei Bände. Nur geheftet. M. 6.50

Familie Lorenz

Roman

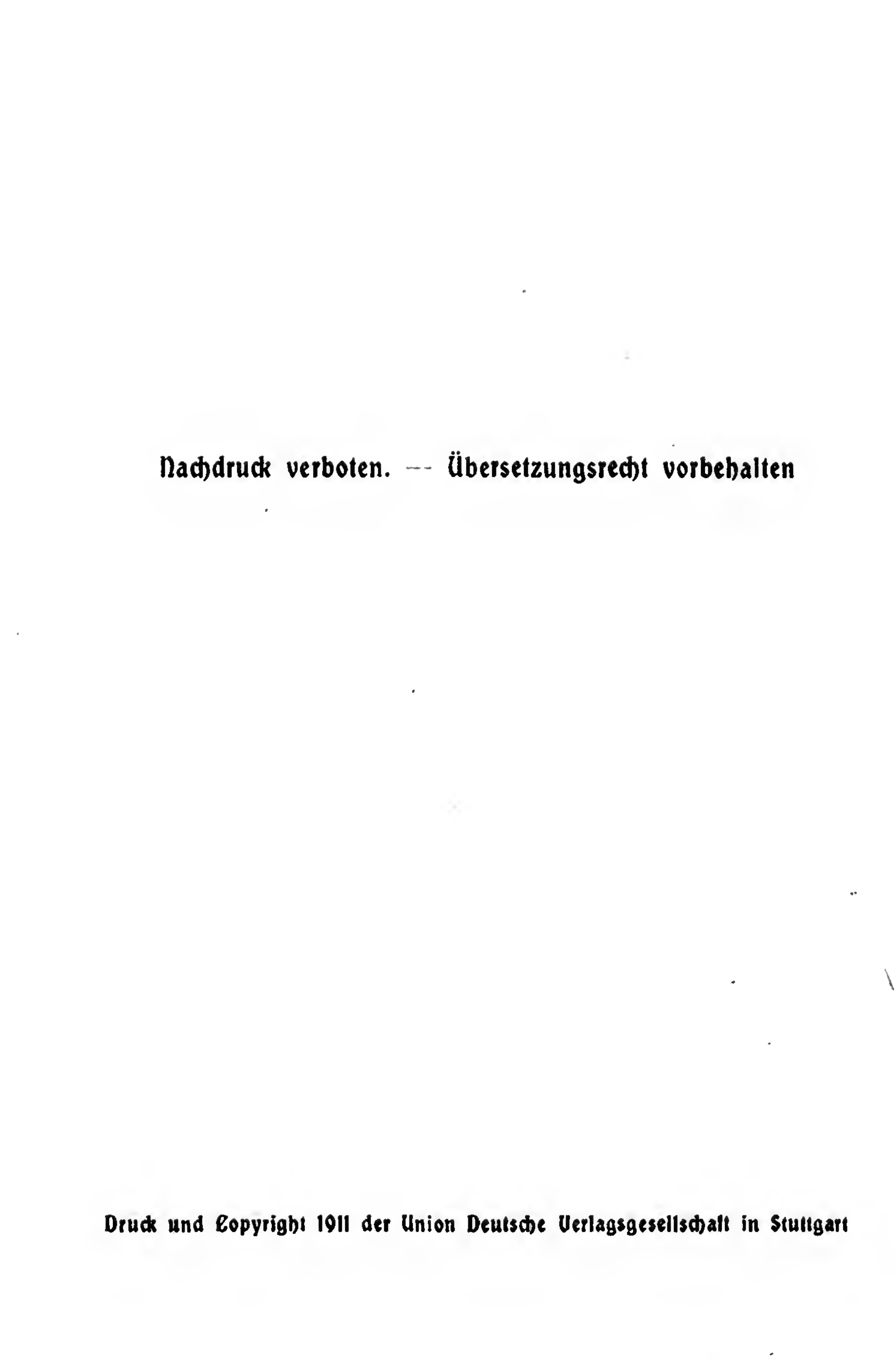
von

W. Heimburg

Vierte Auflage



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Als das stattliche Haus auf dem Kirchplatz an St. Marien der alten Harzstadt erbaut wurde und Johann Gutmann nach der Hochzeit seine junge Frau hineinführte, schrieb man das Jahr 1798. Es steht diese Zahl noch in der obersten Spitze des getreppten Giebels über dem Kran, an dem zu jener Zeit die schweren Garnballen auf den Speicher gewunden wurden, in den Sandstein gemeißelt.

Wie Herr Johann Gutmann am Abend seines Vermählungstages mit seiner hübschen, blonden Friederike, die des Kaufmanns Sattleben am Markt jüngste Tochter war, in dem Erkerlein stand und hinübersah zu der mondbeglänzten Marienkirche, in der sie heute mittag der Herr Oberprediger Gottlob Falke getraut hatte, sagte er innig, aber ein wenig prosaisch: „Möchte doch wahr werden, was uns heute unser lieber Seelsorger und Pate, der Onkel Falke gewünscht hat, daß dein Name, Teuerste, mit meinem gemischet, sich recht bewahrheite, daß wir immer wissen könnten, einer sei des andern bestes Gut, und auch, daß wir immer satt — das heißt, das tägliche Brot haben möchten und was dazu gehört in unserem Leben!" Und als die junge Frau leise lachte über die Wortspiele ihres ehrwürdigen Paten, zog der junge Ehemann sie fester an sich und fuhr ernsthaft fort: „Du bist eine verwöhnte kleine Demoiselle gewesen bis zur Stunde, liebes Riekchen,

und kennst die Not nur vom Hörensagen, ich aber weiß, wie schwer es ist bergauf zu steigen, und nun ich nahezu oben bin, wenn auch noch nicht auf dem Gipfel, so wünsche ich uns beiden ferner, daß wir diesen Hand in Hand allgemach erreichen möchten, und daß es wahr werde, was ferner heute gesprochen ist bei unserem Brautmahl vom Herrn Bürgermeister, daß nämlich dieses Haus fest stehen möge, und daß diejenigen, die es dereinst in noch fernen Zeiten als ihr Stammhaus rühmen können, nicht nur dem Namen nach Gutmann heißen, sondern auch wirklich gute, ehrenhafte Menschen sein mögen; gute Männer und liebe, edle Frauen, die unser Andenken noch segnen werden, wenn wir lange nicht mehr sind."

Da lachte das junge, hübsche Frauchen nicht mehr, sondern sah mit bangem weihevollen Schauer in die noch verhüllte Zukunft hinein, die ihr ein so reiches sonniges Frauenlos verhieß. In dem Prunkzimmer des Hauses hängen noch heute die vortrefflich gemalten Porträts dieses Paares, beide im Brautstaat, den sie in jener Mondnacht trugen, in der sie so beschaulich und glücklich gesprochen haben. — Des jungen Paares stolze Zukunftsträume aber wurden insofern nicht zur vollen Wirklichkeit, als die junge Frau nur zwei Kindern das Leben schenkte, einem Sohn und einer Tochter, daß also, als sie das kleine Mädchen im zartesten Alter wieder begraben mußte, die Zukunft des groß und stolz gewordenen Geschäftshauses nur noch auf zwei Augen stand. Das gab dann viel heimliche Sorge und Angst, obgleich der Sohn kräftig heranwuchs und von Charakter ein richtiger, wahrhaftiger „Gutmann" war.

Um 1800 war dieser Julius Johannes geboren;

pünktlich vierundzwanzig Jahre später freite er, und das schöne Haus mit dem getreppten Giebel sah abermals ein junges Glück, wenigstens zeitweise, wenn die jungen Eheleute von der Walkemühle, wo der Vater ihnen die Wohnung angewiesen hatte, hereinkamen in der stattlichen, mit zwei Apfelschimmeln bespannten Kalesche, die der Vater der jungen Frau seinem Schwiegersohne geschenkt hatte, Pferde eigener Zucht, die weit und breit berühmt war. Lisette Gutmann, geborene Schönbanck, war eine zarte, aber energische Frau, die ihren Willen und ihren Kopf für sich hatte und ihr Töchterchen Christine ein wenig abweichend von der hergebrachten Art erzog. Sie hielt dem Kinde eine Gouvernante, ein unerhörtes Ereignis für ein Bürgerhaus zu damaliger Zeit, und diese legte die ganze Romantik und Überschwenglichkeit, die just Mode zu werden begann, in die Lehren, die sie der klugen Schülerin erteilte, und obenein zog sie einen schon ziemlich anererbten Stolz auf das Ansehen ihrer Familie noch künstlich größer. So kam es, daß die Letzte ihres Namens ein dem praktischen und prosaischen Leben nicht sehr zugetanes Jungfräulein wurde, ein Mädchen, dem die kopfschüttelnden Familienmütter im Verwandten- und Freundeskreise kurzweg die Qualifikation für eine gute Hausfrau absprachen. Ja, die Letzte ihres Namens war und blieb Christine oder Stineken Gutmann, wie sie kosend genannt wurde, denn zum größten Schmerz ihrer Eltern gesellte sich auch ferner kein Brüderchen zu ihr, und wenn auch noch bei der Jugend der Eltern die Hoffnung tröstend neben Frau Lisettes Nähtisch in der vertäfelten Wohnstube der Walkemühle saß, so blickte die junge Frau doch oft mit sehnsüchtigen Augen in den

Garten hinaus, in dem an der Hand der Erzieherin ihr einsames Kind so wohlgesittet und niedlich spazieren ging.

Dann kam der Tag, an dem der Vater des Kindes plötzlich starb. Er hatte eine Reise nach England unternommen, um für das Geschäft neue mechanische Webstühle zu erwerben und sich des näheren über ein eben in England in Aufnahme gekommenes Verfahren zu informieren, Shoddy herzustellen, der den Markt zu beherrschen begann. Frau Lisette war just zu den alten Leuten in die Stadt gefahren nebst Kind und Erzieherin, um den üblichen Sonntagsbraten bei ihnen zu essen, da traf die Todesnachricht ihres Gatten ein. Der Prokurist des Geschäftes teilte die Unglückskunde mit. Ein ganz kurzes, harmlos scheinendes Leiden, eine Grippe, die aber rasch in Lungenentzündung ausartete, hatte den blühenden Mann von vierunddreißig Jahren binnen drei Tagen dahingerafft. Stumm sahen die alten Leute ihre stolze Hoffnung zerrinnen; man merkte es bald den beiden an, der Schlag hatte ihre Lebensbäume bis ins Mark getroffen. Stumm begrub Lisette Gutmann ihr Glück und ihre Hoffnung — dort oben, auf dem St. Marienfriedhof außerhalb der Stadt im neuerbauten Erbbegräbnis, in welchem erst ein kleines Särglein stand. Übers Meer war der letzte seines Namens heimgekehrt und schlief nun bei dem früh vorangegangenen Schwesterlein. Nach Jahresfrist gesellte sich erst der Vater zu ihm und nach zwei Monaten die Mutter, der die Sehnsucht hienieden keine Ruhe mehr ließ, und nun war Lisette Gutmann mit ihrer kleinen Christine allein und geschäftsunkundig der großen blühenden Fabrik gegenüber. Sie siedelte auf Rat des noch jugendlichen Prokuristen, dem sie entschlossen bis auf weiteres das Ge-

schäftliche übertrug, in das Stadthaus über, während dieser seine Wohnung in der Walkemühle aufschlug und nur zu den Bureaustunden im Kontor des Hauses anwesend war, von wo er täglich zum Vortrag über den Stand des Geschäftes zu Frau Lisette die schöne breite Treppe nach dem ersten Stock hinaufstieg. Er traf die jugendliche Witwe gewöhnlich auf ihrem Fensterplatz vor dem Tischchen, das gleicherweise zum Nähen und Schreiben eingerichtet war, und stets die kleine Christine, im Anfang noch zu Füßen der Mutter, später ihr gegenübersitzend auf der anderen Seite des Nähtisches. Niemals sprach Frau Lisette mehr als nötig war mit dem jungen Mann, niemals nahm sie von seiner Person anders Notiz, als von der eines Untergebenen.

Je mehr die Zeit verrann, je mehr die Freunde und Verwandten der Witwe zuredeten, sich und das heranwachsende Kind dem Leben wieder zu schenken, desto zurückgezogener verhielt sich Lisette Gutmann. Ein Freier nach dem anderen trat zu ihr, denn Lisette Gutmann stand zu jener Zeit in ihrem dreißigsten Lebensjahre und war noch eine sympathische, hübsche Erscheinung, auch ohne ihre pekuniäre Lage begehrenswert, aber einer nach dem anderen wurde mit einem Korbe heimgeschickt. Mählich wuchs das Töchterlein heran und wurde konfirmiert. Die Paten des Kindes, die Freunde des Hauses von ehedem und die Verwandten fanden sich zum ersten Male seit dem Tode des Mannes wieder an diesem Tage zu einem großen Mittagsmahl zusammen in dem weißgoldenen Festsaal des Hauses. Am Ende der Tafel saß heute, zum allgemeinen schweigenden Erstaunen der Gäste, Herr Karl Lorenz, der Prokurist, der Förstersohn aus Taubendorf im Anhalti-

schen. Ganze Strahlen vielsagender und fragender Blicke der Gäste flogen hin und her über die weiße, silberfunkelnde Tafel, einzig Frau Lisette saß gelassen und mit völliger Unbefangenheit zwischen ihrer Konfirmandin und dem Herrn Oberprediger, und wenn sie etwas befremdete, war es die Tischrede des Geistlichen, der, ein kinderloser Witwer, in den besten Jahren stehend, ein fast allzu schwülstiges Loblied der weiblichen Tugenden anstimmte, die sich sämtlich in Frau Lisette vereinigen sollten, welcher Rede er noch den Schnörkel anhing, wie er von ganzem Herzen hoffe, daß die liebe junge Konfirmandin in die Fußtapfen ihrer hochverehrten Mutter treten möge, um ein ebenso — nach irdischen Begriffen nahezu vollkommenes — Wesen zu werden, wie diese es sei. Und dann bat er die Gäste, mit ihm einzustimmen in ein herzlich gemeintes: „Frau Lisette Gutmann lebe hoch! hoch! hoch!"

Noch am selbigen Abend hatte Frau Lisette wieder Gelegenheit, einen Korb zu verschenken, und zwar an den geistlichen Herrn, der sich nach der Tafel zu ihr gesellte und seine Wünsche vortrug. Von dieser Zeit an datierte das heimliche Gerede, das die Frau Lisette verdächtigte, in ihrem Prokuristen einen Liebhaber zu besitzen. Nach zwei Jahren waren diese Vermutungen bereits zur felsenfesten Tatsache verhärtet, ohne daß die am meisten Beteiligte etwas ahnte, die wiederum einige Körbe ausgeteilt hatte indessen, auch einen an Fritze Meier, den Besitzer des Konkurrenzunternehmens ihrer Fabrik, den dicken Fritze Meier, der schon mit dreißig Jahren kein Haar mehr auf dem Kopfe hatte und zum Unterschied von seinem Bruder der „kahle Meier" genannt wurde.

Frau Lisette aber schritt, dieser Dinge ungeachtet, gelassen ihren Weg weiter, vollendete mit mütterlicher Liebe die Erziehung ihrer Tochter und lebte zurückgezogener als je. Jeden Morgen stieg sie in das Kontor hinunter, um sich nach dem Stande des Geschäftes zu erkundigen; jeden Mittag um ein Uhr kam der Prokurist und legte ihr die verschiedensten Rechnungsabschlüsse, Bestellbriefe und so weiter zur Unterschrift vor, und jeden Nachmittag zur bestimmten Stunde ging sie mit ihrer Tochter und deren Erzieherin spazieren. Recht blaß und müde sah sie zuweilen aus, und die bösen Zungen wisperten: „Die Liebe zehrt, und nun gar solche heimliche!“ In allen Kaffees flüsterten die guten Freundinnen, Basen und Tanten von dem skandalösen Verhältnis, und als die stille Frau eines Tages mit der Post nach Helkenstadt fuhr, um die Eisenbahn von dort aus zu einer Reise zu benutzen — Frau Rechtsanwalt Amerlang war mit ihr bis Berlin in demselben Coupé gefahren, ohne den Zweck dieser Reise von Frau Lisette Gutmann in Erfahrung zu bringen, denn diese hüllte sich in absolutes Schweigen — da stand es fest, diese Fahrt habe einen geheimen Zweck! Was wollte auch eine Frau allein in Berlin? Eine noch so junge, ansprechende Frau? Ob sie etwa — —? Na, man wollte doch lieber schweigen. Wenn die runde, neugierige Frau Amerlang gewußt hätte, welchen schweren Gang die arme Seele unternahm!

In seinem Sprechzimmer in der Jägerstraße saß ihr stundenlang der bekannte Frauenarzt Doktor T. gegenüber und sagte ihr das „Schlimmste“! Sie hatte um Offenheit gebeten unter Klarlegung ihrer Verhältnisse, wie das einzige Kind noch kaum erwachsen sei,

wie das große Geschäft völlig verwaist bliebe, wenn sie vorzeitig sterben müsse. Und wie lange sie wohl noch zu leben habe? Aber ehrlich möge er antworten, ohne Schonung, denn sie habe noch vieles zu beschicken vor ihrem Ende. „Nach menschlichem Ermessen pflegen solche Krankheiten — ja, liebe Frau Gutmann — wir sind keine Propheten — ich kann das nicht bestimmt sagen — vielleicht helfen ja doch die Mittel noch — —" suchte der Arzt sich der schweren Antwort zu entziehen.

„Nein!" hatte sie kurz geantwortet, „dagegen hilft nichts, das weiß ich. Bitte, die Wahrheit, Herr Doktor — — ein halbes Jahr? — ein ganzes —?"

Da hatte der Arzt genickt, ohne sie anzusehen. „Ja, so — so ungefähr — aber besser, Sie rechnen mit der kürzeren Frist."

Nun war sie seit einigen Tagen wieder daheim, noch stiller, noch blasser, noch schweigsamer. Es war der Geburtstag ihres Kindes, siebzehn Jahre wurde es alt. Frau Lisette saß auf ihrem Fenstersitz und starrte durch die klaren Scheiben hinüber zu der Marienkirche, um deren Turm im Morgensonnenschein die Dohlen kreisten. Der Kirchplatz mit den armseligen Häuschen drum her, die im Schatten hoher Linden standen, lag ganz einsam, kaum daß ein paar Kinder, ganz kleine, dort spielten, und hin und wieder eine Mutter auf die Schwelle trat, um nach ihnen zu schauen.

Vor dem Hause des Buchbinders Bauer war ein Weg gestreut mit weißem Sand, grünen Zypressen und Buchsbaum; der Mann begrub heute seine Frau.

Wohl ihr, die hatte es hinter sich!

Lisettes Gedanken kehrten wieder zurück zu ihrem Kinde, das ahnungslos im Nebenzimmer umherging,

sich über die Geschenke freuend, die ihr die Mutterliebe aufgebaut hatte — zum letzten Male, ja zum letzten Male. Nächstes Jahr mußte es ein anderer tun, einer, der es mit Liebe tun würde, ja — um Gottes willen — mit Liebe! Aber wer? wer?

Sie ging die Reihen der jungen Männer durch, die als Christinens Gatte in Betracht kommen konnten. Sie kannte wenig von ihnen, aber sie kannte die Häuser der Eltern, und sie wußte keines, das ihr sympathisch war. Alle beredeten sie und ihre Lebensführung, nähergetreten war sie niemandem von ihnen, das Questenburger materielle, kleinliche Gehabe sagte ihr nicht zu. Die Frauen, die außer der Wirtschaft große Kaffeegesellschaften hielten, in denen die lieben Nächsten durchgehechelt wurden ohne Erbarmen, um dann, wenn diese eintraten, mit rührender Freundlichkeit von ihnen begrüßt zu werden — das allein machte sie schaudern. Wie sollte sie wünschen, ihr Kind in solcher Atmosphäre zu wissen?

Und sie sann und sorgte, und das Weh, Christinchen verlassen zu müssen, zerbrach ihr fast das Herz. Niemand war da, den sie hätte bitten mögen: nimm dich ihrer an, vertritt meine Stelle bei ihr!

Das Eintreten ihres Kindes, das ihr einige Briefe überbrachte, zog sie von diesen Gedanken ab. Mit gesenkten Blicken, damit das fröhliche Ding die Tränen in der Mutter Auge nicht sehe, nahm sie die Briefe. Das junge, kindliche Mädchen aber blieb, wohl in der Erwartung, daß heute, an ihrem Geburtstage, auch etwas auf sie Bezügliches in den Schreiben enthalten sein könne, mit erwartungsvollen Augen stehen und verfolgte die lesende Mutter mit ihren Blicken. Und da

sah sie, wie über das blasse Gesicht derselben jäh eine Purpurröte flog, hörte einen sonderbar ächzenden Ton und sprang herzu, um die Zurücksinkende zu halten.

„Mama! Um Himmels willen, Mama!"

Aber das war nur ein Moment.

„Nichts, Kind, nichts," stammelte Frau Lisette. „Es ist ein Schmerz im Kopf, gar nichts weiter. Klingle und geh ein wenig mit deinem Fräulein spazieren. — Ich habe noch — ich will mich ein wenig legen, damit mein Kopf sich beruhige und ich zu Mittag wohler bin, wenn deine Paten kommen und deine Freundinnen."

Sie stand auf und ging mit den Briefen in der Hand an ihrem Töchterchen vorüber, ihr dabei die Wange freundlich streichelnd. Christine blieb gehorsam zurück und starrte ihrer blassen Mutter traurig nach, als habe sie eine dumpfe Ahnung, daß in dieser Stunde ihr Schicksal geboren werde.

Und das wurde es auch. In ihrem halbverdunkelten Schlafzimmer suchte die Frau sich von dem Schlag, der jählings aus Bosheit und Gemeinheit gegen sie geführt wurde, zu erholen. Ihre Frauenehre hatte man beschimpft, ihr reines, pflichttreues Leben besudelt, ihr durch schmerzhaftes Leiden bedingtes klagloses Zurückziehen von allem Verkehr galt in der Stadt als gesuchte Einsamkeit, um ein verbotenes Liebesglück ungestört genießen zu können, daher die abgewiesenen Freier, daher der vermeintliche Hochmut.

Frau Lisette stöhnte unter den Schmerzen ihrer verletzten Seele noch mehr wie unter dem Anfall ihrer physischen Schmerzen, die sich infolge der Aufregung heftiger denn je eingestellt hatten. Und in dieser Welt, in dieser Umgebung sollte sie ihr schutzloses Kind zurücklassen?

„Nur einen Menschen! Nur ein Herz, dem man vertrauen könnte!“ murmelte sie vor sich hin, sich unter Schmerzen windend. „Ach, nur mal weinen können!“

Und dann tupfte sie den kalten Schweiß von der Stirn und las den Brief noch einmal, der sie zu Boden geworfen hatte:

Sehr geehrte Madame Gutmann!

Eine, die es gut mit Ihnen meint, schreibt, von Mitleid und Menschenliebe getrieben, an Sie und beschwört Sie bei allem, was dem alten untadligen und rechtschaffenen Namen Gutmann heilig gewesen ist bisher, lassen Sie ab von Ihrem leichtsinnigen, unlauteren Treiben, das der ganzen Stadt bekannt ist, und über welches sich die ganze Stadt entrüstet. Sie haben eine Tochter! Können Sie dieser in die reinen Augen sehen, wenn Sie nach einer sündhaften Liebesstunde ihr gegenübertreten müssen?

Entlassen Sie diesen Menschen! Es gibt Leute, die ihm in geschäftlicher Beziehung gleichwertig, wenn nicht überlegen sind, oder — wenn Sie schon so verstrickt in Ihre unwürdigen Bande sind, daß Sie dieselbe nicht lösen können, so lassen Sie sich wenigstens mit ihm trauen. Ueber das Unstandesgemäße seines Herkommens wollen wir hinwegsehen, und wollen auch möglichst das Vorhergegangene zu vergessen suchen.

In Gotha ist ein Prediger, der kopuliert Sie ohne weiteres mit ihm, oder auch in Helgoland, nur machen Sie diesem Skandal ein Ende, der den Frieden stört über dem Grabe Ihres verstorbenen Mannes, dessen Andenken nicht verdient mit Schande bedeckt zu werden.

In wohlmeinender Aufrichtigkeit

N. N.

Und das sollte sie hinnehmen? Sollte sterben mit einem Makel auf ihrem Namen, sollte dem geliebten Kinde Schande hinterlassen?

Am liebsten hätte sie dem Staatsanwalt den Brief übergeben, aber diese eine, die ihn geschrieben hatte, war die Dolmetscherin der ganzen Stadt gewesen, das wußte sie genau. Und sie erinnerte sich, wie man sie schon seit langer Zeit mit dreisten, verwunderten Augen angeschaut hatte, und wie auch wohl die Männer ein verschmitztes Lächeln austauschten, wenn ihre Blicke sie zufällig streiften. Alles kam ihr jetzt wieder und klärte diesen entsetzlichen Irrtum auf.

Wenn sie nur wüßte, was sie tun sollte! Den harmlosen, pflichtgetreuen Menschen einweihen, der da unten im Kontor am Platze des Verstorbenen mit allen Kräften für sie und ihr Haus arbeitete? So ein ordentlicher, bescheidener Mann! Ein bitteres Lächeln kam ihr auf die Lippen — nie hatte er, der treuherzige, untertänige Mensch, gewagt, die Augen zu ihr zu erheben. Wollte Gott, er würde dem Geschäft erhalten! Und plötzlich sperrte Frau Christine ihre fieberheißen Augen weit auf, und starrte ins Leere hinaus, als sei dort ein Stern aufgegangen, ein Licht, das zu ihr herüberdringe, erlösend, Rettung verheißend.

Ihre Lippen bewegten sich lautlos, ihre Wangen glühten; stumm saß sie und überlegte und sann und sann. Stunde auf Stunde verging, bevor sie aufschreckte von einem Klopfen. Sie raffte sich empor, schritt zur Tür hinüber und öffnete. Das Stubenmädchen meldete, der Herr Prokurist sei da, um Madame die Korrespondenz vorzulegen.

„Sagen Sie Herrn Lorenz, daß ich ihn hier erwarte," befahl sie kurz.

Das Mädchen riß die Augen auf. Herrn Lorenz im Schlafzimmer empfangen? Die Madame wurde immer sonderbarer. Aber sie ging doch und richtete die Aufforderung aus.

Der verwunderte junge Mann — er war sechs Jahre jünger als seine Gebieterin —, trat auf ihr „Herein!“ in dieses Zimmer, das er noch nicht kannte, und fand Madame Gutmann am Ofen sitzend in einem alten Ohrenstuhl, an dessen Lehne sie wie erschöpft ihre Wange gelegt hatte. In dieser Ecke war es fast dunkel.

„Setzen Sie sich, Lorenz,“ sagte sie leise. Aber der Mann blieb stehen in unerklärlicher Befangenheit.

„Soll Mine nicht ein Tischchen bringen — für die Unterschriften? — Es sind Angebote da von Baruch und Klingeisen aus Frankfurt a. O. Die Wolle ist,“ fuhr er fort, „aufgeschlagen um vier gute Groschen pro Zentner; ich möchte mit Ihrer Erlaubnis die Annahme verweigern, da — —“

„Machen Sie das nach Ihrem Ermessen, Lorenz, ich werde nachher unterschreiben. — Ich habe jetzt anderes mit Ihnen zu besprechen; setzen Sie sich, bitte, und zwar näher zu mir, ich will nicht laut mit Ihnen sprechen. Und nun vor allem eine Frage, die ich mit ja! oder nein! beantwortet haben möchte! Ist Ihr Herz noch frei, Lorenz?“

Die Mappe, die die Papiere enthielt, welche der Prokurist zur Unterschrift heraufgebracht hatte, fiel zur Erde. In tiefster Verwirrung, wie mit Blut übergossen, suchte der Mann die Blätter wieder zusammen, und saß dann stumm auf seinem Stuhl.

„Haben Sie Vertrauen, antworten Sie mir, Lorenz,“ bat die sanfte Stimme der Frau.

„Madame Gutmann, ich bin frei,“ antwortete er

zögernd. „Ich wollte mich nicht beeilen, nicht früher wenigstens, bis ich eine Frau ernähren kann, denn —“

„Das ist recht und vernünftig, aber das Herz urteilt häufig anders. Wirklich kein Ideal im Hintergrunde?“

„Nein, Madame Gutmann, denn daß ich mal als grüner Junge auf dem Thalroder Freischießen ein Mädchen geküßt habe, das ist doch kein Eheversprechen. Wenn ich nicht irre, ist die Betreffende auch längst verheiratet. Ich weiß nur nicht, weshalb Madame Gutmann — — —“

„Sie wissen, wie hoch ich Sie schätze, als Arbeitskraft und als Mensch, und Sie müssen ohne weiteres annehmen, daß ich schwerwiegende Gründe habe, wenn ich Ihnen jetzt etwas sehr Ernstes mitteile. Ich sage Ihnen, Herr Karl Lorenz, wenn Sie sich um Christines Hand bewerben wollen, so habe ich nicht nur nichts dagegen, sondern werde Ihre Absicht in jeder guten Weise fördern und stützen. Christine ist ein liebes, feinfühliges Kind, dessen Wesen Sie sicherlich verstehen lernen werden, das Sie — dieses Zutrauen habe ich zu Ihrem Charakter — auf Händen tragen werden als Ihre Frau. Überlegen Sie sich das in aller Ruhe, und sagen Sie mir morgen Bescheid. Um Ihre Diskretion brauche ich wohl nicht erst zu bitten? Nachher erwarte ich Sie zu Tische. Und nun kein Wort mehr über diese Sache. Ich brauche meine Kräfte, ich muß mich sammeln, denn — mein lieber Lorenz, ich — es muß gesagt sein — ich bin eine vom Tode Gezeichnete und will mein armes Kind in gutem Schutz zurücklassen. Und nutzen Sie die Zeit bei Christine, mein Lieber. Ich zähle nicht mehr nach Jahren, es sind nur noch Wochen oder Monate — —“

An der Geburtstagstafel saß zwei Stunden später die Frau des Hauses in all ihrer mühsam erkämpften Ruhe und mit ihrem gewohnten sanften, freundlichen Wesen am Tische unter ihren Gästen. Nichts erinnerte an die Kämpfe des Vormittags als zwei hochrote Flecken in dem feinen, bleichen Antlitz. Der Prokurist des Hauses aber hatte seinen Platz neben dem jungen Christinchen gefunden und blickte halb verlegen, halb berauscht mit seinen guten, blauen Augen umher, benommen von der glänzenden Wende seines Lebens, und vor Christine stand der Strauß, den er ihr gebracht hatte, sehr schön aus Rosen und Vergißmeinnicht mit Spitzenmanschette und langer rosa Schleife, die übrigen Gäste in stilles Staunen versetzend, was solle das heißen?

Frau Lisette aber ließ anderen Tages die Koffer packen und fuhr mit Christinchen und der alten Sophie in ihrer Kalesche nach Aderode, allwo sie ein Sommerlogis mietete. Sie hatte hinterlassen, daß ihr Prokurist jeden zweiten Tag nach dort reiten solle, um ihr über den Gang des Geschäfts zu berichten. Und dort in der Stille, es ging schon gegen den Herbst, auf einsamen Waldpfaden, freundlich begrüßt und wertgehalten von der Mutter, hat dann der tüchtige Leiter des väterlichen Hauses das siebzehnjährige Herz der Erbtochter der Gutmanns gewonnen. Er hatte so etwas Lachendes, das Leben Bejahendes, der mittelgroße, blonde Mensch; er hatte das Herz auf dem rechten Fleck und die treusten blauen Augen, und in seinem Emporfliegen auf den Gipfel einer stolzen, gesicherten Position zeigte er eine rührende Glückseligkeit, daß er wohl ein junges Herz bestricken

konnte, zumal kein Nebenbuhler Christinchens Herz beunruhigte.

Ihre Mutter war des Lobes voll, sie rühmte diesen Mann nach allen Richtungen, und so wurden denn die Verlobungskarten versandt, die in der Stadt ein grenzenloses Erstaunen auslösten.

So und so viele rümpften die Nase, verschiedene zuckten die Schultern, andere lachten, besonders die jungen Herren, die sich von dem Eintritt der Gutmannschen Erbtochter in die Geselligkeit ein höchst lohnendes Rechenexempel notiert hatten. Und in den Kaffees raunten sich die alten Damen die furchtbarsten Dinge zu und bedauerten das arme junge Mädchen, das dazu ausersehen sei, die Sünde der Mutter zu verdecken. Aber aller dieser Beurteilung zum Trotz fuhr das Brautpaar seine Visiten ab, wurden die Hochzeitseinladungen versandt, und fand endlich die Vermählung statt. Im kleinsten Kreise nur, denn das Leiden der Frau Lisette hatte rasche Fortschritte gemacht und verbot jede größere Festlichkeit. Aber in Sankt Marien saß die blasse Frau doch im grauseidenen Kleide mit vor dem Altar, um ihr Kind trauen zu sehen, und rechts und links neben ihr saßen die Eltern des Bräutigams, der gräfliche Förster Lorenz aus Taubendorf im Anhaltischen, und die strahlende Frau Försterin, die es kaum fassen konnte, daß ihr Karl ein solches unerhörtes Glück hatte, und es anderseits wieder so vollkommen selbstverständlich fand, daß er es habe, denn so etwas wie Karl gebe es doch nicht auf dieser Welt weiter. Die Gesellschaft von Questenburg fand sich langsam darein, daß die beste Partie der Stadt verloren war und mußte notgedrungen mit der Persönlichkeit des Herrn Karl

Lorenz rechnen, um so mehr, als die Fabrik, die nunmehr nur noch Shoddy fabrizierte, zu ungeahnter Blüte unter dem jungen Chef gelangte. Die Firma zeichnete sich jetzt: Gutmann & Lorenz!

Das junge Paar lebte sich trotz der großen Verschiedenheit der Charaktere augenscheinlich gut ein. Karl Lorenz trug seine feine, niedliche, aber ungewöhnlich eigenartige Frau auf den Händen und ließ sie ihr Leben einrichten, wie sie es wollte, wie er ja überhaupt außerhalb seines Kontors — dort allein war er von eiserner Festigkeit und Konsequenz — eine ungewöhnlich nachgiebige Natur war, vor allem Frauen, besonders der seinigen gegenüber. Christine Lorenz dagegen schätzte ihren Gatten, weil sie seine Tüchtigkeit anerkannte, weil ihre geliebte Mutter ihn ihr erwählte, wie sie es wohl bemerkt hatte, und weil er sie ihren Neigungen leben ließ. Ihre Sinne hatten niemals gesprochen für ihn, wie sie überhaupt kühlen Blutes war. Wenn sie von großen Liebesleidenschaften hörte, von Leuten, die unter dem Bann einer solchen Leidenschaft mit ihrem Lebensschifflein in den wildesten Strudel oder gar auf den Grund gerieten, dann dankte sie heimlich Gott, daß sie nicht war wie jene. Sie sagte von der Liebe und den Kämpfen, in die andere sich stürzten und die ihnen Glück und Leben zerbrachen, mit leiser Stimme und Augen, in denen ein scheues Grauen stand: „Gott, ist das ein Kapitel im Buche der Menschheit — ein furchtbares Kapitel.“

Zwei Monate vor der Geburt ihres ersten Enkelkindes — einem Sohne — starb Frau Lisette Gutmann. Sie hatte länger gelitten, wie ihr der Arzt prophezeite. Sie war nach Berlin in ein Krankenhaus geflüchtet

— angeblich, weil sie dem berühmten Arzt dort am nächsten war — in Wahrheit, weil sie der jungen Frau, die im Begriff war, einem Kinde das Leben zu geben, den Anblick ihres furchtbaren Sterbens entziehen wollte.

Und auch sie kehrte eines Tages, eine stille Frau, in das Erbbegräbnis auf Sankt-Marien-Friedhof zurück, und nun war wieder nur eine Familie in dem stattlichen Hause am Kirchplatz und keine Gutmanns mehr. Als die Trauerzeit um die Mutter vorüber war, — ward bereits ein zweiter Sohn geboren, der Julius Karl getauft wurde, der Ältere hieß Johannes Karl, und in ganz Questenburg gab es keine stolzeren Eltern als Karl und Christine Lorenz, obgleich in der Folge diese beiden Kinder der Grund wurden zu allerlei Meinungsverschiedenheiten und tiefem Kummer des Ehepaares.

Der Ältere, der Johannes, glich äußerlich seinem Vater, der Jüngere ganz und gar seiner Mutter; daß der letztere das bessere Teil erwählt hatte, sah jedermann auf den ersten Blick, denn Johannes hatte das Kraftvolle, das seines Vaters alltägliche Erscheinung verschönte, nicht mit erhalten. Der Junge hatte etwas Verdrießliches, über seine Jahre hinaus Altkluges, das mit dem Aufwachsen zunahm; Julius, der von Anfang an von allen, die ihn umgaben, Jule oder Julchen genannt wurde, weil Frau Christine auf ein Töchterlein gehofft hatte, war ein Prachtbengel. Beide Eltern waren vom ersten Tage an in ihn verliebt. Karl Lorenz zeigte es nicht so, er bemühte sich, gerecht zu bleiben, aber Frau Christine stand, trotzdem sie ihrem Ältesten die treueste Muttergesinnung im Herzen trug, die Vorliebe für den kleinen Jule mit leuchtender Schrift im

Antlitz geschrieben. In ihm konzentrierte sich alles für sie, das, was ihr sonst das Leben vorenthielt, die ganze Poesie und Schwärmerei ihres Daseins. Die Prosa, die in Gestalt ihres Mannes und ihres ältesten blonden Jungen mit dem seltsam alten Gesichtchen neben ihr ging, verschwand vor den strahlenden Augen ihres Jüngsten. Seinetwegen verletzten sie ihres Mannes Witze — seine kleinen, noch aus dem Elternhaus überkommenen Gewöhnlichkeiten, sein geringes Interesse für Literatur und Kunst. Sie empfand des Gatten behagliches Lachen über irgend einen Witz wie Nadelstiche, wenn das Kind zugegen war. Sie wurde ihm gegenüber allmählich unduldsamer, als er es in seiner Harmlosigkeit verdiente. Sie begann sich von der Geselligkeit mehr und mehr zurückzuziehen, von dieser Questenburger Geselligkeit, deren alleiniger Zweck Essen und Trinken zu sein schien.

Der Grund für diese Abneigung war von der Mutter ererbt. Aber im Anfange hatte es Frau Christine noch für ihre Pflicht erachtet, mitzutun, weil es ihr Mann wünschte, und hatte im starren Seidenkleid, eine Blondenhaube auf dem schönen Haar, stundenlang zwischen ihren Tischherren bei Diners gesessen — deren endlose Speisenfolge ihr ebenso zur Qual ward, wie die Gespräche, die im Schwange waren und gegen das Ende der Tafel hin sich zu einer ihr unerträglichen, derben Lustigkeit zu steigern pflegten und nicht selten in zweifelhaften Anekdoten gipfelten. — Wenn sie dann ihres Mannes weinrotes Gesicht erblickte und sein behagliches Lachen hörte, war ihr beinahe körperlich übel. Einmal war sie unter solchem Eindruck aufgestanden, hatte sich mit unerträglichen Kopfschmerzen entschuldigt und war

vor ihm heimgegangen. Dann hatte sie heiße Tränen geweint und sich zum ersten Male die Frage vorgelegt: „Warum hat deine Mutter dich diesem Manne gegeben?“

Als Karl an jenem Abend heimkam, war er von der alten Sophie mit flüsternder Stimme gebeten worden, doch lieber in der Logierstube zu schlafen, wo für ihn alles bereitet sei, Madame wäre sehr elend heimgekommen und eben erst ein wenig entschlummert, und sie, Sophie, fürchte, daß der Herr ihre kranke Dame durch seinen Eintritt stören könne.

„Das wäre eine Sünde, Sophie,“ hatte Karl Lorenz mit schöner Fassung zugegeben und war auf den Zehenspitzen im Gange nach dem Seitenflügel entschwunden, wo besagtes Logierzimmer lag — und dort lachte er heimlich und nachsichtig über sein leicht verletzliches, feines kleines Weib, denn er wußte genau, was sie vertrieben hatte, und schwur sich zu, niemals wieder über einen zweifelhaften Witz in ihrem Beisein zu lachen.

Wenn ihn dann Frau Christine anderen Tags liebenswürdig und freundlich sah, die Kamelie oder den Rosenstock in Empfang nahm, die er aus dem Gewächshaus von Gärtner Linden hatte holen lassen, seine flehenden und reuigen Blicke fühlte — dann begann ihr Widerwille langsam und stetig zu verschwinden, und die herzliche Achtung kehrte wieder, die sie für den tüchtigen, fleißigen Mann haben mußte; dann kam eine Aussprache und die Bitte, doch den Kindern gegenüber recht auf sich achten zu wollen, — und dann war alles wieder in Ordnung bis zur nächsten Gelegenheit, wo sich alles wiederholte: das Logierzimmer, die Versöhnungskamelien und die Gelöbnisse. In solcher immerhin doch recht glück-

lichen und gesunden Familiengemeinschaft wuchsen die Jungens heran, jeder in seiner Eigenart. Sie kamen in die Schule und von da aufs Gymnasium, sie brachten manchmal gute und manchmal schlechte Zensuren nach Hause. Der eine hatte Einsen in Weltgeschichte und Literatur und eine 3 im Rechnen, des anderen Stärke bestand in den neuen Sprachen und Geographie, aber ebenfalls einer 3 im Rechnen, letzteres wollte weder in des einen noch des anderen Kopf — zum schmerzlichen Erstaunen Karl Lorenz'. Der eine, der Johannes, blieb im Heranwachsen ein gelbliches, blasses, miesriges, untersetztes Kerlchen; Jule schoß in die Höhe wie eine junge Tanne, und sämtliche höhere Töchter guckten nach ihm. Vater Karl machte jeden Sonnabend einen Harzspaziergang mit den Söhnen. Dieses Vorrecht hatte er seiner Frau abgerungen. Da waren sie dann unter sich, und Mamas erzieherisches, verfeinertes Auge prüfte ihr Benehmen nicht, weder das des Vaters, noch dasjenige der Kinder. Kaum auf der Landstraße, marschierten sie bereits in Hemdärmeln fürbaß; an den geschulterten Stöcken baumelten die leichten Röcke. Der Strohhut des Vaters und die blauweißen Schülermützen der Jungen saßen auf den Hinterköpfen, und dazu wurde tapfer gesungen. Alle die lieben, alten Volkslieder, die der Vater aus seiner Jugend noch kannte, hauptsächlich Jägerlieder. „Es ging ein Jäger zu jagen" und „Der Jäger von Kurpfalz" usw.

Manchmal hörten sie auch etwas Derbes, wenn ihnen wandernde Handwerksburschen entgegenzogen oder die Schwadronen der Husaren in einer Wolke von Staub. — So mußte es Frau Christine eines Tages erleben, daß ihr Jüngster in seiner Stube aus vollem Halse sang:

„Bayrisch Bier und Leberwurst und ein Kind mit runder Brust — —“

Mit entsetzten Augen stand sie gleich darauf auf der Schwelle seiner Stube und sah den schönen vierzehnjährigen Jungen an, — als sei er ein verlorener Sohn, fuhr sie ihn an: „Wo hast du das Lied gelernt, Julius?“

Lächelnd erzählte er — das hätten Feldarbeiter gesungen, als sie Vesperstunde hielten längs des Chausseegrabens — und Papa, der gerade auch mit ihnen gesessen habe — Papa habe das Lied auch gekannt und habe mitgebrummt ...

Da kam es dann wieder zu einer Migräne, zur Logierstube und den Versöhnungsblumen, die diesmal lange vergeblich duften mußten. Jule, der, wie Mama ihm traurig vorhielt, einen Hang zu haben scheine für das weniger Ideale — mußte drei Schillersche und vier Uhlandsche Balladen auswendig lernen und durfte drei Wochen lang Papa auf seinen Ausflügen nicht begleiten — damit er wieder ästhetischer werde — und da der Junge tatsächlich ein reges Schönheitsgefühl hatte — so überwand er auch diese „Verirrung“ — wie seine Mama das Lied bezeichnete, und lebte sein fröhliches Jungensleben ungetrübt weiter — zwischen der Prosa des Papas und der Poesie und verfeinerten Lebensanschauung der Mama. Daß beide Söhne schon vor der Konfirmation eine Poussade hatten, wie man damals in Questenburg die Schülercourmachereien nannte — ahnte Madame Lorenz nicht. — Sie wußte nicht, daß ihr schöner, ästhetischer Jule — ganze Nachmittage auf dem hinteren Hofe in der Küche des Werkmeisters saß und dessen hübscher Enkelin Grete mit heißen Wangen Gedichte vorlas — und als Lohn dafür die süßesten Küsse

von den zwei reizendsten Lippen in Questenburg erntete. Und auch von seinen Ritten auf dem Pegasus erfuhr Madame Lorenz nichts — ebensowenig von den Fensterpromenaden ihres Ältesten, — der von der Neuen Straße abends zwischen sechs und sieben Uhr nicht viel herunterkam und eine Mütze im Vierteljahr mehr verbrauchte wie sein Bruder Jule, — der es sich bequemer eingerichtet hatte und stundenlang bei seiner Angebeteten saß, — wenn nicht in der Küche der Alberts, dann im Kutschpferdestall, in dem Johann, der Herrschaftskutscher, stillschweigend dem jungen Herrn und seiner Poussade ein Asyl gewährte — ohne Worte, wie gesagt, aber mit mißbilligendem Brummen.

Eines Palmsonntags wurden die beiden Lorenz in St. Marien konfirmiert, und es war hinterher ein großes Gratulieren im Hause, und die jungen Herren stolzierten in schwarzen Röcken und Westen und jeder mit einer goldenen Uhr in der Tasche umher.

Natürlich lagen diese Uhren nicht an goldenen Ketten, sondern an Haarschnüren, und zwar aus Madame Lorenz' Haar, bei Friseur Hartmann geknüpft. Christine Lorenz' Haar schimmerte, so meinte Karl Lorenz, auf den schwarzen, feierlichen Röcken beinahe wie wirkliches, echtes, blasses Gold. Bei Alberts auf dem hinteren Hofe war die Grete auch konfirmiert am heutigen Tage, nur daß sie eineinhalb Jahre jünger war wie Jule, und dieser hatte ihr heimlich ein Gedicht zugesteckt, kurz vor dem Kirchgang, und es war gut, daß das hübsche Ding besagte Verse erst nach der heiligen Handlung las, sonst wäre ihr die selige Andacht ihrer vierzehn Jahre möglicherweise ins Schwanken gekommen, denn das Gedicht begann:

„Schön wie Kleopatra auf ihrem Throne,
So saßest du im alten Kirchenstuhl.
Der Pastor redete vom Gottessohne
Und von der Hölle tiefstem Sündenpfuhl.
Ich sah nur deine Schönheit ganz allein
Und sagte mir: Dies Wunderkind ist dein.“

Und es war auch ein Glück, daß er nicht sah, wie das Wunderkind vor Lachen fast erstickte, als es diesen Erguß las, — denn die Enkelin des alten Werkmeisters war ein gesundes, natürliches Menschenkind und hatte tatsächlich keine Ahnung, wer Kleopatra war —, das hatte sie nicht gehabt in der Volksschule, und daß sie so wunderschön war, das glaubte sie nicht, obgleich es ihr nicht mißfiel, wenn Jule sie dafür hielt. Denn die strenge „Jroßmutter“ sagte ihr täglich mehrere Male, sie, die Grete, sei eine olle Zigeunersche — ein Taternkind —, und sie hätte die Haare und die Augen von ihrem Vater und dadrauf brauchte sie sich eben nichts einzubilden.

Auch dieser Tag ging vorüber und der Sommer kam und war schön für die Jungens, wie ja alles schön ist in jenem köstlichen Alter, und als der November seine ersten weißen Flocken streute, da eröffnete Madame Lorenz eines Mittags die Unterhaltung bei Tische mit den Worten: „Und nun, lieber Karl, wäre es doch wohl Zeit, daß Johannes und Julius Tanzunterricht bekämen“ — und als auch Karl Lorenz einsah, daß dies ganz vorteilhaft für seine bisher in gewisser Freiheit emporgeschossenen Jungens sein könne — tat sich Frau Christine mit Eifer in den befreundeten Häusern nach Teilnehmern um, denn Madame Lorenz wollte einen Familienzirkel haben und hatte in ihrer Scheu vor

allerlei gewöhnlicher Menschheit rechte Not, die richtige Auswahl zu treffen. Aber endlich war es denn doch so weit, und allwöchentlich hüpften im kleinen Kasinosaal die jungen Herren und Damen zu den Klängen von des alten Tanzmeisters Haberkorn Geige umher und lernten sich verneigen und lernten Walzerpas und Schottisch und Rheinländer, und Johannes Lorenz verbrauchte unzählige blaue Schlipse, denn Blau war die Lieblingsfarbe seiner Dame. — Als dieser Unterricht beendet war, so um die Mitte des Februars, luden Herr Fabrikant Lorenz und Madame Lorenz, geborene Gutmann, zu einem Balle ein, die Tanzstundenpaare und deren Eltern, sonstige Verwandten und Paten, und mit diesem Fest hebt unsere Erzählung nun so recht eigentlich an.

Es war ein Ereignis für die ganze Stadt. Das obere Stockwerk des Lorenzschen Hauses, in welchem die Gesellschaftszimmer lagen, prangte im Glanze zahlloser Stearinkerzen; Frau Christine fand das moderne Gas nicht fein. Das Parkett, der weißgoldene Stuck an dem schönen Plafond schimmerten in diesem milden Lichte, und im großen Saal versammelten sich die zierlichen Backfischchen in Weiß, Rosa und Himmelblau, und die jugendlichen Tänzer im Tuchrock mit weißer Weste, glühend vor Eifer und Tanzlust.

Johannes machte, wie die miteingeladenen Mütter einstimmig bezeugten, tadellos die Honneurs als Sohn des Hauses und Gastgeber, auch huldigte er auf Tod und Leben der hübschesten kleinen Dame, die Iduna Sperling hieß, eben eingesegnet und des Gerichtsdirektors einziges Töchterlein war.

Sie war von Anbeginn der Tanzstunde seine Er-

korene gewesen, die Frau Gerichtsdirektorin sah es mit innigster Genugtuung, obgleich sie sich den Anschein gab, gar nichts zu bemerken. War nicht schon manchmal eine solche Jugendschwärmerei zu einer heißen, echten Liebe erblüht? Und konnte solches nicht auch diesmal geschehen?

Wie reich alles in diesem Hause war und wie gediegen! Lieber Gott, wenn man an daheim dachte, an das Gehalt des Mannes als Gerichtsdirektor, das für fünf Kinder und zwei Eltern reichen mußte, und wenn von den Kindern vier Söhne waren, und von diesen Söhnen zwei studierten, und diese Studenten gar — — Gott, sie sind jung, sie dachten sich nichts dabei, und hatte denn nicht auch ihr Mann noch in der Ehe Schulden aus seiner Studentenzeit abgezahlt?

Ach, wenn die Duna mal in solch glänzende Verhältnisse kommen könnte! Ein Gottesglück wäre es!

Frau Christine war derweil unermüdlich als Wirtin. Sie holte ein paarmal glückselig ihren Mann vom Spieltisch fort in den Tanzsaal, damit er seine Jungens bewundern solle. Sie zeigte auf ihren Ältesten, der auf den Fußspitzen Wiener Walzer tanzte mit unendlicher Zierlichkeit, und seine Partnerin, die blonde Duna, flatterte wie eine Apfelblüte in seinen Armen.

Alsdann ward Madame ein wenig traurig über ihren Julius, der gerade eben blasiert tat und mit einem Glas Bowle umherstand, anstatt zu tanzen, und sich zu mokieren schien über die „kurschneidenden" Kameraden, und dabei warfen ihm doch die reizendsten Backfischchen sehnsüchtige oder feurige Blicke zu und ein Dutzend Mütter lächelten ihn aufmunternd an, den schönen Jungen. Sonderbar, daß der Jule keine Flamme hatte, keine Tanzstunden-

flamme, und hatte doch so blitzende, braune Augen und eine so biegsame Gestalt. Die Bowle schien ihm über alles zu gehen, als ob er für all diesen Reiz unempfänglich wäre.

Und dann erinnerte Madame Lorenz sich doch wieder, wie sie ihn vor kurzem beim Geigenspiel belauscht hatte, so innig hatte er das alte Volkslied gespielt: „Ach, wie ist's möglich dann —." Die Tränen waren ihr in die Augen gekommen, so war sein Spiel ihr zu Herzen gegangen.

Ja, an diesem Abend war es das erste Mal, daß Madame Lorenz etwas irre wurde an der Kunst und den Erfolgen ihrer Erziehung. Und das kam so: Sie vermißte nach der Tafel ihren Julius gänzlich; er war nicht mehr unter den Tanzenden. Sie ging in das große Vorzimmer, wo die Lohndiener und Stubenmädchen eben wieder die Bowlengläser füllten und Gelees und Flammeris auf den Präsentiertellern ordneten, die zur Erfrischung vor dem Kotillon gereicht werden sollten. Sie fragte ihre ältliche Jungfer, die Sophie, die überall die Aufsicht führte: „Haben Sie meinen jüngsten Sohn nicht gesehen, Sophie?"

Das rundliche Gesicht, von dunklen Scheiteln eingerahmt — Sophie verwandte Quittensaft beim Frisieren, um den nötigen Glanz herauszubringen — nahm einen nachdenklichen Zug an; sie hielt mit Hantieren inne.

„Ja woll, Madam, mich is doch, als wär' Herr Jule eben die Treppe runter geflitzt, und soviel ich weiß, hatte er zwei Buketter in der Hand von die kleinen Kotilljonsträußchen, die mit Papiermanschetten — —"

Madame Lorenz runzelte die Stirn. „Gott, Sophie, wenn Sie sich doch das ‚Jule‘-sagen abgewöhnen wollten!“ murmelte sie.

„Ach, verzeihen die Madam, es war man bloß so in die Rage, reine mang aus Versehen gekommen,“ entschuldigte sich die saubere Person.

Aber Madame hörte es nicht mehr. Sie stand, über das Treppengeländer gebeugt, und lauschte zum Flur der ersten Etage hinunter, von dem sie ein Teilchen übersehen konnte. Hinter ihr begann die Musik, die vor den Türen des Saales plaziert war, eine wiegende, weiche Walzermelodie, dazwischen scholl das Schleifen der rasch sich findenden Paare, und das Klirren von Gläsern und Tellern. Von unten kam kein Laut, und dennoch war dort Leben. Frau Christine sah an der weißen Wand des Treppenhauses einen Schatten vorüberschweben, einen Doppelschatten, genau im Rhythmus der Musik kam er, flog vorüber und kam abermals wieder.

Sie raffte die Schleppe ihres grauen Seidenkleides empor und huschte die Treppe zur Hälfte hinunter, die Bänder ihres Kopfputzes flogen aufgeregt hinter ihr drein; schmal und blaß glitt die lose aufgelegte Linke über das schwarzbraune Eichenholz des Geländers und krampfte sich dann plötzlich fest. Sie stand und sah — —

Ein junges Pärchen tanzte in dem menschenleeren Raum unter dem alten schmiedeisernen Kronleuchter, an den eingelegten Schränken vorüber, mit seliger Hingebung an die wiegenden Rhythmen der Musik flogen sie über das Parkett. Ein paar entzückende junge Menschenkinder, die sich in köstlicher Selbstvergessenheit

umfaßt hielten und sich zulächelten. Ihr Jüngster, ihr Julius und Grete Albert, die Enkelin des alten Werkmeisters der Fabrik, der auf dem hinteren Hofe seine Wohnung hatte.

Das eben fünfzehnjährige Mädchen war von einer fremdartigen verblüffenden Lieblichkeit, einer ganz ungewöhnlichen Grazie. Die schwarzen Flechten hatten sich gelöst und tanzten mit über der roten Garibaldibluse, das brünette, schmale Gesichtchen war um keine Spur gerötet von der Bewegung, und die dunkeln Augen lachten und die roten Lippen lachten, hinter denen die festen weißen Zähne blitzten.

So eifrig und hingegeben waren sie, daß sie die Frau nicht bemerkten, die da wie angewurzelt stand und starrte. Sie hätte nicht Christine Lorenz sein müssen, um diese Schönheit, diese süße Jugend nicht zu empfinden, die sie hier erblickte. Und anderseits empörte es sie, daß ihr Julius sich so weit vergaß, mit diesem Mädchen zu tanzen.

„Julius!“ rief sie mit harter Stimme. „Was fällt dir ein, Julius? Wo bleibst du?“

Die Tanzenden hielten inne. Das Mädchen, das fast unmittelbar unter dem zürnenden Antlitz der Herrin stehen geblieben war, preßte die Hände auf die hochatmende Brust und sah erschreckt und verlegen mit den leuchtenden braunen Augen zu Madame Lorenz empor.

„Wie kommst du hier herauf, Grete?“ fragte Madame Lorenz. „Weiß das deine Großmutter?“

Verwirrt griff die Kleine an ihre Schürze.

„Gott — Mama — —,“ sagte der junge Mensch empfindlich, „da ist doch wirklich nichts dabei, sie wollte so gern mal zugucken, da habe ich ihr gesagt, sie solle

heut abend mal auf die untere Diele kommen — dabei ist doch wahrhaftig nichts! — Geh nur nach Hause, Grete," wandte er sich tröstend zu dem Mädchen.

„Bitte, komm du nach oben und bekümmere dich um deine Dame," forderte ihn die Mutter auf, „über diese Angelegenheit sprechen wir morgen."

Das Mädchen war bereits über die Treppe, die ins Parterre führte, gehuscht, und gleich darauf klingelte die weißlackierte Entreetür, ein Zeichen, daß sie die Wohnung verlassen hatte, um durch die Einfahrt über den vorderen Hof die Wohnung der Großeltern zu erreichen.

„Wie kannst du dich so unpassend benehmen?" flüsterte Madame Lorenz, indem sie den Sohn neben sich winkte und mit ihm die Treppe hinaufschritt, „dazu bist du wahrhaftig zu erwachsen! Wenn ihr als Jungens mit dem Kinde gespielt habt im Hofe, habe ich wahrhaftig nichts gesagt, aber jetzt — — auch sie ist erwachsen, und da hört solche Vertraulichkeit auf."

Julius Lorenz schwieg und biß die Lippen aufeinander.

„Elschen Ebner sitzt da ganz verlassen, geh zu ihr," befahl sie, über den Anblick des traurigen Mädchengesichtes noch mehr verstimmt, „und bitte um Verzeihung, wie sich das gehört."

Sie schwieg plötzlich, der Sohn hatte etwas gemurmelt.

„Was sagst du?" fragte sie, erstaunt über den Widerspruch.

„Ich sagte nur: Es sind doch auch Menschen, die Alberts," wiederholte er erregt, wenn auch leise, „man macht sich nicht schmutzig an ihnen."

Sie suchte fassungslos die Augen ihres Jungen. —

War eine solche Antwort denn möglich? Aber der schlenderte mit absichtlicher Langsamkeit seiner Dame zu und langte auch glücklich vor ihr an, als eben die Musik schwieg.

Was war das? Nie hatte bis jetzt einer gewagt, ihr zu widersprechen, weder Karl noch seine Söhne. Sie fühlte, wie sie blaß wurde. Stumm wandte sie sich und ging in das Büfettzimmer, wo es augenblicklich menschenleer war. Am liebsten hätte sie sich wieder unter dem Vorwand der Migräne geflüchtet, aber das ging nicht, sie war die Wirtin. Sie kam aufrechten Hauptes mit zusammengepreßten Lippen aus dem Zimmer zurück und stand so in dem Vorsaal, wo sich eben die Dienerschaft mit den geleerten Gläsern zusammenfand, und in ihren Augen war ein banges Befremden.

„Was hat nur die Madam?" fragte eines der Mädchen leise, „sie sieht ja ganz verstört aus."

„Die hat das Pärchen da unten entdeckt," wisperte der Kutscher, der mitbediente, schmunzelnd.

„Welches Pärchen denn?" forschte das Mädchen.

„Dat weeßte nich? Unser Jule mit Alberts Gretchen! Ein ganz regelrechtes Liebespärchen, akkerat wie du und dein Ulane!"

„So ein Unsinn," erboste sich das Mädchen.

„Kein Unsinn, ich weiß das all lange, und wenn sie sich nicht anders sehen können, dann sehen sie sich in meinem Pärestall und schmatzen sich hinter der Futterkiste ab, und er liest ihr Gedichte vor. Ein zu niedlicher Racker ist ja die Grete, aber wenn ich der olle Albert wär', ich verhaute ihr, daß die Fetzen flögen! Überhaupt, wenn ich mich nicht fürchtete, daß die Madam mich aus Ärger über den Jule hinaussetzte, so

sagte ich ihr's doch — so 'n dummer Bengel, wie er noch eben ist, der Jule. Aber ich tu' es nich, soll man jeder vor seiner Tür fegen."

Um zwölf Uhr war das Fest zu Ende. Herr Karl Lorenz stand in dem leeren Tanzsaal, in dem die Kerzen heruntergebrannt waren und zerdrückte Blumen und Knallbonbons-Papier in Menge an der Erde lagen, mit seinen Söhnen und gähnte laut und herzhaft.

„Na, ihr Schwerenöter," sagte er dann gutgelaunt und zog an der Kette die massive goldene Uhr hervor, „nun bedankt euch bei eurer Mutter, sie hat eine ordentliche Last gehabt für euch."

Der Älteste, blonde kam sofort und küßte Frau Christine die Hand. „Es war ganz famos, Mama," sagte er geziert. Julius stand und rührte sich nicht.

„Na, Jule?" fragte der Vater verwundert.

„Er ist böse mit mir, laß dir nur erzählen, Karl, was er übel genommen hat," sagte Frau Christine, die an einem Tisch stand und die goldenen Löffelchen zusammensuchte von den Kaffeetassen und Kristalltellern. „Dem jungen Herrn genügten offenbar die hübschen Mädchen hier oben nicht," fuhr sie fort, „er walzte auf eigene Hand auf der unteren Diele mit Werkmeister Alberts Grete."

„Alle Wetter!" sagte Herr Lorenz und konnte kaum das Lachen verbeißen: „So einer bist du, mein Sohn? Was fällt dir denn ein, Julius? Die einzige Entschuldigung, die du hast, ist die, daß die Grete Albert eine verdammt hübsche Krabbe ist." Und dann blickte er abermals gähnend auf die Uhr.

„Karl!" rief Madame Lorenz tadelnd.

„Na ja," lenkte der Gemahnte ein, „na ja, mein

Junge, Mama hat recht. Unpassend ist es, das ist wahr! Aber nun macht gefälligst, daß ihr in die Klappe kommt, Jungens," suchte er sich der Affäre zu entziehen. „Stineken, laß die Löffel — das kann Sophie doch auch. Sophie, komm her, zähle das Silber — Madame ist müde — also allons, mein Schatz."

Madame folgte ihm mit hochroten Wangen in das Schlafzimmer.

„Karl," begann sie sofort, und die Tränen drangen ihr in die Augen, „wie magst du nur so etwas ins Lächerliche ziehen? Wo der Junge doch mit den reizendsten Mädchen tanzen konnte — da geht er und walzt mit dem kecken Ding von Alberts. Ich bin so verstimmt darüber, so verletzt, daß ich es gar nicht beschreiben kann, und du — —"

„Na, Stinchen, du legst da mal wieder einer höchst unschuldigen Sache eine viel zu große Wichtigkeit bei," antwortete Karl Lorenz. „Übrigens — dem Himmel sei Dank, daß wir bloß Jungen haben, Stineken" — meinte er gemütlich dabei, „es ist hoffentlich das erste und das letzte Mal, daß ich Ballvater gespielt habe! Nachher finden sie ja wohl von allein zu der ‚Musike'."

„Harmlos — gewiß," antwortete die erregte Frau, die letzte Bemerkung ihres Mannes gar nicht beachtend, „aber der Ernst steht dahinter — der Junge hat einen merkwürdig ausgeprägten Zug nach den niederen Sphären, und — den hat er —" Sie brach ab und wandte sich dem Spiegel zu, vor dem sie mit nervösen Fingern ihren Kopfputz abzustecken begann.

„Von mir natürlich!" vollendete Herr Lorenz gelassen, „das wolltest du doch sagen? — Obgleich es gar nicht stimmt! Ich kann's beweisen, Stineken, daß

ich den Zug nach den oberen Sphären habe!“ Er reckte sich ein wenig und machte eine schraubenförmige Armbewegung nach der Stubendecke dabei, „das ist doch klar, Stineken, sonst hätte ich dich nicht geheiratet — was?“

Sie drehte sich rasch nach ihm um, das Häubchen hielt sie in der Hand und stand nun vor ihm ohne den entstellenden haubenartigen Putz, im Schmuck ihres vollen kastanienbraunen Haares, und sah plötzlich so jung und so mädchenhaft verblüfft aus über diese Behauptung, daß er, wie in seinen verliebtesten Zeiten, sie stürmisch an sich zog und die schweren Flechten an seine Lippen drückte: „Stine, Herzensmädel!“ sagte er unter den Küssen, „bist du wirklich schon sechsunddreißig? Bei Gott, du kannst es mit der Jüngsten aufnehmen!“

„Laß das doch!“ Ärgerlich machte sie sich frei. „Sei bitte ernsthaft in dieser Sache, Karl, die Geschichte ist mir unangenehm, das Mädel muß möglichst aus dem Hause — es ist jetzt so in dem Alter —; sie kann doch in einen Dienst gehen! Wozu hockt sie da herum bei den Großeltern? Du mußt mit dem alten Albert sprechen, daß es geschieht — je eher, je besser! Willst du das?“

„Gott — wenn es sein muß, Stineken — aber den Grund hierzu sehe ich nun wirklich nicht ein,“ antwortete er verdrießlich, „was ist denn am Ende geschehen? Daß der Bengel mit unseres Alberts, unseres alten guten Werkmeisters Enkelin, mit der er als kleines Kind spielte, sich im Tanz mal umgedreht hat? Läuse wird er nicht gleich gekriegt haben. Es sind doch auch Menschen, die Alberts.“

Sie stand starr und sah ihren Mann an, der sich nun gesetzt hatte, und mit großem Geräusch die Stiefel auszog. Dieselbe Antwort, wie der Junge vorher, gab ihr jetzt der Vater. Eines Geistes und eines Herzens! Die beiden mußten doch wissen, daß sie keinen gewöhnlichen Hochmut besaß, daß die Arbeiter ihres Hauses ihr durchaus nicht gleichgültig waren, daß sie sie unterstützte, wie und wo sie konnte! Sie wollte doch lediglich die feine Linie gewahrt wissen, die Sitte und Herkommen vorschrieb zwischen Herrn und Untergebenen; sie wollte den Sohn vor einer törichten Liebelei bewahren; sie wollte den Respekt des künftigen Herrn für ihn retten, der durch solche Dinge gar bald vergeben sein konnte, und wollte ein törichtes junges Ding vor dem Elend bewahren, in das sie unfehlbar stürzen mußte, wenn eine Warnerin fehlte.

Der gefürchtete Moment war wieder einmal da, in dem sie sich fragte: „Warum hat meine selige Mama mir zugeredet, dieses Mannes Weib zu werden?"

Noch bis in den Morgen hinein aber hörte Karl Lorenz seine Frau schluchzen, und diesem hilflosen, wehmütigen Weinen gegenüber siegte wieder die große Gutmütigkeit in ihm, und er grübelte, wie er den Wunsch seiner Frau erfüllen könnte, ohne den alten verläßlichen Werkmeister zu kränken; wie das hübsche Ding aus dem Hause zu bringen sei, das seiner Frau als ein offenbares Schreckgespenst erschien? Am bedenklichsten fand er bei der ganzen Sache, daß Christine durch ihr Schelten den Jungen erst recht aufmerksam gemacht hatte; sicher war er bisher ganz arglos gewesen; wenn ihm aber jetzt die Augen aufgehen für die hübsche Kröte, so beginnt die Sache wahrscheinlich erst recht Leben zu

bekommen, die sich — unbemerkt — wahrscheinlich im Sande verlaufen hätte.

„Na, man muß sehen — man muß sehen," murmelte er ärgerlich vor sich hin, „um einen unstandesgemäßen Walzer wird ja nicht gleich die Welt untergehen."

Er zog sich die Kissen über die Ohren, um das Weinen seiner Frau nicht mehr zu hören, und als sich dieses Mittel nicht bewährte, stand er auf, zog den Schlafrock über und ging — das erste Mal aus eigener Initiative — in das Logierzimmer, wo er die kurzen Stunden bis Tagesanbruch seelenruhig verschlief.

* * *

Am anderen Abend in der Dämmerung schlich Jule Lorenz in den Pferdestall. Dieser Raum stand heute leer, denn Madame Lorenz war zum Lesekränzchen zu ihrer Tante auf deren Gut gefahren, nachdem sie mit Mann und Söhnen in voller Harmonie zu Mittag gespeist hatte, denn die fragliche Angelegenheit war von Karl bestens geordnet. Vor zehn Uhr pflegte sie von solchen Besuchen nicht heimzukehren.

Herr Lorenz saß beim L'hombre in der Herrenstube des Ratskellers, wie jeden Abend. Jule wußte von seiner Mama, daß sie nicht daheim sei, und daß sein Papa an solchen Abenden nicht zu Hause speiste, den Bruder Johannes aber wußte er auf der Neuen Straße vor Duna Sperlings Hause umherrennen, und so war es denn ein recht ungestörtes Wiedersehen, das Jule mit Grete Albert im Pferdestall haben konnte.

Zuerst küßten sie sich, als ob sie sich seit drei Jahren nicht gesehen hätten, und dann kam das große Geheimnis zur Sprache: „Du, Jule," stieß sie hervor,

„weißt du schon — wir ziehen nach der Walkemühle, in acht Tagen müssen wir draußen sein."

„Unsinn!" stotterte er ungläubig.

„Herr Lorenz hat's Großvater heute mittag gesagt, er kam selber bei uns in die Stube."

„Was sagte er denn, der Papa?"

„‚Albert' hat er gesagt, und stellte sich mit dem Rücken ans Fenster — wir saßen nämlich beim Essen — ‚nu laßt Euch man nicht stören, eßt weiter', hat er gesagt, ‚ich wollt' schon lange mal mit Sie sprechen', sagte er."

„Mit Ihnen," verbesserte Jule.

„‚Mit Ihnen sprechen, ich muß eine Aufsicht in die Walkemühle haben, und Ihre Frau hust't doch noch immer so, nicht?'"

„Hustet! Sprich doch nicht so — —"

„‚Hustet doch so, und deshalb hab' ich gedacht,' sagte dein Papa — ‚es wäre doch gewiß gut vor ihr, wenn sie in bessere Luft käme'; er könnte ohnehin in der Walkemühle nicht den ersten besten gebrauchen, weil das doch 'ne selbständige Stellung is, ‚und da hättet Ihr das Gütchen und was die Grete is', sagte Herr Lorenz, ‚die könnte vielleicht mit 'ner ordentlichen Frau die Aufsicht über die Zimmer da draußen übernehmen — denn die ollen Schränke und Kommoden wären sehr wertvoll,' sagte er, ‚denn irgend etwas muß die Hexe doch vor haben,' sagte er, ‚sie is doch nu all groß genug.'"

„So, das sagte Papa?" fragte Jule Lorenz. „Was meinte dann aber dein Großvater zu dem Blech?"

„Nu — erst hat er nich gern dran gewollt, aber Großmutter is dafür und — er hat ja auch viel weniger zu tun, und die schöne Wohnung und der Garten, und 's Lohn bleibt dasselbe."

„Na — und wir, Grete?“

„Ach!“

„Wie?“

„Ach Jott — es muß ja doch mal aufhören! Großvater is schöne böse auf mir.“

„Was sagt er denn?“

„Na, als Herr Lorenz 'naus war aus die Stube, is er auf mich zugekommen und hat mir ein Paar an die Ohren gegeben, die waren nicht von schlechten Eltern, und geschrien hat er: ‚Du bist schuld an — du! — Willst wie deine Mutter werden?‘ Und dafür wär ich zu jut, denn heiraten täst du ja doch bloß eine von die vornehmen Fräuleins.“

„Ich? Der weiß auch was — so 'nen Grasaffen von gestern abend nehme ich nicht! Als ob eine so hübsch wäre wie du — und dann die ekelhaften Mütter dazu, die möchten einen ja wohl jetzt schon festnageln! Nee, Grete, ich denke übrigens vorläufig noch gar nicht ans Heiraten, das hat noch lange Zeit! Jetzt sag lieber, wo und wie wir uns treffen können? Dein Alter in der Walkemühle paßt sicher auf wie ein Schießhund.“

„Ich weiß auch nicht,“ meinte das Mädchen kleinlaut, und schluckte an Tränen.

„Na, ich komme so oft ich kann auf dem Fußweg an der Queste entlang, und du mußt mir entgegengehen, und da, wo der Steg nach dem Berge hinauf führt, wo unsere Rahmen sind, steht ja so 'ne olle Bank, und wenn ich da um acht Uhr nicht bin, dann konnt' ich nicht fort. — Und, Grete, du bleibst mir treu, und die Bengels da in der Mühle — na, ich schösse erst dich und die auch noch tot.“

Das hübsche Ding fiel ihm von neuem um den Hals. „Bis in den Tod, Jule, und ich hab' doch den Ring von dich —"

„Von dir!" verbesserte er ärgerlich, trotz aller Verliebtheit und aller Küsse. „Und nun gerade wollen wir zusammenhalten, nicht, Grete?" schmeichelte er, „und dein Großvater soll sich bloß hüten, dich nochmal zu hauen!"

„Grete," begann er dann noch einmal verlegen, „ich hab' wieder ein Gedicht auf dich gemacht, aber das bringe ich erst, wenn du fortgehst nach der Walkemühle. Nur weil du so wunderbar hübsch bist!"

„Wie Kleopatra," unterbrach sie ihn lachend, — „ich weiß ja —"

„Nein, diesmal ist's eine Ode an dich."

„Was? Eine Ode?" —

„‚Rache' heißt sie," beichtete er.

„Sag mir den Anfang," schmeichelte sie. — Er zögerte noch ein wenig, dann zog er sein Notizbuch heraus und begann vorzulesen:

„Als uns die Mutter beim Tanzen ertappt,
Da hat sie uns gründlich angelappt.
Wie standest du da so schämig!
Ich bitt' dich, mein Schatz, nicht gräm dich!
Was wär' eine Lieb' ohne Leid und Zorn?
Eine Rose wär' sie, ohne jeglichen Dorn.
Kennst du eine solche Rose?
Du standest so schämig, du warst so verwirrt,
So bang und scheu ist dein Auge geirrt,
Bei mir um Hilfe zu flehen —
Ich seh' dich noch immer da stehen — —"

„Es ist jar nicht wahr!" schrie Grete. „Es ist mir ja jar nicht eingefallen, dich so anzusehen!"

„Sei doch stille,“ fuhr er sie an. „Ich werd's doch wissen, wie du ausgesehn hast —“ Dann las er weiter mit Pathos:

„Und ein Zorn ward in mir, so heilig und groß!
Doch hab' ich geschwiegen und brach nicht los;
Nur Rache hab' ich geschworen
Der Mutter, die mich geboren.“

„Au, au,“ lachte Grete, „hör auf, hör doch bloß auf!“

„Wie aber soll ich dich rächen, mein Kind?
Die Mutter ist's doch, die uns feindlich gesinnt!
Jetzt weiß ich's! — Ich werde dich rächen:
Ich werd' sie umarmen und sprechen,
Ganz heimlich und leise bei jedem Kuß:
‚Den schickt dir mein schwarzbraunes Lieb' als Gruß;
Die Lippen, die jetzt dich berühren,
Sind heiß noch von Grete ihren,
Von ihrem granatroten Munde,
Der mein ist zu jeder Stunde.
Sag, Mutter, kann fein ich nicht küssen?‘
Das wird sie zugeben müssen — —“

Grete saß jetzt auf der Futterkiste, hielt die Hände krampfhaft im Schoß gefaltet, den Kopf zurückgebogen, daß Julius in ihrem Munde alle zweiunddreißig Zähne sah, und lachte Tränen.

„Solche Lüge, nee, solche Frechheit!“ stieß sie hervor.

„Na?“ fragte er stirnrunzelnd, das Notizbuch noch in der Hand, „was soll das Gelache?“

Sie aber konnte sich nicht fassen.

„Gib her die Küsse, daß ich sie Mutter meuchlings gebe,“ sagte er ebenfalls lachend und wollte sie von der Kiste herunterholen. Aber sie glitt allein herab,

hielt ihre Hand vor den Mund gepreßt und knipste mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand Julius Lorenz an die Nasenspitze, etwas, das man in Questenburg, „einen kleinen Sechser" nannte, und lief noch immer lachend aus dem Stalle.

„Ach, nein, — ach, nein, — und das soll 'ne Ode vorstellen," hörte er sie noch rufen.

* * *

Nun war die Zeit um fünf Jahre weiter gegangen. Mit Stolz hätte sich Herr Karl Lorenz als den Inhaber der größten, leistungsfähigsten Fabrik rühmen können, aber dazu war er zu bescheiden, außerhalb seines Kontors hörte man ihn nie vom Geschäft sprechen. Er spielte nach wie vor sein L'hombre, den Point zu drei Pfennig, er trank höchstens eine bessere Marke Rotwein und rauchte eine feinere Zigarre als früher. Frau Christine hatte mit zunehmenden Jahren ein wenig von ihrer sylphidenhaften Figur verloren und war rundlich geworden, genau so wie ihr Gatte. Sie entrüstete sich nicht mehr ganz so über seine zweifelhaften Witze, die er nun einmal nicht lassen konnte, und nahm sie hin wie etwas Unvermeidliches. Sie hätte beginnen können, sich behaglich zu fühlen in ihrem Daheim, wenn nicht der eine — Kummer wäre zuviel gesagt — der Ärger über Jule gewesen wäre.

Jule saß im Kontor von Bindekranz und Kompanie als jüngster Kommis und war ein recht ordentlicher und brauchbarer junger Mann, wie der alte Bindekranz, ein Freund seines Vaters, ihn diesem gegenüber lobte, aber nebenher hörte man doch so allerlei von ihm. Die alte Sophie brachte seiner Mutter schon mit dem ersten

„guten Morgen“ an den Kaffeetisch die aufregendsten Bulletins.

„Na, Sophie?“ pflegte Christine Lorenz zu fragen mit einer Leidensmiene.

„Ja, Madam, er hat allwieder bei der alten Wurmstichen gesessen gestern abend, und vorher hat er bei Konditor Rhoden in der Krummen Straße eine Tüte mit Prillken gekauft, und was sie is, die Grete, die muß doch dagewesen sein, denn vor die Wurmstichen kauft doch keiner keine Prillken nich.“

Frau Christine saß dann, biß sich auf die Lippen und strich sich ihre Semmel mit Butter, und die Hände zitterten ihr dabei.

„Jott, Madam, regen Sie sich man nicht auf, das kommt ja alles ganz anders!“ pflegte Sophie zu trösten.

Ach ja, Christine Lorenz sehnte den Tag herbei, an dem Jule Questenburg verlassen mußte, um als Einjähriger nach Koblenz in ein Infanterieregiment zu gehen; da würde ja der Junge zuversichtlich das Vergessen lernen. Diesen Plan hatte Karl Lorenz ersonnen, als seine Frau ihm täglich und stündlich in den Ohren lag, er solle dem Ärgernis ein Ende machen, das die Liebesgeschichte zwischen Jule und Gretchen Albert für sie bildete, über das sie sich die Augen rot weinte Tag und Nacht und nicht aufhörte zu klagen.

Da hatte Karl sie eines Abends zu dem tiefen Sessel geleitet, der am Kachelofen stand, und hatte sie feierlichst gebeten, Platz zu nehmen, und etwa folgendes gesagt: „Nu hör mal zu, Stineken, du faßt die Sache vom verkehrten Zipfel an, du willst Kleinkrieg, das ist Unsinn! Wenn ich, wie du möchtest, alle Tage dem

alten Albert aufs Dach steigen wollte, der mir unersetzlich ist für das Geschäft, so schadete ich mir selbst, verbitterte den Mann, und bei seinem Einfluß auf die Arbeiter käme eine ganz bedenkliche Mißstimmung gegen uns zustande. Das Mädel dem alten Mann wegnehmen, sie — sozusagen — auszuweisen, wäre eine Unmenschlichkeit, jetzt, wo die alte Frau gestorben ist, und helfen täte es auch nichts. Nebenbei geht die auch nicht so einfach, wie du denkst, als Stubenmädchen zu Tante Hedwig nach Braunschweig, so ist die nicht. — Ich habe einen anderen Ausweg gesucht, ohne dir viel davon zu sprechen. Jule reist eines Tages mit mir nach Koblenz und meldet sich bei dem dortigen Infanterieregiment als Einjähriger; daß er angenommen wird, weiß ich, denn ich korrespondierte darüber mit dem Major Ägidi, und — erst einmal einen einzigen fröhlichen Sommer, einen einzigen Karneval am Rhein, und strammen Dienst dazu — was meinst du, Stineken, wo die hübsche kleine Kröte bleibt, um die er jetzt scharmuziert, hui — aus den Augen aus dem Sinn. Er ist doch auch nicht anders wie die jungen Leute alle — und das Mädel ist viel zu klug, als daß sie sich beim letzten Rendezvous nicht sagen sollte: „Nun ist's aus, sieh dich nach einem andern um!"

Frau Christine hatte mit verwunderten Augen ihren Mann angeschaut, diesen Mann, der keine Anlage zum Philosophen besaß und der ihr plötzlich wie ein vollendeter Diplomat erschien. „Aber," stotterte sie, „wenn Julius nun auch fortgeht, dann — dann sind wir ganz allein?"

„Der ist schon viel zu lange bei uns geblieben, Stineken. Mach du ihm eine anständige Ausrüstung an Wäsche, das Zivilzeug kann er sich in Berlin bestellen,

denn das braucht er, um Rheinpartien zu machen und für die verschiedenen Karnevalulks, Stineken. Das Portemonnaie dazu kriegt er von mir. Billig wird die Kur ja wohl nicht sein, aber radikal, darauf kannst du dich verlassen."

„Sie kommt mir wie ein zweischneidiges Schwert vor," hatte Frau Christine gemurmelt.

„Weißt du eine bessere?" fragte Karl Lorenz pikiert und stand auf, „so sag's — mir ist's recht."

Aber Christine Lorenz hatte schließlich zu allem ja gesagt, um ihren Jüngsten aus diesen Banden zu befreien.

Mit unverfänglicher Miene hatte Karl Lorenz einige Tage später beim Mittagessen die Rede auf Major Ägidi gebracht, der ein entfernter Verwandter der Gutmanns war, das heißt der Mann von Frau Christines Cousine. Dieser sollte an seinen Schwiegervater geschrieben haben, daß es doch gar zu famos sei in seiner neuen Garnison, und ob die Verwandten denn nicht mal Lust hätten zu einer Rheinreise? Hatte dann gemeint, es sei dies gar kein unebener Vorschlag. Ein Wort hatte das andere gegeben in der kleinen Familie, und schließlich war Karl Lorenz einig geworden mit seinem Sohn Julius, eine kleine Rheinreise im kommenden Herbst zu machen, der sich auch noch ein Abstecher nach Löwen, wo Johannes in Stellung war, anschließen sollte.

Diese Reise war richtig im vorigen Herbst unternommen worden, und zur größten Befriedigung verlaufen. Onkel Ägidi hatte den Vorschlag gemacht, der schmucke Neffe solle doch sein Jahr in Koblenz abdienen, und ehe sich Julius recht besann, war er dem Obersten des Regiments vorgestellt, vom Regimentsarzt als taug-

lich befunden und angenommen worden. Anfang April des kommenden Jahres solle er eintreten.

Frau Christine atmete auf, als der Gatte ihr berichtete, daß Jule gar keine Schwierigkeiten gemacht habe bei dieser wie zufällig eingetretenen Wendung, und sonderbarerweise wollte sie diese rasche, fröhliche Einwilligung beinahe schmerzen. Aber schließlich war sie doch nur zu froh über diese vernünftige Herzlosigkeit, und drückte in diesem Winterhalbjahr beide Augen zu, mochte er so viele Rendezvous mit Gretchen haben, als er wollte, mochte er ihr schockweise die leckeren Prillcken spendieren und bis Mitternacht bei der Lügenwurmstichen mit ihr zusammensitzen; mochte er ihr für sein Taschengeld zu Weihnacht ein kirschrotes Wollatlaskleid schenken und einen Ring mit Türkisen — alles das hatte Sophie in Erfahrung gebracht — es hatte ja nun bald ein Ende, die Kur mußte wirken.

„Madam, wissen Sie denn all?“ fragte die alte Sophie eines Tages, „nu läßt er sie ja gar von Kantor Scholzen Stunde geben in richtiges Hochdeutsch und Aufsatzschreiben!“

Frau Christine bekam einen Schrecken, das schmeckte nach ernsten Dingen. „Woher weißt du denn das, Sophie?“ forschte sie.

„Jott — Madam, Ficken Scholz is doch meiner seligen Cousine ihre Schwägerin, ich treff' sie doch manchmal auf'm heiligen Geist bei die Krausen, die is nu auch balle neunzig — und hat's mich erzählt. — Janz gewiß is 's wahr! Dreimal die Woche jeht die Grete Albert abends bei Lehrer Scholzen, was der Kantor an der Servatiuskirche is, und lernt bei dem, und unser junger Herr holt ihr dann wieder ab. — Nee, man

bloß so 'nen Geschmack. Da war unser Herr Johannes anders, der poussierte wenigstens ein feines Fräulein — Madam wissen ja, die Duna Sperling, die is blond und hat blaue Augen, sieht wie ein Christenmensch aus, aber was Grete is — wie ein Taternmädchen*) reinemang! Das hat sie ja woll von ihrem Vater, Jott verzeih ihm seine Sünde."

„Sophie, das sind ja alles Dummheiten, das mit der Duna auch; red nicht solchen Unsinn!" verbot Madame.

„Madam, wer kann's wissen? In die Zukunft können wir alle nicht sehen," antwortete Sophie und trippelte in ihrem faltigen Tuchrock und der weißen Schürze aus dem Zimmer. Sie wußte, was sie wußte, auch mit der Duna —, als ob der Johannes nicht jeden Abend hinausgelaufen wäre vor das Neue Tor, sie hatte es für ganz gewiß gehört, daß sie sich bei Klopstocks Denkmal im Stadtwald getroffen hatten, das feine Fräulein Duna Sperling mit Herrn Johannes. Aber die war ja vornehmer Leute Kind, die konnten sich heiraten, wenn's auch nicht recht war von ihr, so hinterm Rücken ihrer guten Eltern — na, ja eben, die Welt wird nicht besser!

* * *

Nun wollte es April werden, und der letzte Abend, den Jule im Vaterhause verleben sollte, war angebrochen. Jule wußte, daß Mama ihn sehr feierlich gestalten wollte, und daß er pünktlich zum Essen erwartet werde.

Nachmittags hatte es geschneit, geregnet und gestürmt, als er verschiedene Abschiedsbesuche machen

*) „Tater", plattdeutsche Bezeichnung für Zigeuner.

mußte, die er als „blödsinnig“ bezeichnete. Gegen Abend war der Wind verstummt. Jule schritt in der beginnenden Dämmerung an der Queste entlang den Weg nach der Walkemühle zu. Grete hatte versprochen, ihm entgegen zu kommen, er wollte sie dann zur Base Wurmstich begleiten, die ihres Zeichens Flickfrau war und in allen möglichen angesehenen Häusern der Stadt bis sieben Uhr abends nähte und es ruhig gestattete, daß Alberts Gretchen sich mit ihrem Liebsten bei ihr traf, denn so 'n anständiges Verhältnis — wie sie sagte — muß man proteschieren. Und sie brauchte nach keinem Menschen zu fragen und konnte tun, was sie wollte, und wenn die olle Sophie von Lorenz' ihr noch mehr nachspionierte. Sie sollten's nur mal versuchen! Sie wäre eine Dachdeckermeisterstochter, und fünfunddreißig Jahre Kammerjungfer bei der Gräfin von Thalheim gewesen, sie wisse, was sich gehört!

Ehrlich vom Scheitel bis zur Zehe war sie, und sie hatte Gevatter gestanden bei Grete Albert und kannte ihre Pflichten gegen ihr Patenkind. Ein so schönes Mädchen gebe es in der ganzen Stadt nicht, und die so auf sich hielt, und Manieren wie 'ne Dame, wie Madame Lorenz selber so fein, und sie, die Amalie Wurmstich, tue nur ein gutes Werk, wenn sie erlaubte, daß die beiden sich unter ihren Augen trafen, anstatt daß sie im Wäldchen umherliefen ohne Aufsicht, wie man es leider von anderen gehört hatte! Und sie hielt die Liebesleute tatsächlich gut in Zucht mit allerlei kernfesten Redensarten und Ratschlägen und sagte alleweile zu dem Mädchen: „Behalte den Kopf oben, Grete!“

Das Paar wollte also dort die Abschiedstunde feiern.

Amalie Wurmstich sollte Kaffee kochen und Kuchen besorgen, wie verabredet. Grete kam denn auch bald des Weges daher, betrat den vom Regen durchweichten Pfad und schritt so zierlich wie eine Bachstelze. Sie hatte ihr Nähkörbchen am Arm und ein dreizipfliges schwarzweiß karriertes Umschlagetuch umgenommen: der feine Kopf war unbedeckt und in den dicken, zu einer Krone aufgesteckten schwarz-blauen Zöpfen lagen die letzten Regentropfen wie Diamanten.

Das sonst so strahlende, fremdartig reizende Gesicht war heute von einem ungewöhnlichen Ernst.

Sie streckte Jule die Hand entgegen und sagte einfach: „Das is nu das letztemal, Jule!"

„Wir schreiben uns, Grete," tröstete er, und sich rasch umschauend, ob auch keine Beobachter da wären, zog er sie an sich und küßte sie.

„Ja — wirklich?" fragte sie schalkhaft, „vergiß es nur nicht! Du mußt immer denken: die sitzt da und wart' — wartet —" verbesserte sie sich und denkt — „na, was denke ich woll, Jule?"

„Ich werd's schon nicht vergessen!" brummte er.

„Na, na — das hat dein Bruder doch sicher der Duna auch versprochen," sagte sie mit halb erstickter Stimme.

„Tu mir den Gefallen, Grete, und behalte es für dich! Weißt du — das ist nicht dein Geheimnis, darüber hast du kein Recht!" forderte er dringend.

Sie nickte. „Ich bin keine Schwätzerin, Jule!"

„Ja, ich weiß, du bist riesig zuverlässig, Gretchen," lobte er.

„Sag, Jule, wenn kommst du denn heute zu der Base?" forschte sie.

„Laß dir die Zeit nicht lang werden, Kind; Mama

hat kochen und backen lassen, und Papa hat höchstselbst den Wein im Keller revidiert — vor zehn, halb elf ist's nicht möglich, aber dann bleibe ich lange, so lange es dein alter Drache erlaubt."

„Ich kann bloß bis Elfe bleiben — das wird ein kurzer Abschied, und um neun Uhr morgen reist du, Jule?" setzte sie fragend hinzu.

„Ja! Aber komm nicht nach der Post, Grete, das geht nicht."

„I wo werd' ich denn? Bin ich dir schon jemals nachgelaufen?"

Sie stand still hinter einem blühenden Weidenbusch und sah ihn an; Tränen funkelten in ihren dunkeln, heißen Augen.

„Na, was hast du denn?" fragte er und klopfte ihr die bräunliche Wange, es lag so eine zerstreute müde Freundlichkeit darin, als wollte er sagen: wäre es doch erst überstanden.

„Ach — nichts!" Sie wurde blaß. „Du bist ja schon in Koblenz, Jule?"

„Aber — Gretchen!"

Doch sie wehrte seiner kosenden Hand. „Du bist anders wie sonst, Jule, denkst du, ich fühle nicht, was das heißt, wenn wir heute Abschied nehmen voneinander?"

„Nee, da fühlst du mehr wie ich, Grete, aber wenn ich eine Bitte aussprechen darf — sei am letzten Abend nicht so tragisch, was ist's denn weiter, so 'ne kleine Trennung?"

„Nein, nein," sagte sie halb erstickt, „hast recht — 's ist nichts weiter, nein, nein!"

„Ja, Herrgott, was soll ich denn tun?" fuhr er auf, „ich muß doch fort zum Regiment!"

Sie wandte den Kopf und schwieg, stumm gingen sie weiter.

„Hundertmal hab ich's gesagt, daß ich dich liebe wie mich selber, daß ich täglich an dich denken werde, daß ich wiederkomme mit unveränderter Liebe —; was denn noch? Sei mal verständig, Grete, und schließlich —"

„Ja! Ach, laß nur —" unterbrach sie ihn, „ich kann nichts dafür, daß mir so angst ist."

„Na! Na! beruhige dich, wir müssen tapfer sein, Gretchen, du weißt doch selbst, daß ich nicht mit dem Kopf durch die Wand kann."

„Nein, das kannst du nicht, und ich bin die Letzte, die was erzwingen will, oder jemals hofft, das zu tun. Nur dein Herz sollst du mir noch ein Weilchen lassen, noch ein Weilchen — mach's nicht wie der Johannes, der schon seit vier Wochen keine Zeile mehr an Duna geschrieben hat."

Er antwortete mit einem Kuß und streichelte ihr Haar. „Nun sei lieb, flenne nicht. Das kleidet dich gar nicht. Nimms Leben nicht so schwer, wir können's nicht ändern, wie's mal ist."

Sie machte eine ungeduldige Bewegung, daß seine Hand von ihrer Schulter glitt.

„'s ist so eine recht bequeme Weisheit, die du predigst — sehr recht, wir können's nicht ändern."

Er sah verstohlen nach der Uhr.

„Na ja, 's ist schon achte — du mußt flink — flink machen," sprach sie gereizt, „und laß es dir nur gut schmecken. Auf mich wird wohl keiner eine Rede halten beim Essen. Da trink nur mal stumm auf unsere Liebe, auf unsere dumme armselige Liebe!" Und sie lachte jetzt wieder, noch mit den Tränen an den Wangen.

Es hatte dieses Lachen, das die ganze Skala der Tonleiter auf und nieder lief, etwas Sinnbetörendes für den jungen Menschen, er hatte sich in dieses Lachen verliebt, das war ihr Element, reizend war sie so, und er merkte gar nicht mal, daß es nicht echt war heute. Stürmisch riß er das Mädchen an sich und küßte es. Um sie her der feuchte Dunst des Frühlingsabends, die rauschenden Bäume, das dumpfe Glucksen und Murmeln des angeschwollenen Mühlgrabens.

„Schatz! Liebste! Zauberin!“ stammelte der schöne junge Mensch.

„Da kommt jemand!“ flüsterte sie mutwillig, und als er sie erschreckt aus den Armen ließ, entsprang sie ihm jauchzend und verschwand in der Dämmerung.

„Unband!“ murmelte er lächelnd und schritt rasch der Stadt zu nach dem elterlichen Hause.

Dort hatte man besonders festlich den Tisch gedeckt mit Blumen, Kristall und Silber. Herr Lorenz war bereits um sieben Uhr aus dem Kasino zurückgekehrt von seinem L'hombretisch, und die alte Sophie ließ es sich nicht nehmen, heute abend an Stelle des flinken, jungen Stubenmädchens den Jungherrn noch einmal zu bedienen. Sie war in ihrem Sonntagsstaat, dem schwarzen Tuchkleid, das weiße Mullhäubchen umschloß mit voller Rüsche das runzlige Gesicht, unterm Kinn zu einer Schleife gebunden: „Denn, Madam, ich weiß ja nich, ob es nich das letzte Mal is, daß ich unseren Herrn Jule sehe,“ sagte sie mit ihrer meckernden Altweiberstimme, „mich hat's nämlich so schwer geträumt.“

Madame Lorenz saß mit ihrem Manne im Wohnzimmer, und beide warteten auf den Sohn. Er wußte, um halb acht Uhr sollte gegessen werden.

Das Gesicht der Mutter, das Spiel ihrer Hände wurde immer unruhiger, je länger der Erwartete ausblieb, sie konnte sich ja denken, wo er war. Karl Lorenz merkte ihre Ungeduld und um sie abzulenken erzählte er allerlei Stadtneuigkeiten, aber es mißlang ihm.

In der Küche wurde ein Lieblingsgericht des Scheidenden zubereitet; Vater Lorenz hatte eine Moet & Chandon kalt stellen lassen, „Mut und Schande" nannte er diese Marke scherzhaft — ohne solche harmlose Witzchen konnte er nicht leben. Auf einem Seitentische aber war eine ganze Bescherung aufgebaut, eine Reisetasche von Juchtenleder mit silberner Einrichtung, etwas ganz Neues, die Madame für den Sohn aus London hatte schicken lassen, ferner seidene Taschentücher, Krawatten, seidene Strümpfe und so weiter.

Die alte Sophie kam ins Zimmer und näherte sich ihrer Herrin. „Madam, die Köchin sagt, das Hechtfrikassee verbrützelt ganz und gar, und ob nicht wenigstens der Herr und die Madam essen möchten, ehe es den Geschmack ganz verlöre."

„Noch eine Viertelstunde wollen wir warten," entschied die Hausfrau. Nach einem Weilchen kam Sophie wieder und brachte einen Brief auf silbernem Tablett:

Madame Lorenz
née Gutmann
à Questenburg.

„Aha," dachte sie, „von dem Belgier, dem Johannes!" Sie war plötzlich ganz rot vor Freude. Eilig riß sie das Kuvert auf. „Er ist doch immer pünktlich!" sagte sie lobend zu ihrem Mann. Dann aber, als sie las, wurden ihre Züge eigentümlich gespannt, und die hübsche Röte, die ihr so gut stand, wich einer fahlen

Blässe. Unsicher sah sie zu ihrem Mann auf — „Karl, ich bitte dich — was Johannes da schreibt! — Lies, aber erschrick nicht —“ und das Kuvert noch einmal ansehend, flüsterte sie: „Ja, aus Wiesbaden.“

Ihre zitternde Hand hielt dem Gatten den Brief hin.

Der setzte gelassen die goldene Brille auf und wurde ebenfalls rot beim Lesen. „Nein, so etwas! Rege dich nur nicht auf, Stineken,“ sagte er — „der Junge ist verrückt oder stark verliebt, das kommt auf eins heraus. — Ich depeschier' ihm, daß er auf der Stelle nach Hause kommt,“ fuhr er aufgeregt fort.

Und der kleine, korpulente Herr sprang auf, warf das Schreiben auf den Tisch und lief mit seinen kurzen Schritten, etwas Unverständliches murmelnd, was sich durchaus nicht wie ein Ehrentitel für den Sohn anhörte, aus dem Zimmer ins Kontor hinunter.

Wie schwindlig griff Frau Christine abermals zu dem Brief und las ihn noch einmal:

„Wiesbaden, 29. März 1865.

Liebste Mama!

Dir möchte ich es zuerst anvertrauen, daß ich mich verlobt habe. Du wirst verwundert fragen, wie kommt mein Ältester nach Wiesbaden? Liebe Mama, ich bin dem Mädchen, das ich liebe, von Ostende nach hier gefolgt und habe mir gestern das Jawort von ihrer Mutter geholt. Ich mache Dir zuerst diese Konfidenzen, geliebte Mama, damit Du bei Papa den Dolmetscher dieses meines Wunsches machen sollst, denn aus Deinen Händen nimmt er alles, was das Leben ihm gibt, am liebsten an. Ich küsse Dir dankbar diese Hände, die so klein sind, wie die meiner angebeteten Braut.

Und nun will ich rasch erzählen, wer sie ist, und

wie ich sie kennen lernte. Sie heißt Blanka von Löwenstern und lebt mit ihrer Mutter in Wiesbaden. Ihr Vater war Oberst, d. h. er ging als Oberstleutnant ab, die Mutter stammt von einer reichen Fabrikantenfamilie der Aachener Gegend; sie ist noch heute die eleganteste, entzückendste Frau, die ich je gesehen habe. Ich lernte die Damen auf der Reise nach Ostende kennen, wohin ich, wie Ihr wißt, Ende September vorigen Jahres, bald nach Papas und Julius' Reise ging. Wir waren sehr viel zusammen, und ich hatte Gelegenheit, den Damen einige kleine Kavalierdienste zu leisten. Später, im Februar, suchte ich Frau von Löwenstern in Wiesbaden auf, und verlebte mit ihnen entzückende Karnevalstage in Mainz und fand mich von Tag zu Tage behaglicher in dem geschmackvollen Heim, dessen Herrinnen sie sind.

Frau von Löwenstern hat mir gesagt, ohne daß ich danach fragte, daß ihre Verhältnisse augenblicklich zwar etwas knapp seien, aber später werde Blanka eine hübsche Erbschaft machen, dies interessiert vielleicht Papa und Dich — Blanka und mir ist es total gleichgültig. Ich wäre ebenso glücklich, auch wenn sie eine kleine, arme Kirchenmaus wäre.

Mama, ich sage Dir, sie ist ein entzückendes Mädchen, von einer ganz eigenartigen Vornehmheit und Schönheit. Und sie liebt Deinen Jungen von ganzer Seele. Ich glaube, sie wird Dich sowohl wie Papa bezaubern.

Ich warte Eure Einwilligung in Wiesbaden ab, C. Straße 13; depeschiert gleich, ich vergehe vor Ungeduld — oder kommt, wenigstens Du, meine liebe Mama.“ —

Christine Lorenz legte den Brief wieder auf die grüne Samtdecke des runden Sophatisches neben ihr Knäuelkörbchen aus Alabaster, faltete die Hände und sah ganz konsterniert vor sich hin.

„Er ist noch so jung," flüsterte sie, „vierundzwanzig! Und vielleicht ist sie katholisch, vielleicht verwöhnt, adelsstolz, und wir sollen sie nehmen, zufrieden sein — und wissen nicht wie und wo!" — Ganz gramvoll sah sie aus. Sie atmete erst auf, als Schritte draußen erklangen und ihr jüngster, längst erwarteter Sohn ins Zimmer trat. Wie abwesend irrten ihre Augen über den schönen jungen Menschen, und ihre Hände, die sie noch über dem Brief gefaltet hielt, öffneten sich nicht und streckten sich ihm nicht entgegen; sie wollte sprechen und konnte nicht.

„Verzeih nur, Mama — ich wurde aufgehalten," sagte er liebenswürdig. „Wo ist Papa? Kann ich klingeln, daß Mine serviert? Ich habe einen Bärenhunger, Mama."

Sie nickte stumm und als in diesem Augenblick der Hausherr ins Zimmer trat, liefen die ersten schweren Tränen der Erregung über ihr Antlitz.

„Weißt du was, Christine," sprach dieser, „ich depeschiere ihm nicht, denn er kommt doch nicht; ich reise lieber hin, man muß die Katze nicht im Sack kaufen. Willst Du mit? Wir können mit Jule zusammen fahren bis Koblenz, nnd fahren dann allein weiter nach Wiesbaden, besehen uns das Mädchen, das dein Herr Bruder, lieber Jule, uns mir nichts dir nichts ins Haus bringen will, erst mal in der Nähe, denn mein Sohn — eine jede — die paßt uns nicht — verstanden?"

Der kleine Herr, der stehen geblieben war, sah zu

dem erstaunten Sohne mit seinen bebrillten, prüfenden Augen hinauf, denen er vergeblich einen energischen Ausdruck zu geben versuchte.

„Was, sagst du, Papa?" fragte Julius Lorenz. „Hans verlobt? — Nein, das glaube ich nicht, das ist ein Aprilscherz, — übermorgen ist der Erste —, ist ganz ausgeschlossen. Laß dich nicht bange machen, Mama, ich weiß es besser, es ist nichts als ein Scherz."

Stillschweigend reichte Christine ihrem Sohne den Brief. Aber als jetzt die alte Sophie erschien, um endlich zu melden, daß aufgetragen sei, drängte der Hausherr Frau und Sohn dem Speisezimmer zu. „Lies nachher, Jule, die Sache ist wahr, glaub's nur, mein Junge — nach dem Essen reden wir weiter, Mama hat lange genug gewartet. Zu sprechen ist ohnehin nichts über die Sache, bevor ich nicht dort war."

„Ein Fräulein von Löwenstern ist's," sagte Frau Christine mit einem kleinen Seufzer, der nicht unzufrieden klang und nahm von dem duftenden Frikassee. Herr Lorenz aß mit großem Appetit, und während er eine Krebsnase ihres Inhalts beraubte, sagte er: „Also — wie ist's, Christine, kommst du mit?"

„Nein!" erwiderte diese, und ihre feine Nase krauste sich hochmütig, „meine Schwiegertochter hat zu mir zu kommen, es soll nicht aussehen, als ob wir die Ehre ihrer Gesellschaft gar nicht erwarten könnten."

„Alle Wetter, hast mal wieder recht, Stineken! Also, Sophie, Frack einpacken, und von den feinen Oberhemden, die mir Madame zu Weihnachten gegeben hat; um Sieben morgen früh geht der Zug von Helkenstadt ab — Johann muß also gegen dreiviertel Sechs vorfahren, schärf's ihm ein, Sophie, denn eine Stunde fahren

wir bis nach dort — bei den nassen Wegen jetzt! — Na, und nun wollen wir anstoßen, Julius, möge es dir wohlergehen am grünen Rhein, mögest du gesund heimkommen übers Jahr! Auch auf Johannes wollen wir einen Schluck trinken — wie überhaupt auf alles das, was uns heute bewegt. Gebe Gott euch Glück und Segen, Kinder, das ist der größte Wunsch von uns Eltern."

„Dein Wohl, Julius," sagte auch Madame, „mögest du deine Kindertorheiten da draußen vergessen, um als ernster, verständiger junger Mann wiederzukommen." Frau Christine hob den feinen spitzen Kelch, in dem die Perlen des Champagners tanzten, und sah ihren Jüngsten mit liebevollen Blicken an.

„Prosit, Mama!" wiederholte der frische hübsche Junge, und seine Augen lachten heimlich über dem Glase, denn er hatte seine Mutter wohl verstanden und hatte Spaß an ihrer Angst. Ihm brannten noch die letzten Küsse seines Schatzes auf den Lippen, er hörte ihr betörendes Lachen, und er war so jung und das Leben lag vor ihm wie ein blühender Garten. Was wußte die Mama vom Leben, die arme kleine Mama, der die Liebe immer nur eine wohlerzogene Dame gewesen war, das Schlüsselkörbchen am Arme mit der stillen sanften Miene der Pflicht.

Seine Liebe? Da sang es und klang es, da kicherte es schelmisch und lachte auf in den roten Flammen der Leidenschaft! Da rauschte der Wald, da schien der Mond und sang die Nachtigall, und wenn diese rosenduftige Jugendneigung eines Tages ein Ende finden mußte, — und daran zweifelte er ja nicht — nun dann? Stirbt nicht alles, was schön ist und süß und reizend?

Die Rosen, die Jugend, die Schönheit und die Liebe! Aber noch nicht — noch lange nicht!

Er trank andächtig seinen Kelch leer, bis auf die Neige. „Das war für dich," dachte er dabei. Und das süße Weh der Trennung stimmte ihn weich.

Schweigend aß er, was seine Mutter ihm liebevoll vorlegte.

Auch Frau Christine war still und traurig. Es war zu viel, was über sie kam mit einem Male. —

Als der Nachtisch aufgetragen wurde, erschien Sophie mit dem Apfelauflauf und sagte leise: „Ach, Madam, eben ist die Ansage gekommen vom Tode des Herrn Gerichtsdirektor Sperling, ganz plötzlich sei er verschieden, sagt der Lohndiener Märtens. Die Frau Gerichtsdirektor und die hinterbliebenen Kinder lassen freundlichst um Beileid bitten."

„Lieber Gott, ist das ein Jammer!" klang es erschreckt von Frau Christines Lippen. „Was soll nun bloß werden? Der Mann war noch so bitter nötig für seine Familie, — Julius, du mußt gleich nochmal hin und fragen, ob Vater und ich in irgend einer Weise helfen können, wenn's auch der letzte Abend ist, Julius," setzte sie hinzu, „vielleicht ist zufällig kein Pfennig Geld im Hause, Karl. Sie habens doch immer so knapp! Es ist dir doch recht, Karl, wenn wir für diesen Fall ihr anbieten?"

Karl Lorenz nickte stumm und nahm die Brille hastig ab, denn ihm waren jäh die Tränen in die Augen geschossen um den alten, langjährigen Partner am L'hombretisch. „Frag sie nur, die arme Seele," murmelte er, „sie soll ganz verfügen über Mama und mich."

Julius Lorenz erhob sich, fuhr auf dem Korridor

in den Überzieher und schritt durch die schon stillen Straßen nach dem Trauerhause. „Wenn ich nur nicht die Duna sehen soll“, dachte er dabei, und das liebe, treuherzige Mädchengesicht stand plötzlich vor ihm, verweint und blaß. „So viel auf einmal, wie soll sie das tragen! Ein ganz gemeines Benehmen ist's doch eigentlich von Hans.“ Er sagte es halblaut vor sich hin. „So einfach — ‚fort mit dir — über Bord!‘. Und vor vier Wochen noch jeden Tag ein Brief — und nun verlobt! Kann man so etwas nicht auf eine anständige Weise abbrechen? Ach, ihr armen Mädels! Eklig ist's Leben, eklig!“

Der junge, schöne Mensch war immer weniger rasch gegangen. Vor dem neuen Tore, wo das Sperlingsche Haus inmitten eines Gartens lag, schritt er vollends langsam. Dort schimmerte schon das Licht aus den Giebelfenstern; jene Giebelstube bewohnte die Duna. Ach, er kannte die Gelegenheit hier sehr genau; würde das bewußte Körbchen nicht hinter dem Boskett, das sich dicht an das Haus drängte, an seinem Bindfädchen baumeln vom Fenster herab? Oder war diese rührend primitive Liebespost längst, als vergeblich erwartet, aufgegeben? Schon seit Wochen war jede Zeile von Johannes Lorenz ausgeblieben. Wenn die Duna ihn nun fragen würde, warum niemals mehr ein Brief in dem Körbchen lag? Nur das nicht, ihm graute es förmlich! Aber — beruhigte er sich selbst, heute würde ihr der Sinn nicht stehen nach heimlichen Liebeszeichen. Und dann überfiel es ihn doch, in dieser Stunde schrie vielleicht ihr Herz nach einem guten Wort von dem, den sie liebte, auf den sie hoffte, wie ein kranker Mensch auf den Frühling hofft. Jede Woche seit Johannes'

Fernsein von Questenburg hatte Jule Lorenz die Briefe seines Bruders in das Körbchen gelegt, abends, wenn die Eltern der Duna bei ihren Patiencen saßen.

Jule mußte zu diesem Zweck im Dunkeln über den Zaun steigen. Der alte Spatz, wie Dunas Vater genannt wurde, verstand in solchen Dingen keinen Spaß, die Duna hatte eine heillose Angst vor ihm. Von Dunas Mutter war sowohl Johannes wie Jule überzeugt, daß sie von der ganzen Geschichte wußte und, wie Johannes verächtlich sagte, den rechten Augenblick abwarten wolle, um ihn und Duna zu segnen. Mit Spatz aber wäre nicht zu spaßen gewesen.

Jule waren diese Botengänge stets sehr peinlich gewesen, aber er mußte sie tun als Schweigegeld für den Bruder, denn der war dahinter gekommen, daß Jule sein Taschengeld für die Lektionen ausgab, die der Kantor Scholz seiner Grete erteilte. Hans hatte den Bruder einfach eines Tages gestellt mit der Frage: „Wozu machst du dir denn solche Ausgaben? 's ist doch ganz egal, ob sie Wurst oder Wurscht sagt."

„Mir nicht," hatte Jule geantwortet, „und übrigens bekümmere dich um deine Angelegenheiten; 's ist besser, ich wende das Geld so an, als wenn ich heimlich mit den andern Sumpfhühnern, die du deine Freunde nennst, kneipe, rauche und auf Rings Tanzboden schwofe mit den Fabrikmädels — und obendrein ziehst du die arme Duna an der Nase herum — na, laß nur Spatz dahinterkommen, dann fliegst du!"

„Nicht 'raus, aber 'rein! Die Spätzin wartet ja bloß darauf, daß ich mal aus Versehen in den Pechstiebeln sitzen bleibe — Schlaukopp —" hatte Johannes spöttelnd bemerkt.

Schließlich gab ein Wort das andere, sie zankten sich regelrecht, machten aber doch wieder Frieden. Johannes versprach, über die sentimentalen Erziehungsversuche zu schweigen; dagegen verlangte er von Julius, daß dieser seine Briefe an Duna, die man der Post unter der Mädchenadresse nicht anvertrauen wollte, empfinge und durch das Körbchen übermittle, das Duna am Faden zu ihrem Fensterlein emporzog. Zu Weihnachten hatte dem Brief sogar ein Schächtelchen beigelegen, das ein goldenes Ringchen enthielt. Duna hatte es Jule freudestrahlend erzählt auf dem ersten Kasinoballe, und daß sie es an einer Gummischnur um den Hals trage im Ausschnitt des Kleides verborgen, und hatte es heimlich an der Schnur hervorgezogen, ein kleines, schmales Ringelchen mit einem Vergißmeinnicht aus Türkisen.

Heute nun hatte Johannes sich anders besonnen, und das arme, hübsche Mädchen verlor ihren Wechsel auf die Zukunft, auf den sie felsenfest vertraut hatte, und just in einer Stunde, wo das schützende Dach des Vaterhauses über ihr zusammenbrach! So ein liebes, reizendes Mädel, wie die Duna war.

Er ist doch ein großer Lump, der gute Johannes! dachte Jule, als er nach alter Gewohnheit über den Zaun gesprungen war und den wohlbekannten Weg entlang schlich unter dem Schutze des knospenden Gebüsches.

Der Abend war jetzt vollends hereingebrochen, dunkel verhangen der Himmel, nur hie und da ein Sternchen zwischen zerrissenen Wolken, aber man spürte doch den Lenz am Geruch der jungen Blätter. Das alte, ragende Kaiserschloß war nur in den Umrissen zu erkennen auf

seinem Felskegel. In der Wächterstube des Schloß-kirchturms schimmerte Licht. Neun tiefe, hallende Schläge schwangen sich über die Dächer der Stadt, langsam verzitterten sie. Von drüben rauschte das Wehr, über das die Queste ihre angeschwollene Flut stürzte, eintönig und stark, sonst kein Laut.

Das Haus lag verlassen und dunkel, in den Vorder-stuben brannte kein Licht. Jule ging leise die Treppe zur Haustür empor, und dabei fiel ihm ein, daß er sich die Mühe des Überkletterns hätte sparen können, denn er wollte ja offiziell zu der Witwe. Aber es war ihm ein scheußlicher Gang, es kam ihm abermals ein Grauen an bei dem Gedanken an Duna. Die Schelle der Tür rasselte laut beim Öffnen. Nach einem Weilchen trat das Dienstmädchen aus einer Türe im Hintergrunde des schwach erleuchteten Flurs mit verweinten Augen und sagte leise: Frau Direktor sei nicht zu sprechen, aber Fräulein Duna sei da. „Gehen Sie, bitte, in die gute Stube, ich rufe sie gleich.“

Er wäre am liebsten fortgeeilt, aber er bezwang sich und trat in das bezeichnete Zimmer, dann brachte das Mädchen eine Lampe und sagte, das Fräulein komme gleich.

Nach einem Weilchen erschien Iduna Sperling, blaß, im schwarzen Kleide, mit großen, tränenlosen Augen. Sie sah Jule nicht an und sagte nur: „Mutter kann niemanden sehen.“ Sie wies dabei auf einen Stuhl für den jungen Mann und setzte sich aufs Sopha; nach einer kleinen Weile, während der kein Wort gesprochen war, legte sie die Arme auf den Tisch, barg den Kopf hinein und begann fassungslos zu schluchzen.

„O Gott!“ stieß sie hervor, „was soll nun werden, Jule, was soll nun bloß werden?“

„Duna," murmelte der hübsche Junge, mitleidig und ein bißchen unbeholfen, „verliere nur den Mut nicht — sieh mal, Duna —," dann verstummte er, denn er dachte, daß der Tod des Vaters lange nicht das Schlimmste für sie sei, was ihr heute geschehe, von dem sie noch nichts ahnte — — „Duna," fuhr er fort, hastig und treuherzig: „Mama läßt fragen, und Papa natürlich auch, ob sie beide für deine Mutter etwas tun könnten, — sag's ruhig, Duna, — vielleicht braucht deine Mutter ein kleines Kapital für den Augenblick, solche Begräbnisse kosten so furchtbar viel! Sei bloß nicht bös, daß ich dir das sage, aber die Eltern haben's mir aufgetragen."

Sie richtete den Kopf in die Höhe. „Ach ja, das wird Mutter wohl beruhigen, — sie hat tatsächlich nichts im Hause. Weißt du, Jule, meine Brüder müssen doch zum Begräbnis kommen, und die haben doch nie etwas. Da muß Mutter noch das Reisegeld schicken. Sobald Vaters Lebensversicherung gezahlt ist, dann gibt's Mutter zurück. — Es ist so gut von euch!"

„Ach, Duna, sprich nicht davon, das mögen dereinst die Mütter abmachen miteinander. Es tut uns und allen so weh, daß dein armer Vater so zeitig hat sterben müssen, Duna, und daß ich dich gerade so verlassen muß, in solchem Schmerz."

„Ach ja — du reist ja wohl ab?" stammelte sie und sah an ihm vorüber ins Leere, als besinne sie sich auf irgend etwas, und dann fragte sie plötzlich sehr scheu und leise: „Hast du mir wieder nichts gebracht, Jule?"

Er machte eine verneinende Geste und schwieg mit verlegenem Gesicht.

„Ach, was ist's denn nur eigentlich, Julius," fragte sie mit bebender Stimme weiter, „seit vier Wochen keine

Zeile mehr!“ Sie griff mit den Händen wie verzweifelt an ihre Schläfen, und die vom Weinen verschwollenen Augen sahen ihn mit einem angstvollen Blick an.

„Julius!“ rief sie plötzlich laut, „du weißt etwas — du weißt etwas, du willst es mir nur nicht sagen, sprich doch, nicht wahr, — Hans will — Hans hat mich nicht mehr lieb! Sag's,“ stieß sie hervor, „ich bitte dich, sag's, und wenn's das Schlimmste wäre. Rede, bitte, es kommt ja auf einen Schlag mehr nicht an. — Er hat mich aufgegeben — wie, Julius — er hat — —“

Sie stand vor ihm, hoch aufgerichtet, bebend vor Aufregung, ihre Hände zerrten an dem Ärmel seines Überziehers.

„Sprich, du mußt,“ flehte sie weiter, „ach um Gottes willen, so tu doch den Mund auf, du weißt ja nicht, was ich durchgemacht habe in den letzten Wochen, seitdem er verstummt ist. Sei barmherzig und gib mir Gewißheit.“

„Duna, fasse dich doch, er ist's ja nicht wert, daß du dich so um ihn aufregst! Sieh zu, daß du ihn vergißt,“ fuhr es ihm ungeschickt heraus.

„Sprich's vollends aus!“ forderte sie außer sich.

„Duna, komm zu dir. Wenn du es durchaus wissen willst — ja! Er hat sich verlobt — heute hat er es geschrieben! Du hättest es noch früh genug — lieber Himmel — —“

Er fing die Schwankende noch gerade in den Armen auf und führte sie zu einem Sessel. Das Mädchen hatte die Besinnung nicht verloren, aber ihr Körper war wie gelähmt.

„Mutter kommt!“ stammelte sie und barg ihr Gesicht im Taschentuch, dann sprang sie auf und lief an der Entreetür in Hast und Eile vorüber, als wolle sie nicht

in Gegenwart des jungen Mannes in Weinen ausbrechen um den verlorenen Vater.

Er war noch so erschüttert von dem leidenschaftlichen Schmerzensausbruch, den er soeben erlebte, daß er der starken apathischen Frau gegenüber kein Wort fand. Erst als sie zu sprechen begann, entsann er sich des Auftrages seiner Eltern und richtete die Bestellung aus.

Die Frau sah ihn dankbar an. „Es gibt doch gute Menschen,“ sagte sie leise, und die ersten Tränen an diesem schweren Tage erleichterten ihr Herz. Sie nahm die Hand des jungen Mannes und sprach davon, daß Gott es der Mutter an ihren Kindern vergelten werde, „und daß mir gerade die Hilfe aus Ihrem Hause kommt,“ fügte sie hinzu, „das macht es mir doppelt leicht, das Annehmen, und doppelt wertvoll.“

Ach, du solltest wissen, was dir aus unserem Hause gekommen ist heute — dachte Jule Lorenz, und war rot vor Scham. Und dann verabschiedete er sich schnell.

Es war kurz vor halb elf Uhr, als Julius aus dem Garten schritt und auf die Straße trat. Er hatte Duna nicht wiedergesehen, aber von der weißlich schimmernden Mauer löste sich eine dunkle Gestalt, und gleich darauf hatten ihn zwei Arme umschlungen.

„Jule! Gott, wo bleibst du denn nur? Den armen alten Spatz kannst du ja doch nicht mehr lebendig machen, und das letzte bißchen Zeit, das noch unser ist, vergeht. Ich habe dich an der Base ihren Fenstern vorüberlaufen sehen, als ob's brenne, und gleich darauf kam der olle Polizeidiener Lutze bei der Base vorüber und rief ins Fenster: ‚Nu is der Herr Gerichtsdirektor Sperling auch tot.‘ Da dachte ich es mir, daß du zur Duna gegangen warst.“

„Komm, Grete,“ sagte er ungewöhnlich weich und zärtlich, „laß uns einen Umweg um die Stadtmauer machen, ich muß den Eltern Bescheid sagen, und nachher kann man ja doch kein rechtes Wort mehr reden, wenn die Wurmstich dabei ist. Ich muß dir etwas erzählen.“

Und während sie langsam, Arm in Arm und eng aneinandergeschmiegt, der Queste zu und ihrem Lauf folgend der Stadt entgegenschritten, berichtete er leise und erregt, daß der Johannes der Duna untreu geworden sei.

„Hat sich verlobt, der Kerl, da unten am Rhein, und nun das arme Ding, das arme!“ ...

Erschüttert und schweigend gingen sie weiter und bogen in den Fußweg, der dicht am Fluß hinführte — neben ihnen stürzte die mächtig angeschwollene Queste ihre Fluten über das Wehr. Das Wasser war bis an den Rand des schmalen Weges gestiegen, auf dem sie gingen. Über ihnen bogen sich die noch kahlen Rüstern im Winde, und das Wasser rauschte so laut, daß sie ihre eigenen Schritte nicht hörten. An einem Weidengestrüpp zwang Julius das Mädchen stehen zu bleiben, beugte sich nieder und küßte sie. Da fühlte er, daß ihre Wange naß war von Tränen.

Ein Schrecken durchzuckte ihn — er wußte, sie dachte an das Ende auch ihrer Liebe. Aber dann reckte sie sich gerade hoch und machte sich von seinem Arm los, drückte kurz und fest seine Hand, ließ sie dann fallen und schlug einen rascheren Schritt an. Hier, wo der Weg eine Biegung machte, verringerte sich auch das Getöse des Wassers, und nun sagte er verwundert: „Lauf doch nicht so, Grete, wir werden schon bald genug in der Stadt sein.“

Und dann fuhr er fort: „Es ist zum Weinen traurig — wenn ich nur wüßte, wie ich ihr helfen könnte, der Duna —.“

„Da ist nichts zu helfen,“ antwortete das Mädchen rauh und kurz — „wenn's mir passiert wäre — ich — ich —“

In diesem Augenblick löste sich dicht vor ihnen von dem Stamm einer hohen Rüster eine dunkle Gestalt los und eilte fluchtartig wie ein aufgescheuchtes Wild dem Fluß entgegen. Aber mit Gedankenschnelle war Julius mit zwei weiten Sprüngen neben ihr und riß die Verzweifelte zurück, so daß sie mit einem Wimmern in die Knie brach; er war im Anprall neben ihr niedergestürzt dicht am gurgelnden Wasser, und Grete kniete jetzt auch neben der wie unsinnig Ringenden und half ihre Hände niederzwingen, die sich von dem eisernen Griff des jungen Mannes befreien wollten.

„Die Duna ist's!“ rief er der Grete zu.

„Duna!“ schrie das Mädchen, und all ihr angelerntes feines Hochdeutsch wich von ihr in diesem Moment des Schreckens. „Mächen, sind Sie denn ganz von Jott verlassen? Wie können Sie denn man bloß — denken Sie denn man jar nicht — was soll denn Ihre alte Mutter machen, wenn Sie — —“

„Duna, sei vernünftig,“ redete Jule Lorenz ihr ein wenig barsch zu. „Du darfst nicht feig sein, du bist doch immer ein verständiges Menschenkind gewesen.“

Ein undeutliches Wimmern war die Antwort, aber sie wehrte sich nicht mehr.

„Na, was denn, Fräulein Duna — was denn?“ fragte mütterlich Grete Albert und bettete das sinkende Haupt des Mädchens an ihre Brust. — „So, Fräulein,

stützen Sie sich nur ganz fest gegen mich und ängstigen Sie sich nur nicht, wir bleiben bei Ihnen, auf uns können Sie zählen, armes, gutes Fräulein Dunachen," und sie neigte ihren Oberkörper unmerklich leicht hin und her und klopfte dem armen Mädel, das da hatte dem unbarmherzigen Leben entfliehen wollen, leise die Schulter dabei, als wollte sie ein Kind zur Ruhe wiegen.

Wieder ein undeutliches Wimmern.

„Was sagst du, Duna?" fragte Jule Lorenz in die Dunkelheit hinein. Er stand wieder aufrecht, und ahnte die kleine Gruppe mehr als er sie sah.

„Sie hat gewiß ihren guten Papa suchen wollen in ihrer Herzensnot," antwortete Grete für sie. „Das dürfen Sie aber nicht wollen, Fräulein Duna; wenn Ihr lieber Vater Sie so sehen könnte, würde er böse auf Sie sein und sagen: ‚Ich dachte, ich hätte ruhig scheiden können, und kaum bin ich fort von der Welt, läuft die Duna von ihrem Posten und macht Dummheiten'. Und nun versuchen Sie man, sich aufzurichten, Fräulein. — Jule, komm her und hilf ihr — so — so — und nun machen wir Engelchentragen, legen Sie Ihre Arme um unsern Hals und setzen Sie sich auf unsere Hände. Na, Sie wissen ja, das kann hierzulande jedes Kind."

Die beiden schönen jungen Menschen trugen auf diese Weise ihre Last wie spielend dem Hause Dunas entgegen durch die Frühlingsnacht, niemand begegnete ihnen, leise und unermüdlich sprach Grete mit ihrer klaren, ruhigen Stimme auf Duna ein: „Ich bleibe bei Ihnen in dieser Nacht, Fräulein Duna, ich laufe schon ungesehen die Treppe hinauf in Ihr Stübchen, die Haustürglocke ist noch nicht fertig mit Läuten, da bin ich

schon die Treppe hinauf, ehe noch jemand kommt, aber Sie müssen sich zusammennehmen. Niemals darf einer erfahren, daß Sie ... hören Sie, Fräulein, auf Jule und mich können Sie bauen."

Und dann waren sie beide hinter den Gebüschen des Vorgartens verschwunden.

Mit einem sonderbar verwirrten, wehen Gesicht stand der junge Mann da noch ein Weilchen, erschüttert bis in die innerste Seele von dem eben Erlebten. Erst als er in seinen nassen Beinkleidern und dem durchnäßten Fußzeug zu frösteln begann, ging er heimwärts durch die dunkeln Gassen, langsam und schwerfällig. Niemals bis jetzt hatte er die Verzweiflung gesehen, die Verzweiflung, die nur noch den einen Ausweg kennt. Mit Schaudern dachte er, daß, wenn nicht der Zufall ihn und Grete an jene Stelle gebracht hätte, das junge, liebe Geschöpf jetzt eine Leiche sei durch die Schuld seines Bruders, dieses blonden, aufgeblasenen Burschen, der das Leben leicht zu nehmen predigte, der zum Zeitvertreib ein Herz nahm, um es zu zerbrechen.

Als er leise die Tür des väterlichen Hauses aufschloß, um über die Hintertreppe sein Zimmer zu erreichen, denn er hatte kein Licht mehr in dem Wohnzimmer der Eltern gesehen, erblickte er vor der Tür seiner Stube die alte Sophie eingeschlafen auf einem Stuhle sitzend. Sie fuhr bei seinem Näherkommen empor und fing gleich an, sich zu entschuldigen: „Ach, Herr Jule, seien Sie nur nicht böse, daß ich auf Ihnen gewartet habe. Der Herr hat aber gesagt, ich müßte Ihnen auf jeden Fall noch bestellen, daß er morgen nicht mitfährt. Die Madam ist nämlich krank geworden, wahrscheinlich vor Aufregung, es läßt sich aber anders

an, wie ihre gewöhnliche Kopfkolik; der Herr Kreisphysikus meint, sie hätte Fieber und es wäre wie Grippe, und da haben sie nun Angst, Sie könnten sich anstecken und lassen noch 'ne recht gute Reise wünschen und Sie möchten gesund bleiben. Und vom Herrn soll ich Sie das hier geben."

Sie reichte ihm ein versiegeltes Paketchen, nachdem sie während des Sprechens hinter ihm in sein Zimmer getreten war und die Lampe angezündet hatte.

„Ist es denn bedenklich?" fragte er.

„Jott, Herr Jule, sie is so 'ne aparte Konstituschon, die Madam; manchmal denkt man, sie stirbt einem unter den Händen, und ein paar Stunden später möchte sie seiltanzen; und dann mal wieder hat se rote Backen und sieht wie achtzehn Jahre aus. Dann is sie sehr krank — man weiß immer nich recht."

Er dachte schon längst wieder an sein Erlebnis und sah an ihr vorüber.

„Soll ich noch was bestellen, Herr Jule?" fragte die alte Seele, über seine Teilnahmlosigkeit empört.

„Nein, Sophie. Koche mir noch eine Tasse Tee, derweilen lege ich mich zu Bette, und sage den Eltern nichts — mir ist so ein bißchen fiebrig zumute."

Das alte Mädchen schlug die Hände zusammen und lief eilends hinaus. Nee! Nu hatte der Jungherr ja wohl auch die olle Grippe! Als sie wiederkehrte, lag er schon im Bette und hatte einen dunkelroten Kopf.

„Tue einen ordentlichen Schuß Rum hinein, Sophie," bat er, „und dann nimm mal die nassen Sachen und hänge sie zum Trocknen in irgend einem Winkel auf; sind sie morgen früh noch feucht, dann schickst du sie mir nach Koblenz nach, aber die Eltern dürfen nichts

merken — verstanden? Ich bin im Garten bei Sperlings gefallen, es stehen ja überall Pfützen."

„Und da kommen Sie nich gleich stante pede nach Hause?" eiferte die Alte, „und sitzen da noch stundenlang so rum? Nee, Herr Jule, ob bei Ihnen der kleine Junge wohl mal ausfliegt! Sie sind doch nu über die Zwanzig! Wenn Sie nu morgen krank sind, dann kommen sie in Koblenz ins Kittchen wegen Insubordination und Unpünktlichkeit; bei die Soldaten versteht man keinen Spaß, das kann ich Sie man sagen."

„Bitte, schimpfe draußen weiter," brummte er; er hörte nur noch, wie sie von Jungensstreichen und Allotria murmelte.

Und in dieser Nacht ließ Jule Lorenz wirklich seinen dummen Jungen „ausfliegen", wie Sophie es nannte; in dieser Nacht erwachte das Verantwortlichkeitsgefühl, das dem Menschen gegeben ist, zum ersten Male in ihm und jagte ihm einen Schauer durch die erschütterte junge Seele; zum ersten Male sah er in das hoheitsvolle strenge Antlitz der ernsten Liebe, die zu ihm trat und sagte: „Siehe, meine Rosen sind auf Ketten gewunden, niemand streift sie ab, ohne sich und den anderen zu verletzen, und solche Wunden heilen nie! Und so stark schmerzen sie, daß mancher den Tod vorzieht — du hast es gesehen. Ich lasse meiner nicht spotten!'

Und da rannen ihm, zum ersten Male seit seiner Kindheit, wieder schwere, ungesehene Tränen über die Wangen, und er tat sich selbst ein schweigendes Gelübde. Grete Alberts letztes Wort heute nachmittag, das hatte so still, so sonderbar geklungen — „bis in den Tod" hatte sie gesagt — — —

Er setzte sich hoch im Bette, ein erstickendes Angstgefühl kam über ihn. Er hatte ja auch an nichts anderes gedacht, als daß eines Tages ihre Beziehungen zu Ende sein mußten — Gott, es war einmal so in der Welt, und ein bißchen anständiger und schonender hätte er es wahrscheinlich gemacht mit dem Abschied, und noch nicht, noch lange nicht!

Jetzt kamen ihm seine Beziehungen zu dem schönen Mädel wie ein ungeheurer Frevel vor, jetzt, wo — wo er Tod und Verzweiflung in nächster Nähe geschaut hatte. Der Duna konnte er nicht helfen, aber es war genug mit einem Opfer! Die Grete, dieses gute, schöne, intelligente Geschöpf — niemals würde er — niemals!

Er sprang empor, kleidete sich hastig an und schrieb ihr ein paar Zeilen:

„Betrachte Dich von heute an als meine Braut, Grete, ich werde allen Widerstand besiegen. Bleib der armen Duna eine Freundin. Bald mehr.

Ganz Dein Julius."

* *
*

In dieser Nacht wurde in Dunas kleiner Stube der Grund gelegt zu einer Freundschaft, die ein Menschenleben dauern sollte.

Grete Albert saß am Bette des jungen Mädchens, das, körperlich und seelisch erschöpft, in Schlummer gesunken war. Grete hatte sich die weiße gestrickte Bettdecke umgenommen, denn es war merklich kalt in dieser schrägen Mansardenstube. Auch sie war eingeschlummert. Als sie dann von dem Knarren der schmalen birkenen Bettstelle erwachte, in der Duna schlief, sah sie diese liegen mit wachen Augen, die nach ihr suchten. Noch

nie hatten die beiden Mädchen ein Wort miteinander gewechselt. — Nun waren sie sich mit einem Male nahe gekommen in der kurzen Stunde der Not.

„Grete Albert?“ sagte Duna leise und fragend.

Grete nickte. „Jawoll, Fräulein Sperling.“

„Sie sind Julius Lorenz' Braut?“

Grete sah an ihr vorüber mit großen, traurigen Augen und zuckte leise die Schultern. „Jott, Fräulein Duna,“ begann sie flüsternd, „wir haben uns lieb, seit den Kinderjahren schon.“

„Und er will Sie heiraten, Grete?“ forschte Duna erregt.

„Das hat er nicht gesagt und das glaub' ich auch nicht, Fräulein.“

„Nun, dann lügt er wenigstens nicht!“ stieß Duna hervor. „Johannes hat es mir versprochen, hat mir diesen Ring geschenkt und hat mich stets seine Braut genannt, und — — und als er fortging, hat er mir gesagt, ‚wenn ich wiederkomme, gehe ich zu deinen Eltern, und frage‘ — — Und nun? Gewiß hat Jule Ihnen erzählt, daß er — —“

Duna Sperling warf sich zurück und schlug die Hände vor das Gesicht in neu ausbrechendem Schmerz.

„Nichts hat er mir gesagt!“ log Grete, um der Armen eine Beschämung zu ersparen.

„Glauben Sie denn an Jules Liebe zu Ihnen?“ stieß Duna hervor nach einem Weilchen. „Ich meine — ohne Ring und ohne Versprechungen?“

„Sie sehen ja, Fräulein, ein Ring nützt auch nichts. Wieviel Treue mag auf der Welt schon gebrochen sein mit und ohne Ringe; auf so was geb' ich schon gar nichts!“ sagte Grete ablenkend. — „Und Fräulein, ich

bin doch aus viel geringerem Stande — das wäre wohl zu viel Glück, wenn Julius —"

„Und obgleich Sie annehmen können, daß er an nichts Ernstliches denkt — sind Sie, können Sie?"

„Ich habe ihn lieb, Fräulein," unterbrach Grete das Mädchen, dessen Gesicht rot überflammt war vor Empörung —

Und vor diesen schlichten Worten verstummte Duna. — Grete Albert saß da, hatte den Kopf in den Nacken geworfen und sah zu ihr hinüber mit stolzen, ruhigen Augen —

Duna schwieg verwirrt. —

„Und wenn Sie erfahren eines Tages, daß Jule Ihnen untreu wird," fragte sie endlich zögernd, „was fangen Sie dann an?"

„Ich weiß es nicht, Fräulein" —

„Haben Sie an das Ende denn nie gedacht?"

Grete schwieg. In der grauen, farblosen Dämmerung des Märztages sah sie plötzlich unheimlich verfallen aus, so grau und gelblich blaß; sie schauerte zusammen wie vor Kälte und wickelte sich fester in die Decke. —

„Und Sie würden das so ganz widerstandslos und ruhig hinnehmen?" forschte Duna, „und können noch froh sein mit ihm?"

„Ich weiß es nicht anders, ich habe niemals gerechnet mit der Aussicht einer Heirat. Großmutter sagte mir ja jeden Tag: ‚Wem is nicht zu raten, dem is nicht zu helfen', sagte sie; es werde schon ein Tag kommen, an dem Heulen und Zähneklappern sein wird, wenn er mit einer kommt, die er heiraten will. ‚Komm dann man bloß nicht zu mir,' sagte sie, ‚da setzt's noch ein Paar dazu'. Aber trotzdem —"

Grete holte tief Atem, eine warme Blutwelle färbte ihr schönes brünettes Gesicht. „Trotzdem kann ich nicht von ihm lassen,“ setzte sie hinzu, „nicht eher, als bis er sagt: ‚Nun geh!‘ und dann — — aber noch will ich nicht daran denken, noch haben wir uns zu lieb, und wollen uns schreiben, wenn er in Koblenz ist. Wie's dann mal wird? Ich will noch nicht daran denken —“

Sie faßte mit beiden Händen in ihre dunkeln Flechten, schloß die Augen, und wieder ging ein Schauer über sie hin, als litte sie körperliche Schmerzen.

„Sie haben schon lange keine Eltern mehr, Grete?“ fragte Duna weiter nach einer Pause.

„Ach Jott, Fräulein Duna, ich habe doch nie welche gehabt! Aber von solchen Sachen wissen ja vornehme Fräuleins, wie Sie eine sind, gar nichts; da ist alles so fest gefügt und so wohlanständig und so fein und — wenn so was vorkommt, wie bei meiner armen Mutter, dann erfährt keiner was davon, dann wird das alles glatt und eben gemacht vor den Leuten.“

„Erzählen Sie mir von sich,“ bat Duna Sperling und setzte sich im Bette auf.

„Jott, Fräulein, 's ist weiter nichts, ich hab's auch lange nicht gewußt, erst auf ihrem Totenbette hat meine Großmutter mir erzählt, daß meine Mutter ein Mädchen war, wie sie mich geboren hat, und daß mein Vater ein vornehmer Herr war — ein furchtbar vornehmer,“ betonte sie — „und Mutter hat als Kammermädchen bei seiner gnädigen Frau Mutter gedient. Und dann“ — Grete hielt inne, als suche sie nach einem passenden Ausdruck.

„Und dann,“ fuhr sie fort, „hat die gnädige Herrschaft Mutter verheiratet an den Hofmeyer auf dem

großen Gute. Ein halbes Jahr danach bin ich geboren und bin auf den Namen meines Stiefvaters getauft. — Wie Großmutter sagt, sehe ich meinem richtigen Vater ähnlich wie aus den Augen geschnitten, das ist natürlich der alten Herrschaft peinlich gewesen, und sie hat dem Mann meiner Mutter die Stelle gekündigt und ihm als Ersatz einen kleinen Materialwarenladen oben in Harzgerode gekauft, mein Pflegevater hat sich aber nicht dort einleben können, weil er tüchtig zu arbeiten und an frische Luft gewöhnt war, und hat angefangen zu trinken, er konnte ja immer an den Nordhäuser und den Rosenlikör kommen, den sie feilhielten im Geschäft, und darüber ist er uneins geworden mit Mutter und hat sie geschlagen, und wie mein Halbbruder geboren werden sollte, ist auch mal wieder Unfrieden gewesen, und er hat Mutter geschlagen. Der Kleine ist zu früh geboren und Mutter starb dabei. — Neunzehn Jahre war sie alt, wie sie ihren letzten Seufzer getan hat, wie ein Kind ist sie noch gewesen.

Und dann hat mich mein Pflegevater mit der alten Körnern, wissen Sie, Fräulein Duna, die mit Harzkäschen hausieren geht, hieher geschickt nach Questenburg zu den Froßeltern, und die haben mich dann behalten — das ist meine Familiengeschichte, Fräulein. Sie is eigentlich nicht für Ihre Ohren, aber ich kann ja nicht dafür, daß ich — wie Großmutter sagte, wenn sie bös auf mich war — eine Schande bin für sie und Großvater. — Aber eins weiß ich genau — ich weiß, wie es so einem Geschöpf zumute ist ohne ehrlichen Vatersnamen. Wenn der vornehme Herr, der mein Vater ist, bloß 'ne Ahnung hätte von dem, was unsereiner auszustehen hat — dann hätte er Tag und Nacht keine

Ruhe. — Und gestählt hat mich diese Erfahrung — ich — ich weiß nicht, ob Sie verstehen, was ich meine — brav bleiben, Fräulein Duna, das meine ich —

Aber das hätt' ich nun wohl wieder nich sagen sollen, Fräulein Duna, Sie sind so eine feine Dame, da haben die Männer von allein Respekt."

Dunas Gesicht glühte. Sie wandte den Kopf zur Seite, um das Mädchen nicht zu sehen, das so schlicht und treuherzig von ihrer Liebe sprach. Es drängte sie, auch von sich zu berichten und zu sagen: Du denkst zu hoch von mir und von dem Johannes Lorenz, der wußte nichts von Respekt. Ich kenne die Begehrlichkeit und kenne die Abwehr und die Sehnsucht, die heiße Sehnsucht. Aber sie schwieg, wie sie immer geschwiegen hatte. — Nein, Respekt hatte Hans wahrlich nicht vor ihr gehabt, sonst wäre er längst zu den Eltern gegangen und hätte ehrlich um sie angefragt, hätte sie nicht verleitet zu heimlichen Stelldicheinen, bei denen sie zittern mußte, entdeckt und kompromittiert zu werden, Zusammenkünften, nach denen sie schuldbewußt unter den Augen ihres Vaters stand und unbefangen tun und lächeln mußte; wie die Fleisch gewordene Lüge kam sie sich vor, wenn sie auf seine liebreiche Frage: „Na, Töchterchen, wo warst du denn heute," antwortete, „spazieren mit Mila Valberg", oder „im Kränzchen, Papa" — und sie hatte sich doch mit Johannes getroffen oben auf der Alteburg, wo es so einsam war und sie zu Füßen des alten Wartturms mit ihm gesessen hatte und zwischen seinen Liebesbeteuerungen und Küssen in das weite Harzer Land geschaut hatte, oder in den dichten umbuschten Wegen des Lustgartens. — — Er war so harmlos gewesen, so vertrauend, der Vater, nun wußte er wohl schon alles,

wenn es wahr ist, daß der Verstorbene das Leben seiner zurückgelassenen Lieben aus dem Jenseits überschauen kann? Wie schmerzlich mußte er erstaunt sein über sie und ihr Leben der Lüge!

„Wie haben Sie und Julius sich gesehen?" fragte sie dann.

„Bei der alten Wurmstichen oder auf Spaziergängen. O, Fräulein Duna, so schön ist's gewesen! Wenn wir durch den Wald gegangen sind zu jeder Jahreszeit, oder Winterabends, wenn wir bei der alten Wurmstichen saßen, und er hat uns vorgelesen oder hat mir meine Aufsatzhefte nachgesehen — ich habe ordentlich lernen müssen, weil er nicht will, daß ich falsch spreche, — na, Jott, ich hab's nich anders gehört, Jroßmutter immer halb platt und Jroßvater man auch so echt Questenburgisch. — Und wenn wir zusammen lasen, haben wir uns dann auch geküßt, und die Wurmstichen hat getan, als sehe sie nichts, so eifrig war sie beim Nähen."

„Ich kenne sie," sagte Duna. „Früher, als die Brüder noch jünger waren, hat sie auch Mutter geholfen."

„Ja, das hat sie mir erzählt, Fräulein Duna."

„Sie soll doch so lügen?" forschte Duna zaghaft.

„Ja, Fräulein, das tut sie, das Lügen kann sie nicht lassen. Sie tut's aber keinem zum Schaden, immer nur über sich lügt sie und nimmt's mitunter übel, wenn man darüber lächelt, denn sie ist von dem, was sie schnurrt, überzeugt. Wenn sie abends todmüde nach Hause kommt von ihrer Flickkundschaft und sagt: ‚Jretchen, heute hab' ich zweihundert Batisttaschentücher gestopft und zwei Dutzend Herrenhemden neue Kragen aufgesetzt,' dann muß man tun, als glaube man es ihr aufs Wort, und

muß staunen und sagen: Nee, Frau Wurmstichen, so was können doch auch bloß Sie."

Duna lächelte ein wenig, lag dann still und fing plötzlich wieder an bitterlich zu weinen. „Ach, mein Vater, mein guter, lieber Vater!" flüsterte sie.

„Weinen Sie nicht, Fräulein Duna, er hat seine Ruhe, und danken Sie dem lieben Gott, daß Sie einen Vater hatten," sagte Grete Albert.

Und Duna hielt inne und wischte die Tränen von den Wangen. Ja, sie wollte ihm Ruhe gönnen von seinem arbeitsreichen, sorgenharten Leben, von den ewigen Quengeleien im Hause, mit denen die gequälte Hausfrau ihn plagte, von den langen, fragenden Blicken, die er auf ihr, seiner einzigen Tochter, hatte ruhen lassen, und die alle hießen: ‚Was wird dein Los sein, armes Kind, wo ist dein Hafen dereinst?'

Von den Aufregungen, die ihm die Söhne bereiteten, wenn sie Geld und immer wieder Geld forderten, von dem Schmerz, den er um den Ältesten still trug, der ehrenrühriger Dinge wegen nach Amerika geflüchtet war.

Sie wollte nicht klagen um ihn. Grete Albert hatte recht — es war ihm jetzt wohl, ein gütiges Geschick hatte es ihm erspart, sie zusammenbrechen zu sehen unter ihrem Liebesleid, wie hätte er das ertragen sollen.

Er starb zur rechten Zeit. Was nun kam — das war nichts als Elend, Tränen und Sorgen.

Als das Frührot das kleine Stübchen mit rosigem Lichte erfüllte, stand Grete Albert von ihrem Stuhle auf. „Nun will ich nur gehen, Fräulein, sonst wundert sich Ihre Mutter, und das Mädchen soll mich auch nicht sehen. Wo sind denn die Hausschlüssel?"

Und Duna Sperling erinnerte sich mit Schrecken,

daß wohl niemand gestern abend die Tür verschlossen hatte — der Vater, der das ja immer tat — der — —. „Es wird überhaupt nicht verschlossen worden sein," sagte sie leise, und wieder quollen ihr die Tränen hervor.

„Desto besser für mich," antwortete Grete Albert und faltete sorglich die Bettdecke wieder zusammen, in die sie sich gewickelt hatte.

„Also adje, Fräulein Duna. Nehmen Sie sich zusammen, seien Sie stolz. Soll denn so einer, wie der Johannes ist, erleben, daß ein Mädchen seinetwegen den Kopf verliert?

Und wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, Fräulein, dann schreiben Sie einen Zettel an die Wurmstichen, und sagen Sie, wohin ich kommen soll, und was Sie wünschen, ich tue alles gern für Sie. Jule hat's mir noch auf die Seele gebunden, ich sollte Ihnen beistehen. Alle Tage von Nachmittag um Zweien bis abends um Neun bin ich bei der alten Wurmstichen, ich nähe für sie; vormittags kann ich nicht, weil ich Großvatern besorgen muß und die Stube von Mühlenmeisters und die Kontors alle rein machen muß, und um Zwölfe muß Großvater sein Essen pünktlich auf dem Tische stehen, und dann der Aufwasch und so allerlei. Aber dann bin ich auch mein freier Herr, dann darf ich mir etwas verdienen, und da kommt's auf eine Pause mal nicht an, Fräulein Duna, da rufen Sie mich nur."

„Und ich danke Ihnen und ich verlasse mich auf Sie, liebes Gretchen," flüsterte Duna, aber ihre Augen flehten noch ein anderes.

Grete Albert verstand diesen Blick. „Fräulein Duna, ich bin stumm wie ein Fisch."

Als Grete schon die Klinke in der Hand hatte, rief

Duna sie nochmal zurück, und als diese an ihr Bett trat, hob die Duna die Arme und schlang sie um den Nacken des schönen, brünetten Mädchens und küßte es weinend.

Nun war es Herbst geworden. Karl und Christine Lorenz erwarteten das junge Paar; die Hochzeitsfeierlichkeit in Wiesbaden war eine glänzende gewesen, darüber gab es nur eine Stimme. Diejenigen Questenburger, die mit Einladung beehrt worden und dieser gefolgt waren, Verwandte, Geschäftsfreunde, Paten und sonstige Freunde, sorgten für die glühendsten Schilderungen dieser Feierlichkeiten, aber alle hatten sie doch eine Befürchtung — nach Questenburg in ihren Kreis passe diese junge Frau nicht. Sie wußten ja auch, was Luxus und Wohlleben heißt, Lorenz' hatten einen nach hiesigen Begriffen sehr gepflegten Haushalt, Madame nahm sich Zeit, spazieren zu fahren und, auf dem Ruhebette liegend, zu lesen. Sie hatte im Hoftheater der benachbarten Residenz ihre Loge und soupierte hinterher mit den zur Mitfahrt geladenen Herrn und Damen ganz opulent im dortigen Hotel, wo ausgespannt wurde, zu Abend. — Frau Christine trug schwere seidene Stoffe und hatte einen schönen Brillantschmuck, bekümmerte sich aber doch, trotz allem, sehr um den Haushalt und auch um ihres Mannes Oberhemden, aber dieses schlanke, blonde Geschöpf mit den aufgebauschten Haarwellen und den zwei langen Locken, die über den Rücken hinunterhingen und wie blasses Gold unter dem Brautschleier geschimmert hatten, das machte den Eindruck, als sei es undenkbar, daß es überhaupt ahne, was es heißt: große Wäsche, oder Haus-

schneiderei, oder gar Kochen — etwas, was jede Hausfrau doch mindestens verstehen mußte, nach Ansicht der Questenburger Damen, wie hätte man sonst die Dienstboten kontrollieren wollen.

Halb Questenburg war in dem Hause auf dem Kirchplatz gewesen und hatte die Einrichtung der Zimmer angestaunt, die im dritten Stock für das junge Paar eingerichtet worden waren. Frau Christine hatte es anfänglich erlaubt, aber schließlich wurde es ihr doch zu bunt, als immer mehr Leute kamen. Sophie mußte also sagen, es seien nun bereits die Parkettböden zum dritten Male gewachst und es könne keiner mehr hinein, denn morgen kämen die jungen Leute.

Karl Lorenz meinte ironisch: „Du hättest ja Filzschuhe hinstellen können wie im Berliner Schlosse, Stineken! Übrigens,“ fuhr er fort, „bin ich denn doch einigermaßen erstaunt über den Brief des jungen Eheherrn — ich lese ihn dir vor — hast du einen Augenblick Zeit, Stineken?“

„Ja freilich!“ antwortete Christine Lorenz, die eifrig damit beschäftigt war, ein Toilettekissen aus himmelblauem Atlas, über dem weiße Spitzen gespannt waren, an den Ecken mit blauen Schleifen zu verzieren, als letztes, was noch in dem Zimmer der jungen Frau fehlte.

„Ja freilich, Karl, ich sehe dir ja schon seit heute früh an, daß du etwas auf dem Herzen hast.“ Sie lächelte ein wenig und nickte ihm zu.

„Nun also, höre zu.“ Er nahm ein Schreiben aus der Brusttasche und begann. „Ich lese nur den Schluß, Stineken,“ unterbrach er sich und wandte das Briefblatt, „das andere handelt von geschäftlichen Dingen. Also:

Nun noch eins, lieber Papa! Ich fürchte nämlich, daß wir öfters in Kollision kommen werden des Kutschwagens wegen. Wenn meine Frau fahren will, wünscht vielleicht Mama die Equipage auch gerade zu benutzen, oder umgekehrt. Meine Frau will vielleicht Besorgungen machen, Mama möchte aber spazieren fahren, und Blanka hat, was Ihr noch gar nicht wißt, ihre intimste Freundin aus der Pension in Questenburg entdeckt, die Baronin von Brannenburg; Leutnant von Brannenburg ist erst vor kurzem hinversetzt. Blanka wird natürlich mit der Baronin verkehren und wünscht sie zum Spazierenfahren abzuholen oder dergleichen, kurz, wenn man sich auch in dreißig Fällen Konzessionen zu machen bemüht ist, so ist es im einunddreißigsten Falle in punkto Equipage nicht möglich, und es gibt Verstimmungen. Ich habe aus diesem Grunde in Frankfurt am Main ein Coupé und einen leichten Wagen gekauft und durch Baron Brannenburg ein paar Gäule erstanden, Jucker. Brannenburg hat nämlich gute Beziehungen zu einem ungarischen Händler. Nun wird aber der Kutschstall zu enge sein, und da müßten wir wohl einen zweiten für mich anbauen, aber vielleicht gleich für vier Pferde, falls Blanka noch Lust bekommt zu reiten, ich reite ja ohnehin jetzt zu wenig.

Bitte, lieber Papa, veranlasse doch das weitere. Zum Abholen von der Bahn leiht Ihr uns wohl nochmals Euern Wagen. Wir kommen übermorgen um ein Uhr mittags, da wir noch in Berlin für den Kutscher Livreen aussuchen, hauptsächlich aber die Lucca hören wollen in der Afrikanerin." —

Frau Christine, auf ihrem Platze am Nähtische,

hatte ganz große, erstaunte Augen, als ihr Mann schloß: „Nu, Stineken, was machen wir denn dabei?"

Sie schwieg ein Weilchen noch, wie versteinert. „Ja, Karl, etwas Wahres liegt ja darin in betreff des Wagens, wenn die junge Frau oft fahren will — dann — aber," setzte sie zögernd hinzu, „ist es nicht ein bißchen anspruchsvoll von den jungen Leuten?"

„Na, ich dächte — ich dächte!" polterte Karl Lorenz heraus und zündete die Zigarre, die ihm ausgegangen war, aufs neue an. „Gleich für vier Pferde bauen! Und Reiten später und der Umgang mit den hochadeligen Herren Leutnants? Kann gemütlich werden, Stineken, äußerst gemütlich! — Die Baronin Brannenburg, das ist doch die, die selbst kutschiert? Na ja, die Frau Hans Lorenz wird's nachmachen, verlaß dich darauf, Stineken, es wird gemütlich werden," wiederholte er. — „Am liebsten sagte ich nee!" fuhr er fort, „verstehste Christine, einfach nee!

Blanka hat mir schon so etwas am Hochzeitsabend eingebrockt," fuhr er fort, „als sie mir das Vielliebchen abgewann, das ich mit ihr am Polterabend essen mußte, ‚nit Papachen' äffte er das weiche, langsame Sprechen der jungen Frau nach. „‚Nit wahr, Papachen, so ein lieb klein Chaische schenkst du mir, wenn ich gewinne, gelt Papachen?'"

„Ja, nun dann —," sagte Madame Lorenz kurz, und ein kleiner ärgerlicher Unterton war nicht zu verkennen, „dann tue deine Börse auf, Karl." Und heimlich dachte sie: „Die hat's weg, die Frau Schwiegertochter, wie man das Papachen hineinlegt." Christine kannte ja so gut seine Schwäche für weibliche Lieblichkeit und für Fladusen oder Schmeichelei; sie hatte sich schon des

öftern gekränkt über allzu kostbare Vielliebchen- und Geburtstagsgeschenke, die er hübschen Mädchen und Frauen machte; Karl war ja auch in Gesellschaft immer von einer Korona anmutiger Weiblichkeit umgeben, alle wollten sie etwas von ihm, Vielliebchen, Theaterbillete, Handschuhe von Jouvin aus Paris oder einen Fächer: „Bitte, Onkel, wenn du wieder nach Paris fährst — Numero sechseinhalb habe ich.“ Oder — „Onkelchen, haben Sie nicht noch einen Platz in Ihrer Loge, wenn Madame Laborde die schöne Helena singt drüben?“

Ja, ja — Madame Lorenz sah es kommen, die schöne Frau ihres ältesten Sohnes würde von Karl alles erreichen, was sie erreichen wollte. Blanka war ihr übrigens vorläufig noch sehr wenig sympathisch. Größer wie ihr Mann, der ja auffallend klein war, und von zierlicher Gestalt, hatte sie einen schöngeformten Kopf und merkwürdig große graue Augen, die im Gegensatz zu dem blassen Blond der Haare von schöngeschwungenen dunklen Brauen überwölbt wurden, ein Naturspiel, das fast verwirrend wirkte. Christine Lorenz kam die Schwiegertochter vor wie ein elbisches Wesen, etwa wie Undine oder eine Dryade. In der Brautkutsche hatte sie mit den riesigen Duftwolken ihrer Toilette den jungen Ehemann beinahe vergraben, und der nämliche Fritze Meyer, der vor Jahren erfolglos um Stinekens verwitwete Mutter warb, hatte seiner Nachbarin, der Frau Bürgermeister Krohnert gesagt: Beim Gange zu dem Altar hätte der Hans Lorenz ausgesehen wie ein Floh, der der Braut auf die linke Seite des weit gespannten weißen Atlaskleides gehüpft sei.

Man muß die Schwiegerkinder nehmen, wie sie sind, dachte Christine Lorenz, sie hätte ja auch selbst manches anders gewünscht an ihren Söhnen, und Blankas Mutter mußte auch mit Johannes zufrieden sein. —

„Hast du eine Ahnung, Stineken, was mit dem Julius eigentlich los ist?“ fragte jetzt Karl Lorenz seine Frau.

„Ach, du meinst — weil er auf der Hochzeit so still war? Ja, lieber Karl, ich sagte dir schon ein paarmal, ich habe den Grund hierzu nicht erfahren können. Gefragt habe ich mehrere Male.“

„Nein, das meine ich nicht, das konnte ja eine momentane Verstimmung sein. Aber, denke dir, Kind, Ägidi hat mir heute geschrieben. — Da hast du den Brief — lies —“

Frau Christine, die eben mit dem duftigen Kissen fertig war, legte es auf ihr Nähtischchen, nahm das Schreiben und las:

„Mein guter Lorenz!

Marie meint, ich soll Euch nun endlich schreiben und Euch noch einmal sagen, wie wir uns gefreut haben, Euch vor nunmehr vier Wochen einmal wieder begegnet zu sein, und zwar bei einer so freudigen Gelegenheit, wie die Hochzeit Deines Sohnes es war. Das soll hiermit geschehen.

Es war auch wirklich scharmant auf dem Feste. Euren Julius, mit dem wir ja gemeinschaftlich wieder nach Koblenz zurückreisten, haben wir jedoch seither vergebens erwartet bei uns. Kam er schon vorher nicht oft, so ist er jetzt gänzlich ausgeblieben, auch vom Kasino drückt er sich, und gesellige Zusammenkünfte flieht er förmlich. Ich ließ ihn neulich fast dienstlich auffordern

zu einer Herbstpartie mit dem Dampfer nach Boppard — aber wer nicht erschien, war er. Nun habe ich mich natürlich erkundigen lassen, was er tut und treibt, konnte aber nichts Rechtes erfahren, und suchte ihn endlich in seiner Wohnung auf.

Der Herr Einjährige sei ausgezogen, hieß es. Auf dem Regimentsbureau erfuhr ich, daß er nach Ehrenbreitstein übergesiedelt sei, und da fand ich ihn denn auch gleich, wenn man über die Schiffsbrücke kommt, im Hotel zum „weißen Roß". Er saß und schrieb, war auch, wie es mir schien, nicht sonderlich angenehm von meinem Besuch berührt und fragte sehr steif: ‚Was verschafft mir denn die Ehre, Onkel Ägidi?' Habe ihm gesagt, sein zurückgezogenes Leben gefalle mir nicht sonderlich; warum denn das? Ich hätte geglaubt, das Leben hier mache ihm Spaß, und wir wären hier am Rhein ein fideles Völkchen, könnten so einen jungen Herrn als Lebensverächter nicht verstehen. Da meinte er, ich möchte verzeihen, aber er habe sich nie etwas aus sogenannter Geselligkeit gemacht, das sei wohl ein Erbteil von seiner Mama, die langweile sich immer tödlich bei Partien und Tanzgesellschaften.

‚So! Nun mach dich man mal fertig, mein Sohn,' sagte ich, ‚nimm deine Mütze und komm mit zur Tante, wir haben heute abend ein paar Gäste, davon wirst du nicht sterben, und getanzt wird auch nicht.' Na — er konnte nicht anders, kam dann mit, saß wie ein Stockfisch zwischen den zwei hübschesten Mädchen aus ganz Koblenz, den Töchtern einer Freundin meiner Frau, die wir während einer kleinen Reise der Eltern zu bemuttern hatten, aber er sprach kaum — es war zum Verzweifeln! Was ist's denn mit dem Bengel? Im

letzten Herbst war er ganz anders. Krank ist er nicht, tut stramm seinen Dienst. Marie hofft noch auf den Karneval für ihn. Jedenfalls wollte ich Euch meine Beobachtung mitteilen." —

So weit las Frau Christine, lächelte ein wenig, legte den Brief beiseite und nahm das Kissen wieder zur Hand, an dem sie verlegen herumzupfte.

„Du sagst gar nichts?" fragte Herr Lorenz fast gekränkt.

„Was soll ich sagen, Karl? Ich fürchte, deine rheinische Kur wird ganz resultatlos verlaufen bei dem Jungen — ein Schlag ins Wasser."

„Ob er denn noch korrespondiert?" fragte Karl.

„Ich kann nichts erfahren," antwortete Christine mit einem Seufzer, legte das Kissen wieder auf den Tisch und faltete die Hände im Schoß, indem sie angestrengt nachdachte. Nach einer Pause sagte sie: „Ich müßte einmal zur Gerichtsdirektorin Sperling gehen."

„Sollte die etwas wissen?" zweifelte Karl Lorenz.

„Die Duna hat Nähstunde bei der alten Wurmstichen, und da hat Grete Albert ja ewig ihr Wesen — vielleicht, daß die Duna einmal zufällig etwas gehört hat. — Angenehm ist mir der Besuch allerdings nicht, denn weder Mutter noch Tochter kommen noch in unser Haus, obgleich du ihnen bereitwillig Hilfe geleistet hast."

„Stineken, die kommen nicht, weil sie sich durch die paar Groschen geniert fühlen."

„Nein, es muß da etwas anderes sein," widersprach sie. „Die Duna erschrickt vor mir, wenn ich sie zufällig mal treffe, wie der Wolf vor'm Rotkäppchen, sie verfärbt sich ordentlich und grüßt merkwürdig reser-

viert. — Da ist noch etwas anderes im Spiel, glaub' es mir —"

„Na, dann würde ich dir in dieser Angelegenheit auch zu keinem Besuch raten. Geh doch gleich vor die rechte Schmiede, zur Wurmstichen selbst, oder bestelle sie ins Haus, schenk ihr Stoff zu 'nem Mantel, ich will dir einen respektabeln Rest herauf schicken, — zähme sie dir, Stineken, dann erfährst du alles, was du wissen willst."

„Sie ist mir nicht angenehm, sie schneidet so auf," meinte Christine, „da gebe ich ihr lieber Arbeit im Hause. Bitte, Karl, klingele um die Sophie."

Karl Lorenz zog an dem Klingelzug, der aus einer Perlenstickerei bestand, weiße, ins braune übergehende Rosen auf himmelblauem Grunde — daran ein zierlicher Bronzegriff befestigt war.

„Dann werd' ich einmal hingehen zu dem Lügendrachen, Karl," sagte sie, „ich wüßte sonst nicht, wo ich mich erkundigen sollte."

Sophie, die hereintrat, mußte den türkischen Doppelschal und den braunsammetenen Kapotthut, der zu dem Kleide aus brauner, schwerer Seide mit schwarzen Querstreifen paßte, in das Schlafzimmer bringen, wohin sich Frau Christine begab, nachdem ihr Karl sie feierlich zum Abschied geküßt hatte.

„Es nebelt draußen," meinte Sophie, „will Madame nicht lieber fahren?"

„Ich gehe nur bis zur Wurmstichen auf die Hohestraße — die paar Schritte —"

Sophie hob die gefalteten Hände in maßlosem Staunen. „Um Jottes willen, Madam — bei des alte Lügentier?"

„Ja, bring mir meinen Schirm, Sophie.“ Und Madame Lorenz ging nach ein paar Minuten schon über den Marienkirchplatz unter halbentblätterten Linden hin. Sie hatte ihr Seidenkleid hochgerafft, der weiße, mit englischer Stickerei versehene Unterrock sah rings um Handbreite hervor. Die zierlichen Füße in braunen Knopfzeugstiefeln mit braunen Lacklederkappen und braunen Absätzen schritten noch immer schwebend über die mit runden Feldsteinen gepflasterte Fußbahn.

Es ging, wie Sophie gesagt hatte, ein feiner Nebel nieder, er machte die Steine glitschig und hing wie ein loser Schleier in den hohen Linden, die die mächtige alte Kirche umstehen. Frau Christine kam durch eine enge, schluchtartige Gasse, die die Hölle hieß, und wo lauter kleine Handwerker wohnten und die Häuser sich schief gegeneinander neigten. Endlich trat sie auf den großen Markt, überquerte diesen und bog in die Hohestraße ein, wo die Wurmstichen schon seit langer Zeit ihr Quartier hatte. Ein kleines Häuschen war es, der Eingang in der Mitte, zu beiden Seiten zwei Fenster, die linker Hand waren diejenigen der alten Näherin. Eine gelle Klingel läutete wie unsinnig, als Madame Lorenz den ziegelgepflasterten, mit weißem Sande bestreuten Flur betrat.

Als sie der Stubentür zuging, zu welcher zwei blendend weiß gescheuerte Stufen hinaufführten, hörte sie singen dort innen, eine ungeschulte, aber wunderschöne Altstimme sang: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen.“ Madame Lorenz zögerte ein wenig, teils aus Lust an dem Gesang, teils in der Befürchtung, die Gesuchte nicht allein zu treffen, und hauptsächlich, weil sie sich sagen mußte: du stehst möglicherweise plötz-

lich vor derjenigen, die deiner Nächte Schreckgespenst und deiner Tage Unruhe geworden ist.

Aber sie war keine von denen, die Unannehmlichkeiten aus dem Wege gehen, sie pochte also sehr kräftig an die Stubentür, der Gesang verstummte, und zwei junge Stimmen riefen zu gleicher Zeit „Herein!" Es war schon ein bißchen dämmerig in dem kleinen Raum, in dessen grau und blau gekalktem Lehmofen ein Feuerchen glühte. Zwei junge Mädchen standen in der Nähe dieses Ofens, mit Garnwickeln beschäftigt, vermutlich, um die Pause der Dämmerung mit etwas Nützlichem auszufüllen. —

Grete Albert wickelte und Duna Sperling hielt die Strähne über den Armen. Beide sahen mit stummem Erschrecken auf Madame Lorenz, die ihrerseits ebenfalls einen Augenblick die Sprache eingebüßt zu haben schien. Endlich fragte sie resolut: „Ist Frau Wurmstich zu Hause?"

„Nein, Madame Lorenz," antwortete Grete höflich, „sie ist bei Madame Herbst auf'm Stadtamt heute — alle Donnerstag ist sie da —"

„Nun — und du, Duna?" Frau Christine blickte verwundert das schlanke, blonde Mädchen an, das ihr seltsam verändert und mager vorkam in dem schwarzen Trauerkleide. „Was machst du denn hier?" forschte sie nochmals.

„Ich lerne Namen in Wäsche sticken," stotterte Duna.

„Wozu denn? Das konntest du doch schon?"

„Nicht gut genug — für —" Sie verstummte.

„Wie geht's denn deiner Mutter, Kind, und warum kommt ihr denn gar nicht mehr zu mir? Sage nur

zur Mutter, ich bäte dringend, daß sie wieder einmal zum Whistkränzchen komme. Das tut eurer Trauer keinen Abbruch, Kind."

„Ich werde es Mutter bestellen —"

„Und du kommst dann mit, Duna, ich kann gar gut ein Töchterchen gebrauchen, die mir beim Kaffeeeingießen hilft."

Wortlos stand das Mädchen, nur einmal ein Laut, als ersticke es einen Schrei in der Kehle.

Mit Todesangst sah Grete Albert, wie Duna sich mühte, ruhig zu bleiben. „Setzen Sie sich, Fräulein Duna —! Einen Stuhl gefällig, Madame?" begann Grete Albert rasch, kann ich der Tante eine Bestellung machen — Madame Lorenz?"

„Schick sie einmal zu mir, es ist wegen Leutewäsche — meine Schwiegertochter bringt einen Kutscher mit, da brauchen wir noch Handtücher und Vorhemdchen und Bettzeug —"

„Tante ist furchtbar besetzt," wagte Grete Albert einzureden, kann ich nicht für Madame nähen? Ich bin jetzt auch schon ganz perfekt."

„Nein!" war die kurze Antwort. „Für jetzt schicke die Wurmstichen hinüber, wenn möglich heute noch. — Du, Duna," wandte sich Madame Lorenz an diese, „da ich einmal unterwegs bin, will ich deine Mutter noch besuchen, du kannst mich begleiten, nebenbei sehe ich so sehr schlecht in der Dämmerung und bin auch in der Straße, wo ihr nun wohnt, noch nie gewesen."

Aber Duna antwortete nicht; sie lag mit blassem Gesicht in der Sofaecke, wie ohnmächtig geworden.

„Na ja —" murmelte Grete, „ich dacht's mir schon."

Madame Lorenz sprang zu und hielt in Bestürzung

dem bleichen Kinde ihr Fläschchen mit englischem Riechsalz unter die Nase. Da kam Duna wieder zu sich: „Verzeihung, Frau Lorenz — ich kann heute nicht — mir ist sehr schlecht —“

„Da leg dich doch hin, Kind — und du, hol Doktor Bunze, er wohnt ja doch hier nebenan —“ Madame Lorenz war ganz aufgeregt. „Seit wann bist du denn nur so anfällig, armes Ding?“ forschte sie mütterlich, sich wieder über Duna beugend, „hat dich denn deines Vaters Tod so tief erschüttert, Kind?“

„O bitte — nicht den Doktor!“ flehte Duna.

Aber Grete hatte selbst nicht Miene gemacht, den Arzt zu holen; sie war nur in die kleine Küche gelaufen, um aus der Wasserstande ein Glas voll zu schöpfen.

„Ich danke, es geht schon wieder, bloß noch ein wenig ruhen möchte ich,“ sagte Duna schwach.

Grete brachte die brennende Lampe und zog sich in die Küche zurück. Frau Christine strich Duna immerzu liebevoll, mitleidig die Wange: „Wirst blutarm sein, Kindchen, ich werd' mit deiner Mutter sprechen, nähe lieber nicht so viel. Morgen schicke ich dir Pillen und Rotwein, das muß ja doch wieder gut werden und, hörst du, ihr kommt bald, Mama und du, du mußt dir doch auch mal Hansens Frau ansehen. Und nun geh bald heim, Kindchen!“

Sie nickte dem Mädchen zu und verließ die Stube. Im engen Flur, aus dessen Hintergrund steil eine weiß gescheuerte Treppe in das obere Geschoß führte, stand sie, einen Augenblick überlegend, ob sie nochmals mit Grete Albert sprechen solle wegen der Wurmstich. Dann wandte sie sich zögernd der Haustür zu. Ein einziges Nachtlicht, auf Öl schwimmend, erhellte ganz

wenig den Raum, und in diesem Schimmer sah sie etwas Weißes vor den Stufen an der Erde liegen: ein Briefchen. Und dieses Briefchen raffte sie plötzlich gierig von der Erde auf, denn den merkwürdig schmalen Umschlag kannte sie, vor einigen Tagen erst hatte Julius an Karl geschrieben auf demselben Papier, kurz und höflich wie er stets schrieb, sich für die neuerliche Geldsendung bedankend.

Sie hatte den Fund in der Hand, ihr Fuß zauderte, sie war sich ihres Unrechtes voll bewußt, sie hätte in die Küche gehen sollen, und dem Mädchen den Brief zurückgeben. Aber — sollte sie die Gelegenheit, sich zu informieren, sich zum Besten ihres Sohnes zu informieren, — vorübergehen lassen, die sich ihr so unverhofft bot? War sie es nicht sich, ihm und der ganzen Familie schuldig, die unselige Geschichte möglichst bald aus der Welt zu schaffen, alles zu tun, um ihn aus dieser Affäre zu befreien?

Sie ging plötzlich mit raschen Schritten aus dem Hause, die Hand, mit der sie den Brief hielt, im Schal verborgen. Die Frau Gerichtsdirektor aufzusuchen, das hatte keinen Zweck mehr — sie hielt des Rätsels Lösung in der Hand.

Es war dunkel geworden. In den Häusern brannte Licht, die Straßen glänzten feucht im Schimmer der Gaslaternen. An der Marktecke traf Frau Christine ihren Mann, der ins Kasino wollte, wie er sagte.

„Na, Stineken, hast du etwas erfahren?“ fragte er.

Sie fertigte ihn mit einem kurzen „Nein“! ab. Es war die Furcht, ihre kleinliche Handlung vor ihm zu bekennen, das Unrecht, das sie beging, ihn wissen zu lassen. „Erst will ich lesen,“ sagte sie vor sich hin

im Weitergehen, „ich weiß ja noch gar nicht, was er an diese — diese schreckliche Person schreibt.“

Sie kam unbemerkt in ihr Schlafzimmer, die Mädchen waren alle beschäftigt mit den Vorbereitungen zum Empfang des jungen Paares morgen. In der großen Leutestube saßen sie und wanden Girlanden für die Einfahrt und für die Entreetür zur Wohnung der neuen Eheleute; Tragkiepen voll Buchsbaum hatte der Wagen aus der Walkemühle heute vormittag gebracht und die letzten roten Astern und bunten Georginen.

Sie legte den Brief auf ihr Nachttischchen, nahm eiligst Hut und Mantel ab und las dann, auf dem Rande ihres Bettes sitzend, beim rasch entzündeten Stearinlicht. Es war nur ein halber Bogen, der Schluß des Briefes — der Anfang, vermutlich ein ganzer Bogen, fehlte. Vielleicht war er nicht wieder in das Kuvert getan oder sie, Madame Lorenz, hatte ihn aus dem offenen Umschlag verloren, aber was sie da las, genügte immer noch, um sie aufs höchste zu beunruhigen.

— — „und freut mich mehr,“ las sie, „wie ich sagen kann. Ihr habt gegenseitig einen Trost an Euch; daß ich sie wie meine Schwester betrachten will und muß, schrieb ich ihr schon selbst —

Gretchen, es ist hier eine rechte Plage mit dem Onkel Ägidi! Er ist ja ein höchst räsonabler Herr, aber ich kann bei ihm und seiner Frau den Gedanken nicht los werden, daß er von meinen Eltern als heimlicher Mentor für mich ernannt ist. Gestern schrieb Tante Ägidi, ich müsse durchaus eine Quadrille mittanzen auf dem Fest, das sie in vier Wochen geben werden im Kasino des Regiments, eine Winzerquadrille. Ich sagte gleich ab.

Auf Weihnachten freue ich mich unsäglich, und weißt Du, warum? Du liebgoldiges Mädchen — so würde man hierzulande sagen — Deine Briefe sind tadellos, ich meine den Stil! Den Inhalt? Wer kann so innig schreiben, wie Du!

Na, dieses Jahr geht auch herum, Kind! Wie sehne ich mich nach Dir. Nur hin und wieder mal ne Stunde in der ollen Wurmstichen ihrer Stube mit Dir! Grüße die wunderliche alte herzensgute Schraube, grüße auch Duna. Wie schön, daß Ihr Euch gefunden habt. Und nun, um mit der alten Wurmstichen zu reden — tausend Millionen Küsse, mein geliebtes Gretchen,

von Deinem J."

Also wirklich! Christine Lorenz stand völlig blaß auf, ergriff das Licht, kauerte vor dem Kachelofen nieder und verbrannte den Brief. Dann erst klingelte sie nach Sophie. Als die Dienerin kam, sagte sie, sie habe heftige Kopfschmerzen und wolle sich legen.

„Na ja," meinte Sophie — „Kopfkolik, ich bringe gleich schwarzen Kaffee und Zitronenscheiben."

Madame zitterte tatsächlich und hatte eiskalte Fingerspitzen, und die alte Sophie jammerte beim Entkleiden ihrer Herrin, das käme von dem Ausgange in solchem Nebel und Schwaden, und das alte Lügenmalchen wär' ja auch hergekommen, wenn's hätte sein müssen.

„Ist nicht mehr nötig!" antwortete Madame Lorenz. „Wenn sie kommen sollte, so schicke sie heim, — sag ihr, ich hätte eine andere Näherin gefunden, und hör, Sophie, wenn in den nächsten Tagen Frau Gerichtsdirektorin Sperling mich besuchen will oder Fräulein Duna, so bin ich nicht zu Hause," fügte sie hinzu.

„Aber, wenn schon Besuch da ist, und die Frau

Gerichtsdirektor sieht die Mäntel und Hüte an dem Kleiderständer hängen?" erkundigte sich ängstlich Sophie, der solche Lüge ungewöhnt war.

„Und wenn ich selber da hänge!" antwortete ihre Herrin grimmig, und der Frost einer großen seelischen Erregung schüttelte sie in ihren feinen Leinenkissen.

Als gegen Mitternacht Karl Lorenz heimkehrte, ward er von Sophie vorsorglich aufgefordert, lieber gleich in die Logierstube zu gehen. „Die Madam ist so schrecklich rabijat, Herr Lorenz," beteuerte sie, „Sie glauben's gar nicht, zu schrecklich!"

„Ach was!" brummte Karl Lorenz. „Sie sind eine alte Unke, Sophie! — machen Sie, daß Sie ins Nest kommen."

Er trat behutsam ans Bett seiner Frau, besorgter, als es Sophie gegenüber geschienen hatte. Aber Christine lag, als ob sie fest schliefe. Er wußte genau, es war Verstellung, denn sie hatte ein ganz verweintes Gesicht, und der Mund zuckte wie der eines Kindes, wenn ihm befohlen ist, jetzt hörst du auf zu weinen! Zu einer Aussprache wollte er sie nicht veranlassen, bis sie selbst sie herbeiführte; so löschte er das Licht wieder und legte sich möglichst geräuschlos nieder.

„So ein Bengel, infamer!" dachte er. Gott wußte allein, was sie gehört hatte, die arme Seele, sie stellt sich ohnehin alles hundertfach schwerer vor, als es wirklich ist!"

Am anderen Morgen schimmerte opalartig eine blasse Herbstsonne hinter einem dünnen grauen Nebel, der sich immer tiefer auf die Erde duckte, denn die Sonne blieb Siegerin über ihn, so still und müde sie auch tat. In Frau Christines Seele waren in dieser letzten schlaflosen Nacht folgende Beschlüsse gereift. Erstens wollte sie ihrem Gatten, denn sie wollte sich nicht ins Unrecht

setzen, nichts von dem Briefe sagen. Sie erinnerte sich nämlich allzudeutlich ihres ersten kleinen Ehezwistes. Vier Wochen nach der Hochzeit hatte sie ihrem guten Karl in heller Entrüstung Vorwürfe gemacht über das Öffnen eines Briefes, der an sie gerichtet war, und den er ganz ungeniert gelesen hatte. Dieser Brief war zwar von seiner Mutter gewesen, aber die korrekt erzogene junge kindliche Frau hatte doch gemeint, den in solchen Dingen absolut unbefangenen Sohn des weltfremden, schlichten Försterhauses energisch erziehen zu müssen, und hatte ihm erklärt, solche Handlung sei nicht allein in höchstem Grade taktlos und ungezogen, sie sei sogar strafbar, auf Verletzung von Briefgeheimnissen stehe unfehlbar Zuchthaus!

Als Karl Lorenz sie verlegen beschwichtigen wollte und gemeint hatte, da das Schreiben von seiner Mutter wäre, stehe doch offenbar nichts darin, was für ihn ein Geheimnis bleiben müsse, war sie noch heftiger geworden und hatte behauptet, das sei ganz gleichgültig, und wenn nur ein leerer Bogen in dem Umschlag gewesen wäre. Auf keinen Fall habe er ein Recht, etwas zu lesen, das an einen anderen Menschen gerichtet sei.

Jetzt hatte sie selbst einen fremden Brief gelesen, und alle Argumente, die sie sich selbst zu ihrer Entschuldigung hervorsuchte, verfingen nicht. Unrecht hatte sie getan, dabei blieb es, und selbst, wenn es zehnmal zu ihres Kindes Rettung geschehen war.

Sie trug ihre Angst also vorläufig allein weiter, so schwer diese auch war, und sann auf Rettungspläne.

Das erste war, daß sie an den Major Ägidi schrieb, trotzdem es heute ein sehr bewegter Tag war in ihrem Hause, das heute die Schwiegertochter empfing. Als

Madame Lorenz gegen Mittag im schwarzen Seidenkleide mit einem Kopfputz aus weißen Blonden prangte, sah sie nach der Uhr und fand, daß sie zu diesem Brief noch grad eine Stunde Zeit hatte.

Sie setzte sich also feierlich an ihr Tischchen in der Fensternische, klappte die Schreibmappe auf und nahm den elfenbeingeschnitzten Federhalter. Im Nebenzimmer ging ihr Mann trällernd auf und ab, er war in höchst behaglicher Stimmung, hatte sich in den Ausschnitt seiner Weste eine Flasche Rotwein geschoben und den schwarzen Tuchrock darüber geknöpft, denn auf diese Weise pflegte er seinen Frühstückswein zu temperieren. Er freute sich auf das junge Paar und freute sich vor allem auf die Hilfe des Sohnes im Geschäft. Und auch so — es war ein bißchen öde zuletzt gewesen, seitdem auch Julius fort war. Für Christine war diese Abwechslung ebenfalls ein wahres Glück, sie hatte sich ganz schrecklich in die Affäre ihres Jüngsten verbissen.

Warum sie nur gestern so geweint hatte und heute so verschwiegen war über das Resultat ihrer gestrigen Spionage, kalkulierte Karl Lorenz dann — ärgerte sie sich am Ende doch bloß, weil sie nichts herausgekriegt hatte? — Schon möglich, sie war eine ganz sonderliche Frau, die seinige.

Derweil schrieb Christine an den Vetter Ägidi, er möge auf jeden Fall verhindern, daß Julius Urlaub erhalte — unter keinen Umständen dürfe er herkommen. Er möge von diesem Schreiben ihrem Manne nichts verraten, der nehme eine gewisse Angelegenheit allzusehr auf die leichte Achsel. Sie könne hier nichts Näheres schreiben, verlasse sich aber ganz auf den Vetter und bleibe in alter Treue seine sehr besorgte Cousine Christine L.

Als sie dieses Schreiben beendet und dem Stubenmädchen für den Briefkasten übergeben hatte, war sie ruhiger und konnte den Ereignissen des Tages ihre Kraft zuwenden. Sie war froh, ihren Mann so guter Laune zu sehen; die Geschichte mit dem Bau des Pferdestalles hatte er ja wohl glücklich überwunden. Sie schritt noch einmal durch die mit wirklich gediegener Pracht eingerichteten Räume des jungen Paares und dachte mit einem stolzen Gefühl, daß die junge Frau, die in der nächsten Stunde hier ihren Einzug halten sollte, sich als recht glücklich preisen könne, und daß ihr etwas kaltes und hochmütiges Wesen doch allmählich erwärmen müsse in dieser soliden Behaglichkeit.

Das Parkett in den Zimmern spiegelte nur so, Regenbogenfunken sprühten aus den Kristallbehängen der Kronleuchter, und stattliche weiße Porzellanöfen verbreiteten eine milde Wärme. Moderne Nußbaummöbel standen in dem Speisezimmer, im Salon solche von schwarzem Ebenholz mit rotem Seidendamast; überall Türvorhänge von schweren Seidenstoffen, große Brüsseler Teppiche — alles dieselbe rote Farbe. Vergoldete zierliche Möbelchen mit blaßblauer Seide im Boudoir der jungen Frau, und im Herrenzimmer Eiche. Unzählige Sträuße standen umher, von den Freunden des Hauses gespendet, alle in tellerförmigen Spitzenmanschetten, und auf einer großen Tafel im Salon die mehr oder minder geschmackvollen Hochzeitsgeschenke der Questenburger Gefreundschaft und Verwandtschaft — Silber, Silber und nochmals Silber! Silberkästen mit schweren Bestecks, Zuckerdosen in durchbrochener Arbeit, Armleuchter, Dessertmesser und vor allem Löffel — Löffel zu vielen Dutzenden.

Einzig und allein Frau Christine hatte etwas Außergewöhnliches gestiftet, ein zierliches Kassettchen von feiner japanischer Arbeit und darin ganze viertausend Taler. Dafür sollte sich das junge Paar malen lassen von einem berühmten Berliner Porträtisten für den Festsaal im unteren Stock; Frau Christine hatte bereits mit einem solchen korrespondiert, und nach Weihnachten, wenn die Tage länger, wollte er herüberkommen, um das Werk zu beginnen. Frau Christine, die nichts brennender wünschte, als diese Bilder möglichst bald dort hängen zu sehen, glaubte, die junge Frau werde entzückt sein über dieses Geschenk. — Wenn sie geahnt hätte, daß es alsbald zu einer Abschlagszahlung an den Pariser Schneider verwendet werden würde!

Unten, in der Wohnung des alten Paares — Christine fand diese Bezeichnung jetzt die allein richtige, prangte die Tafel im kleinen Eßzimmer mit kostbarem Porzellan und Silber, dem schönsten, das im Besitz des Hauses war, vier Gedecke nur. Das Abendessen sollte das junge Paar bereits im eigenen Heim einnehmen, und damit sollte Frau Blanka Lorenz das Regiment im eigenen Haushalt beginnen.

Vor der bekränzten Einfahrt hatte sich jetzt bereits so ziemlich das ganze Dienstpersonal versammelt zur Begrüßung; die hohen Torflügel waren straßenseitig und hofseitig geöffnet, und auf dem nicht allzugroßen vorderen Hof standen dichtgedrängt die Arbeiter der Fabrik, über zweihundert Männer und Weiber; alle waren sie im Sonntagstaat, die Frauen in frischgewaschenen Schürzen und bunten Brusttüchern, die Männer im Sonntagsrock und frischgewaschenen Vorhemden. Die Toreinfahrt und die Tür zur Treppe, die in die Wohnung

führte, das reichverzierte Geländer der schönen alten Eichenstiege, alles war umwunden von Girlanden.

„Euern Eingang segne Gott!" Dieser Spruch hing, von einem Kranz eingefaßt, von der großen vierflammigen Laterne herunter und drehte sich an seinem Bindfaden in scharfem Zuge unzählige Male links herum, und ebenso oft tanzte er rechts herum über den Köpfen der harrenden Menge. Die alte Sophie, die mit den Dienstmädchen des Hauses mitten inne stand, hatte einen großen Strauß von allerhand Herbstlaub und bunten Georginen in der Hand, um ihn im Namen des Hauspersonals zu überreichen.

„Mich hat so schlecht geträumt in der Nacht," sagte sie mit ihrer weinerlichen Stimme zu der neben ihr stehenden Köchin, „von der junge Madame Lorenz; ich träumte, wir ständen leibhaftig alle hier, grad so wie wir jetzt stehen, un der Wagen fuhr vor, un die jungen Leute sollten aussteigen, un der alte Herr wollte grad den Schlag aufmachen vom Wagen und die junge Frau raushelfen, da taumelt er auf die Halbe*), denn die selige Mutter von unserer Madam, die ja doch dazumal, sechs Wochen nach der Hochzeit von ihre Dochter, gestorben is, die steht da im Dodenhemd un winkt immer so —" Sophie machte es vor mit tragischen Bewegungen — „das war, als sollt' die junge Frau man drinne bleiben in die Kutsche, und die selige Frau winkt dem Kutscher zu, als wie er soll weiterfahren mit sie — nee, schauderhaftens war es, und das bedeutet doch was, der Jeist weiß, daß das Haus was droht, darauf laß ich mich köppen."

---

*) „Halbe", Harzer Bezeichnung für „auf die Seite gehen".

Das junge Dienstmädchen kicherte, die Arbeiter lachten laut. „Na, lacht man,“ brummte Sophie ärgerlich vor sich hin. „Ihr werdet's schon sehen.“

Jetzt hörte man das Rasseln eines Wagens auf dem Pflaster. Karl Lorenz trat aus dem rechtseitig gelegenen Kontor, fuhr sich in aller Eile durch seine Haartolle über der Stirn und zupfte an der karierten Sammetweste. Der Prokurist, ein leberkrank aussehender verdrießlicher Mann und drei junge Kommis in tadellos schwarzen Tuchröcken folgten auf dem Fuße. Karl Lorenz eilte mit beinahe jugendlicher Lebhaftigkeit auf den Landauer zu, der soeben vor der Einfahrt hielt und öffnete selbst den Schlag, dem der junge Ehemann entstieg, der seinen Vater flüchtig küßte, um dann rasch seiner jungen Frau beim Aussteigen behilflich zu sein.

Eine große, schlank gewachsene junge Frau im grauen Seidenkleid glitt gewandt aus dem Wagen und umarmte mit gemessener Freundlichkeit den „guten Papa“. Ein blaßblaues, mit Wachsperlen verziertes Kapothütchen lag flach auf dem bernsteingelben Haar, das in starkem Knoten am Hinterkopfe unter den Perlen des Hütchens hervorquoll. Das Mantelett aus Kaschmir in der Farbe des Kleides, mit schwerer seidener Franse, hing graziös über den schmal abfallenden Schultern, und dieses elegante Wesen mit dem blassen, hochmütigen, feinen Gesichtchen sagte, indem ihre Blicke nachlässig über die versammelten Menschen schweiften, sehr langsam zu ihrem Schwiegervater: „Denke dir nur, Papachen, beinahe wären wir heute noch gar nicht gekommen; wir hatten die Zeit verschlafen; wir waren nach dem Theater gestern noch mit einem Herrn zusammen, den

wir zufällig trafen unter den Linden beim Souper, und da wurde es — — —"

Dann verstummte sie, denn Sophie fuhr ihr plötzlich mit dem Strauß unter das feine Näschen und sagte laut, damit es alle hören konnten und mit einem tiefen Knicks: „Auf daß Sie 's wohl gehe in dissem Haus, Madam!" — Dann schrieen die Arbeiter ein dreifaches Hoch, und von ihren Stimmen umbraust, die sich klatschend an der gewölbten Decke der hohen Einfahrtshalle brachen und wie eine Salve Kleingewehrfeuer knatterten, zog Blanka Lorenz in das Haus ihres Mannes ein, der klein, blond und unbedeutend, von unscheinbarer Figur, den Hut über dem tadellos gescheitelten Haar haltend, seinem Vater folgte, der die junge Frau am Arm führte. Mit gekrauster Stirn und blinzelnden Auges ging er durch die Menge der Arbeiter, so, als sei ihm dieser lärmende Empfang aufs äußerste lästig und unerwünscht. Er zog die weißlackierte Entreetür unhöflich eilig hinter sich zu.

„He makt ja en Gesicht wie veertein Dage Regenwetter!" sagte halblaut einer der Arbeiter zu den anderen, indem er die Türe betrachtete, hinter der Johannes Lorenz soeben verschwunden war.

„Klein Mändel wollt' a groß Weiberl han!" fing ein Sortiererjunge an, „Huch, und der Schnurrbart! Akkerat wie Louis Napolichon," meinte eine junge Frau.

„Gottloses Gesindel!" murmelte der Prokurist und winkte seinen Herrn, die alle mit dem Lachen kämpften. „Nun geht man an die Arbeit!" rief er den Leuten noch zu.

Die alte Sophie, die sich vergeblich durchzudrängen suchte, kannte die Leute; böse meinten sie es nicht, man

durfte ihnen nur nichts sagen. Sie hatten schon immer ihren Jokus mit dem Johannes gehabt, als er noch auf die Schule ging und heimlich rauchte und den Mädchen zu gefallen lief.

Sophie forderte die Dienstmädchen auf, an ihre Arbeit oben zu gehen: „Makt doch man swinne, wi habben alle Hände voll to dahn.“

Die Hausmädchen lachten und zogen die Jungfer der jungen Frau Lorenz, die neben Johann auf dem Bock sitzend mit ihrer Herrschaft eingetroffen war, in ihre Mitte. „Na, denn kommen Se man,“ sagte die Köchin zu dem äußerst modern angezogenen Mädchen, „wir müsse uns nolens volens verdragen, kleines Mäken, wir schlafen in eine Kammer.“

„Na, nu gaht man wedder an de Sache,“ trieb der alte Aufseher die Arbeiter, „Sauerzapfe, heut abend gift dat Punsch mit Prilleken, se habben all ein Schäppel Mehl verbackt, und danzen könnt jü ok op 'n Sortierboden.“

Lachend und gutmütig drängten die Leute wieder in die Fabrikhöfe hinüber, droben aber saßen vier Menschen am reichbesetzten Tisch, und es war trotz aller Wärme und Behaglichkeit eine Kälte zwischen ihnen, die weder der perlende Champagner noch Papachens Chateau la Rose zu bannen vermochte. Formell und wohl erzogen, aufrecht und äußerst korrekt saß Blanka Lorenz da, und das Gespräch ging so sacht wie ein seichtes Bächlein, das am Einfrieren ist.

Die junge Frau sprach zumeist. Sie berichtete von ihrer Reise — drei Wochen waren sie in Paris gewesen — sprach von dem Straßenleben, von den Theatern, einfach köstlich! Sie beschrieb eine fürstliche Toi-

lette, die sie bei Worth gesehen hatte, wie ein Hauch, wie ein Traum. — „Denke dir, Mamachen, Tüll, weißer Tüll mit Goldstickerei, darunter drei bis vier duftige Unterkleider aus glattem Seidentüll, entzückend! Für den ersten Ball, den wir hier mitmachen werden, hat mir Hans eine ähnliche Toilette versprochen, nicht wahr, Hans?“

Sie sprach in ihrer eigentümlich schleppenden Art.

Madame Lorenz saß ganz still und spielte mit dem goldenen Dessertlöffelchen und hörte zu. Als Blanka geendet hatte, sagte sie nur ganz ruhig, indem sie sich erhob, ohne Butter und Käse abzuwarten: „Ich fürchte, der Mokka läßt gar zu lange auf sich warten, die Leute sind ein bißchen aus der Kontenance heute, und ihr werdet müde sein — Sophie kann euch euren Kaffee nach oben bringen. Also gesegnete Mahlzeit. Hoffentlich gefällt dir dein Heim, liebes Kind. Und morgen gegen Mittag werde ich mir erlauben, einmal nachzufragen, wie du geschlafen hast in deinen vier Pfählen. Und natürlicherweise speist ihr Sonntags stets bei uns. In wirtschaftlichen Fragen stehe ich dir jeden Augenblick zur Verfügung,“ wandte sie sich noch zuletzt an ihre Schwiegertochter.

Blanka Lorenz schien etwas verdutzt über diese rasche Beendigung des Mittagessens und fand kein Wort beim Abschied. Hans folgte seiner Frau, nachdem er die Aufforderung seines Vaters, morgen pünktlich neun Uhr an seinem Platz im Kontor zu sein wegen verschiedener geschäftlicher Fragen, bejaht hatte.

Und dann war Lorenz senior mit seiner Frau allein in der Wohnstube, und Frau Christine saß auf ihrem Fensterplatz und schaute schweigend in den sinkenden Herbstabend hinaus, die Hände ineinander gefaltet.

Karl Lorenz ging, den einen Daumen in das Ärmelloch seiner Weste gesteckt, im Zimmer auf und ab.

Als Sophie, die leise das silberne Brett mit Kaffee hereingetragen und die große Lampe angezündet hatte, wieder gegangen war, kam er herüber, stellte sich an dem erhöhten Fenstertritt vor seiner Frau auf und sagte sanft: „Na, Stineken?"

Sie wandte den Kopf und sah ihrem Mann in die Augen, und sie verstanden sich.

„Na! Na!" sagte er nochmals, weiter nichts. Dann wieder eine Pause. Und als sie noch immer schwieg, begann er zu sprechen, ganz weich und zärtlich: „Sie muß sich erst eingewöhnen, Stineken, das ist mit den beiden, als wie mit Seide und Wolle — jedes anders und gibt zusammengewebt einen prachtvollen Stoff. — Ihre Welt ist bis jetzt eine andere gewesen, Stineken."

„Ich sehe da weder Seide noch Wolle," gab Christine mit einer ungewöhnlichen Bitterkeit zurück, „du, Karl, du," fuhr sie fort, brach dann aber kurz ab.

Er ging wieder auf und ab. „Na, Stineken, na — in Paris — wir haben uns ja da auch mal fein amüsiert — was? Und sie ist rheinisches Blut mit leichter Lebensauffassung und, weißt du — sie kann so gut von dir lernen, mein altes, liebes Stineken, du wirst sie dir schon zuziehen, wirst sie passend machen für unsere Familie."

Da lachte sie leise und bitter auf, und er lachte auch ein bißchen, weil er sie nicht verstand. „Ein Teufelsweib, diese Blanka! Was?"

Aber Frau Christine erhob sich unwillig und griff nach ihrem Schlüsselkorb. Sie ging, um sich zu beruhigen, durch alle ihre Zimmer ihrer Wohnung und

landete endlich oben im Festsaale; dort war es dunkel und einsam. Ein ganz leiser Schimmer vom ersten Viertel des Mondes drang durch die Fenster in den tiefen Nischen herein und schimmerte auf der weißen Glanztapete mit dem feinen Goldmuster darauf. Sie setzte sich in einen Sessel und starrte zu den Bildern der Voreltern hinüber; an dem Porträt der Ahne blieben ihre Blicke hängen, denn es war von einem Streifen hereinfallenden Laternenschimmers erhellt. Ganz deutlich erkannte Frau Christine das runde, feine Frauengesicht unter der Myrtenkrone und die Goldkette um den rosigen Hals. Du würdest Augen machen, du würdest dich wundern! dachte Christine und nickte dem Bilde zu. Es ist, als sei unser ganzes Haus verwandelt, Großmutter und Mutter -- euer schlichtes, gediegenes Haus! Ach, liebe Mutter — was wird hier neben dir hängen, in einer Toilette, wie sie Fürstinnen tragen? Wenn du Macht hast, wende es zum Guten, wende es zum Guten, Mutter, mit meinen beiden armen Jungen! Der eine hat zu hoch gegriffen, und der andere bückt sich und will das Seinige vom Boden aufheben. Ich möchte verzweifeln, ich habe Gott so viel gebeten, aber vergebens, bitte du für sie, daß es wenigstens mit Julius recht werden möge, mit meinem armen verblendeten Julius!

So dachte sie, während sie mit gefalteten Händen dorthin schaute, wo sie das Bild der Mutter schattenhaft an der Wand erblickte. Und in Gedanken an ihre Entdeckung gestern abend und in der Erregung des heutigen Tages verweinte sie hier ein paar bittere Stunden im einsamen Gemach, unter den Bildern ihrer Voreltern.

Um die Öllampe der Witwe Wurmstich saßen an einem Spätnachmittage gegen Weihnacht zu Duna Sperling, Grete Albert und Frau Amalie Wurmstich in deren kleiner Stube. — Eine dicke, behagliche Frau in den sechziger Jahren war diese Amalie; hüben und drüben des Gesichtes trug sie einen Quast brauner Locken, die, wie männiglich wußte, an die Tüllrüsche der Haube angenäht waren. Sie hatte ein Häufchen Silbergeld vor sich liegen und rechnete eifrig in einem kleinen Buch. Die großen, runden Brillengläser gaben ihr das Aussehen eines Vogels; halb Kiebitz — halb Habicht! behauptete der dicke Polizeidiener Lutze, der sich mit ihr neckte, wo er sie traf.

„So, Fräulein Sperling," sagte sie zu Duna, die mit hochroten Wangen an einem kleinen Rahmen den Namenszug in ein feines Taschentuch stickte. „So, das stimmt nu, Sie können's nachrechnen. Zehn Dahler — es ist schon was — zehn Dahler fünf Silbergroschen und sechs Pfennige — wenn der Mensch als erstes selbstverdientes Geld acht gute Jroschen in sein Hauptbuch einträgt, da kann er ja eigentlich schon zufrieden sein — und Sie gleich zehn Dahler fünf Silbergroschen, Fräulein Duna, da können Sie stolz darauf sein."

Die fleischige Hand der alten Frau mit den dicken Würstchenfingern und dem eingewachsenen Trauring, hatte das Stückchen Pappe, auf dem das Geld in lauter Achtgroschenstücken aufgezählt war, zu Duna hinübergeschoben.

Das junge Mädchen war ganz rot geworden; verlegen sah sie das Geld an.

„Um sein wohlverdientes Geld braucht sich kein

Kaiser und kein König zu schämen," bemerkte die alte Frau energisch.

„Aber Madame Wurmstich, ich schäme mich ja gar nicht," entschuldigte sich Duna, und dabei schimmerten die hellen Tränen in ihren Augen.

„Ach — was wissen Sie, was in Sie vorgeht augenblicklich? Ich aber weiß es. Sie haben Angst vor Ihrer Mutter. Weil's heutezutage für ein Mädchen aus Ihrem Stande noch halb und halb für 'ne Schande gilt — das Arbeiten nämlich —" schalt die alte Frau, „lieber hungern, oder doch man heimlich arbeiten, janz wie die Fräulein von Perduhns, die den janzen Tag Kragen sticken und immer erzählen, das wären Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke für Tanten, Cousinen und Freundinnen! — Hat sich was! Nach Berlin, in ein Geschäft sticken sie, da haben sie noch 'ne olle Kammerfrau von der seligen Frau Mutter zu wohnen, die trägt's in die Weißwarenhandlung und schickt's Jeld und neue Arbeit an sie. Das weiß jeder, aber keiner tut, als ob er 'ne Ahnung hätt'. — Wie der Mensch bloß sagen kann, arbeiten sei nicht standesgemäß! Blödsinn! 'ne Schlechtigkeit ist es, 'ne faule Lüge, Fräulein Duna, wild werd' ich, wenn ich solch Gehabe bloß von weitem wittere."

Grete legte ihre Hand beschwichtigend auf den Arm der alten, eifrigen Frau. „Nu, nu, Base — was kann denn die Duna dafür, wenn die Perduhns quatsch sind? Sie hat die Welt nicht geschaffen!"

„Ja, ja, hast recht! Ach, ich sollt' nur mal König sein, ich hätt' in Zeit von 'ner Viertelstunde ein neues Gesetz gemacht."

„Nun — da wäre ich aber neugierig," lächelte Duna

versöhnlich, und wischte sich die letzten Tränen aus den Wimpern.

„Ich ließe alle Müßiggänger durch die Bank durch totschlagen, dann würde was draus, aus unser olles Preußen, ein jroßartiges Volk würde draus. Wenn ich man bloß mal den Bismarck zu fassen kriegte, dem wollte ich die Sache schon beibringen.“

Und die alte Lügen-Wurmstich lachte ganz behaglich auf, denn sie war alles andere eher, als blutdürstig und wußte, daß ihr dieses Bramarbasieren sehr sonderbar stand.

„Und nun will ich euch mal ein Zukunftsbild entwickeln, Kinnerkens. Wenn Sie noch ein bißchen mehr Geld verdient haben, Fräulein Duna, dann sticken Sie nich mehr Taschentücher, die Ihnen die Leute so geben, da sticken Sie auf eigne Faust einen ganzen Vorrat von Tüchern, feine und grobe, mit und ohne Spitzen, Ganzleinen und Halbleinen. Und zwar so: Sie lassen sich die Tücher aus Bielefeld oder Schlesien kommen, und da werden alle möglichen Buchstaben hineingestickt von A. A., A. B., A. C., A. D., A. E. usw. — das ganze Alphabet durch, und dann sage ich bei allen meinen Kunden, daß ich Primaware in Kommission hätt', und da verdienen Sie dann ordentlich, erst an die Tücher und an und für sich, und dann mit anderer Wäsche, mit Hemden und Bettwäsche, und wenn wir die ersten zehndausend Daler zusammenhaben, machen wir einen Laden auf, und da steht drüber: Weißwarenhandlung A. Wurmstich und Kompanie. Natürlich ja nich Ihren Namen, Fräulein Duna, sonst müßt sich ja die Frau Mutter genieren, und die studierten Herrn Brüder dazu — na, und wenn wir jede hundertdausend Daler

haben, dann verkaufen wir das Ganze und leben von unsern Renten und fragen mal bei Bürgermeister Krohnerten an, was Questenburg kost't, un denn kriegen Sie noch mal 'nen Reichsbaron, Fräulein Duna oder 'nen Jrafen oder wen Sie wollen, alle können Sie kriegen, sobald Sie man Jeld haben —"

„Recht bissig sind Sie heute, Base," unterbrach sie Grete, „was hat denn Ihnen die Laune so verdorben?"

„Na, mein Dochter, das will ich dir wohl erklären: Also, vor ein paar Wochen ist Madam Lorenz hier gewesen und hat mich bestellt, und du hast mir gesagt, ich soll hinkommen und was mit ihr besprechen; dreimal bin ich schon dagewesen, und dreimal hat mich das alte Hauchebild, die Sophie, einfach fortgeschickt. Vorhin nu denk' ich — na, du hast nu deine fünfhundert Knopplöcher bei Frau Rabe all ein bißchen früher fertig heute — ich näh' doch die Aussteuer für Mariechen Rabe," schaltete sie ein — „früher fertig, wie sonst — die fünfhundert, die die Raben verlangt täglich —"

„Fünfhundert an einem Tage?" bewunderte Duna ganz ernsthaft.

„Früher konnt' ich noch mehr fertig bringen", erklärte Amalie Wurmstich und nahm einen Schluck Kaffee, „das ist ja weiter nichts. Na also, denke ich," fuhr sie fort, „du gehst noch mal hin — Lauferei um eine gute Kundschaft soll einem nie zuviel werden, — das ist ein kaufmännischer Grundsatz, und überhaupt, es wär' mich ja auch ganz recht, wenn ich ab und an mal in das Haus hinkäme, aus besonderen Gründen, nu, denke ich so bei mich, da ist vielleicht balle mal Kinderzeug — entschuldigen Sie, Fräulein Duna, Sie brauchen nich gleich rot und blaß zu werden, das is ganz natürlichemang."

Die arme Duna, der das Herz schon weh tat, seitdem die Rede auf Lorenz' gekommen war und der die ganze schwere Erinnerung noch nicht im mindesten erblaßt war, zwang sich zu einem Lächeln: „Ich weiß wirklich nicht, Madame Wurmstich, was Sie wollen," murmelte sie.

„Na, also, wie ich heute hinkomme, ist da ein Leben wie auf 'm Vogelschießen, die ganze Diele voll Stühle und die Saaltür sperrangelweit offen, im ersten Stockwerk alles erleuchtet und die ganze Luft voll Räucherkerzchenduft und der olle Drache, die Sophie und die andern Mädchens in großen weißen Schürzen und Thalwitzens Konditorgeselle mit einem riesengroßen Korb, aus dem er grade eine Eistorte rauskriegt, wie 'n Wagenrad groß; alle Obstsorten aus Eis, Äpfel und Birnen und Trauben — Jott weiß was, und die olle Sophie steht mit 'n Geldbeutel vor dem Konditorjungen —."

‚Ach,' sag' ich, ‚da komm' ich wohl nicht recht heute? Entschuldigen Sie man, ich wußte nich, daß hier großer Kaffee is.'

„Aber das olle hinterlistige Gespenst dicht vor mir gibt dem Konditor seine zwei Juten und sagt, ‚warten Se mal einen Moment', sagt se, und geht direktemang in den Saal, un ich steh nu so da, und 'n paar Mädchens schleppen die Torte hinein, und 'n paar andere bringen große Präsentierteller mit Bowlengläsern dahinter her, und aus der Saaltür kommt ein Geschnatter wie aus 'm Gänsestall. Und wie ich nu dastehe und denke, na, was nu woll wird, kommt die Sophie redour und macht 'n Gesicht wie 'ne Katze, die verkehrt 'rum gestreichelt wird, halb sauer, halb süß, und

sagt: ‚Bitte, kommen Sie doch ein bißchen in die Stube rein, ich hab' grad ein Augenblickchen Zeit, und Madam sagt, ich soll Sie ein Eistörtchen geben'. Und damit drängelt sie mich in ein Zimmer linker Hand, nach dem Hofe hinaus, und sagt: ‚Bitte, nehmen Sie doch Platz, ich hol man bloß die Torte.'

„Und ich setze mich und gucke mich um, denn es brannte 'ne Lampe auf dem Tische. Und überall so schöne altmodische, eingelegte Schränke, und alles so solid und so ordentlich. Wie Sophie wieder kommt, hat sie richtig zwei Teller mit Eisfrüchten und auch noch zwei große Gläser mit Ananasbowle, und sagt: ‚Setzen Sie sich man gemütlich aufs Sofa, die Madam hat's erlaubt', und sie selbst setzt sich auf 'n Stuhl mich gegenüber und sagt: ‚Dies hier ist bloß die Stube, wo Herr und Madam abends essen, wenn sie allein sind; der Ofen hier heizt am allerbesten'.

‚Na, denk' ich, ‚worauf läuft denn die ganze Komödie hinaus? Und weil ich was sagen muß, sag' ich: ‚Es ist wohl Leben im Hause jetzt mit die jungen Eheleute?'

„‚Na,' sagte Sophie, ‚das können Se doch denken! So 'ne vornehme Dame, die will doch nu auch was haben, wenn sie geheiratet hat, so 'n adliges Fräulein, wo der Vater beinah General gewesen ist.'

„‚Na ja, sage ich — freilich!' Was soll ich denn sonst auch sagen, Frete? Und dann seufzt sie und sagt: ‚Jott! Nu is balle wieder Weihnacht!'

„‚Ja!' gebe ich zu, ‚un ich weiß nich mehr wie ich fertig werden soll mit die zehn Dutzend englische Nachthauben vor die Gräfin Grellard ihre Schwiegerdochter und mit die zwölf Dutzend Bettbezüge und Kopfkissen vor Fräulein Rabe ihre Ausstattung —'

„‚Was vor Nachthauben?‘ fragte Sophie.

„‚Na,‘ sage ich, ‚akkerat so 'ne, wie unsre Kronprinzessin Friedrich von ihre Mutter, die Königin von England, mitgekriegt hat, wie sie unsern Kronprinzen Fritze heiratete. Die Jräfin wollte partuh so' ne Nachtmützen haben. Ich sag' zu sie: Frau Jräfin, sagte ich, haben Sie denn den Schnitt? — Ne! antwortete sie, der Schnitt is Ihre Sache, liebe Madam Wurmstich.‘

„‚Was nu machen? Ich wußt' mich erst gar keinen Rat, aber schließlich sag' ich — der grade Weg is der beste! — Da habe ich mich stante pede hingesetzt und an ihr geschrieben —‘ ‚An wen denn?‘ fragt die Sophie. — ‚Na, an wen? sage ich, ‚an die Kronprinzessin‘, sage ich, ‚an wen denn sonst? Und habe geschrieben, ich wär' 'ne anständige Witfrau und verdiente mein Jeld mühsam mit Nähen, un ob die hoheitsvolle Frau einer alten, in Verlegenheit um ihre Nachtmütze geratenen Frau nicht eine zum Abarbeiten borjen wolle, wo sie doch jewiß furchtbar viele davon hätte — —‘

„‚No! no!‘ sagte Sophie ganz wütend. ‚Nu sein Se man stille — die Kronprinzessin wird Ihnen 'ne Nachtmütze geschickt haben, so 'ne verdammte Aufschneiderei! Erzählen Sie mir man lieber was Vernünftiges. Is denn das wahr, daß Fräulein Sperling bei Ihnen lernt?‘

„‚Die braucht nichts mehr zu lernen,‘ sag' ich, ‚die kann alles, und lügen tu' ich nich, nie! Das merken Sie sich! Kommen Sie man zu mich, dann weis' ich Ihnen die königlich englische Nachtmütze.“

„‚Und da hilft Sie Ihnen wohl, das Fräulein Duna, bei die Arbeit?‘ fragte sie so recht gekniffen.

„‚Ja!‘ sag' ich, ‚was soll se denn sonst anfangen? Auf

den Ball gehen kann se nich bei die Trauer, und mit Liebesgeschichten, da hat sie ja wohl kein Verlangen nach —‘

„‚Und die Grete Albert hilft Sie ja wohl auch?‘

„‚Ja freilich,‘ sag ich, ‚bei die Bettwäsche — die Nachtmützen — dadezu is sie nich fein genug. Sie is doch man dem ollen Werkmeister Albert seine Enkeltochter —‘ sage ich —

„‚Ja, und nicht mal ganz echt,‘ sagt der olle Esel von Sophie boshaft, sei man nich böse, Jrete, ich kann da nichts vor — und dann sagte sie: ‚Aber Weihnacht ruhen Sie sich wohl aus, die Grete und Sie?‘

„‚Nu, wie's Christenmenschen zukommt, Fräulein Sophie,‘ spreche ich.

„‚Und wir haben ein großes Mittagessen,‘ sagt sie weiter, ‚weil die Mutter kommt von unserer jungen Frau, auf acht Tage.‘

„‚Na freilich!‘ sag' ich ganz harmlos, ‚und der zweite Herr Sohn doch auch?‘

„‚Nee!‘ sagt Sophie, ‚der kommt nich, der geht nach Paris. Er hat geschrieben, es wäre ihm zu langweilig in Questenburg, und er wüßte überhaupt noch nicht, ob er wieder herkomme. Ich glaube, er will dann direktemang nach England, wenn er fertig gedient hat.‘

„‚Macht er recht,‘ sag' ich und zucke nicht mit der Wimper.

„‚Ja,‘ sagt Sophie und guckt mich so recht boshaft an. „Wenn das mit die Nachtmütze Zeit gehabt hätt', dann hätt' er ja das Muster gleich direkt von der Königin von England besorgen können.‘

„Das hat mich gewurmt, aber ich bin still gewesen, denn ich merk' doch, daß sie mich hat ausfragen wollen.

Frete, du verstehst? Und sie hat denn endlich jesagt: ‚Sie kennen doch Frete Albert gut? Is denn was dran, an sie? Ich meine, ob se tüchtig is? Unsere junge Frau ihre Jungfer hat Heimweh, will wieder an den Rhein, da hat Madam gemeint, die Frete könnt's mal probieren bei uns.‘

„‚O‘, sag' ich, ‚die Ehre würde sie schon annehmen, wenn sie bloß nich schon in Unterhandlung wär' um eine Stelle.‘

„‚Wo denn da? Bei wem denn?‘ fragte Sophie denn auch richtig.

„‚Na, sag' ich ganz ruhig: Eigentlich soll ich ja da nich über sprechen, aber Sie erzählen's ja nich weiter, s 'is 'ne Stelle durch die Magdeburger Zeitung, als Jungfer bei der Frau von so 'nem reichen Champagnerfabrikanten in Koblenz.‘ — Aber die Wirkung! Ich sage dir, Fretchen, wie 'n steinern Bild! Und dann bin ich aufjestanden, und habe nur noch jesagt: ‚Früßen Sie man Ihre Madam, und ich danke auch vielmal für die jroßartige Bewirtung, es hätte sehr gut geschmeckt, und ich wüßt ja nu, was sie gearbeitet haben wollte von mich, aber das könnt' ich leider nich machen, das wär' mich zu ungewöhnt,‘ sagt' ich. So, und nun, Fräulein Duna, is es wohl Zeit, daß Sie zu Ihrer Mama kommen. Und du jehst mit, Frete, aber halt dich nicht so lange auf, wir müssen noch weiterarbeiten diese Nacht — dein Großvater weiß doch, daß du nicht nach Hause kommst heute?"

„Ja!" sagte das Mädchen, und hatte über der Nasenwurzel plötzlich eine Unmutsfalte.

„Aber Base, das hätten Sie nicht tun sollen, und der alten Sophie aufbinden, daß ich nach Koblenz gehen

will — das gibt nun bloß eine Klatscherei, und Großvater muß es entgelten. Und die Sophie hat ganz sicherlich keinen Auftrag gehabt, Sie auszufragen, das hat Sophie auf eigene Faust getan — darauf nehme ich Gift."

„Ach, ach, ach, da will das Ei wieder klüger sein wie die Henne," sagte Madame Amalie Wurmstich und machte sich was an ihrem Arbeitskorb zu schaffen, der bis zum Rande gefüllt neben ihr stand. „Lehr du mich die Menschen kennen, du Kiek-in-die-Welt — die Sophie pfeift, wie ihre Herrschaft singt."

Aber Grete Albert antwortete nicht mehr. Sie half Duna Sperling in den Mantel, reichte ihr die Pelzmütze und nahm nun selbst ihren großen, von der Großmutter ererbten Tuchmantel mit dem weiten, faltigen Kragen um, und setzte die sogenannte Kappe auf, eine haubenartige dreiteilige Kopfbedeckung aus wattiertem schwarzen Tuch oder Manchester mit einem karmoisinroten Samtaufschlag, der das feine Oval des brünetten Gesichtchens reizvoll umschloß und unter dem Kinn mit einer schwarzen Schleife gebunden wurde. Die blauschwarzen vollen Haare des Mädchens schoben sich in einzelnen schweren Ringelchen unter dem roten Samt hervor und bauschten sich über der breiten, schöngeformten Stirn, dieselbe bis zu den Augen herab bedeckend.

Duna Sperling sah ihre Gefährtin wie entzückt an. „Wie Sie nur schön sind, Gretchen," sagte sie bewundernd, „in meinem Leben habe ich nicht so dichte, lange Augenwimpern gesehen."

„Ach was, Fräulein," tadelte die Wurmstich, „sagen Sie ihr nur keine Fladusen, sie hört so schon genug

davon. Lieber 'ne geschickte Hand, wie 'n schönes Gesicht."

„Freuen tut's mich aber doch — nicht um mich, aber um jemand anderen," rief Grete aus der geöffneten Tür zurück und lachte, daß ihre Zähne blitzten.

Als die Mädchen gleich darauf durch die Straßen schritten, die zu jener Zeit spärlich belebt und beleuchtet waren trotz des bevorstehenden Festes, sagte Grete: „Und das können Sie glauben, Fräulein Duna, ich bin der Madam Lorenz nicht böse drum, daß sie Jule und mich auseinanderbringen will. Sie hält mich doch nun mal für Jule sein Unglück, und sie denkt, ich schände ihr vornehmes Haus und ihr Ansehen, wenn er mich heiratet. Woher soll sie auch anders denken? Sie ist großgezogen mit so 'nen Ansichten, und sie weiß, daß ich von Geburt an einen Makel auf mir habe. Nein, ich kann sie schon begreifen, aber so schwer ist's für mich, zu schwer."

Duna Sperling, die dicht an den Häusern ging, wo es am dunkelsten war, antwortete nicht. Sie packte jetzt vielmehr die neben ihr Gehende so heftig am Arm und riß sie in die offenstehende Tür eines Hauses, daß diese entsetzt aufschrie: „Ja, was haben Sie denn, um Gottes willen!"

„Er! Er! — Hans Lorenz!" stöhnte das Mädchen.

Grete hielt das zitternde Geschöpf im Dunkel hinter der Tür des fremden Hauses fest und fühlte das Zittern ihrer Glieder, das stürmische Klopfen ihres Herzens und ihr tränenloses Schluchzen. „Aber, Duna, wenn das so weiter geht, was soll denn da mit Ihnen werden?" sagte sie endlich vorwurfsvoll, „das kann Ihnen doch jedesmal passieren, wenn Sie ausgehen, daß Sie

ihn treffen? Das ist er ja doch gar nicht wert, Fräulein Dunachen, daß Sie sich kränken um ihn! Gucken Sie weg und gehen Sie auf die andere Seite der Straße, aber man so was nicht! Sie werden ja krank."

Aber das arme Ding konnte sich nicht fassen, nicht beruhigen. Zaghaft verfolgte sie ihren Weg weiter, dicht an der Seite Gretes, als wollte sie in deren weiten Mantel schlüpfen. „Wie gelähmt bin ich immer nach solchem Schrecken!" klagte sie leise. „Ach, wenn doch Mutter mit mir fortziehen wollte von Questenburg, und wenn's ins kleinste Dorf wäre! Aber sie ahnt doch gar nicht, daß wir richtig verlobt gewesen sind — —"

Grete wußte nicht, womit sie trösten sollte, sie wußte nur, daß das kaum etwas zur Ruhe gelangte Gemüt des armen Mädchens aufs tiefste wieder erschüttert war, seitdem Hans Lorenz mit seiner jungen Frau zurückkehrte, und daß Duna auf dem Wege war, psychisch zu erkranken, oder, wie man in Questenburg sich einfach ausdrückte, überzuschnappen.

Sie selber war niedergedrückter wie je, seitdem Julius ihr geschrieben hatte, daß der Bataillonskommandeur den nachgesuchten Weihnachtsurlaub glatt verweigert hatte. ‚Ein Jahr dienen, und dann noch auf Urlaub wollen? Das sei nicht Brauch! Der Einjährige Lorenz solle hübsch in Koblenz bleiben, er habe ja den Onkel dort und die Tante, so daß es ihm an einer Familienfeier nicht fehlen werde'.

„Ich möchte es gar nicht glauben, aber, verlaß dich darauf, Grete, Mama hat Onkel gebeten, mich nicht zu beurlauben —" hatte Julius vor acht Tagen in einem langen Klagebrief an sie geschrieben. Und wie hatten sie sich doch gefreut auf die trauten Stunden

ihres Zusammenseins bei Amalie Wurmstich, auf eine weite, heimliche Schlittenfahrt durch den Harz! Nun galt es, in Sehnsucht und freudlos das Fest zu verbringen und auf Ostern zu harren, wo Jule entlassen wurde.

Und nun hatte die alte Sophie sogar verkündet, daß der junge Herr Jule nach England solle und gar nicht erst herkommen werde!

„Gute Nacht, Fräulein," sagte Grete zu der jetzt leise weinenden Duna, als sie vor der Tür des schmalen Hauses standen, in dessen überhängendem ersten Stock die verwitwete Gerichtsdirektorin zwei Stübchen, Küche und Kammer bewohnte.

„Gute Nacht, und nehmen Sie sich ein bißchen zusammen, Fräulein, Sie werden sonst krank, Sie sehen nämlich schon Gespenster — der da auf uns zukam, war der Hans Lorenz nicht, ich habe es deutlich im Vorbeigehen gesehen."

„Ich will ja — wenn ich nur könnte, Gretchen," schluchzte Duna, „aber zu Hause spricht Mutter den ganzen Tag von ihm, und wenn man Besuch bekommt, spricht der auch von ihm und der jungen Frau, und was sie heute tun und gestern getan haben und morgen tun werden. Die ganze Stadt ist ja voll von der jungen Frau. Ich getrau' mich nirgends mehr hin, denn ich sehe sie gewiß, und wenn er da so mit einem Male vor mir stünde, dann müßte ich irgend etwas tun, denn — ich kann nicht mehr gutsagen für mich — ich leide unsäglich, Gretchen, ach mein Kopf — mein Kopf —!"

Grete fühlte ein schmerzliches Händedrücken, dann war Duna im Hause verschwunden und ließ Grete in

tiefster Besorgnis zurück. Sie hat sich die Geschichte richtig in den Kopf gesetzt, dachte sie auf dem Rückweg, sie müßte fort von hier, aber wie soll man das machen? Man kann ihr ja nicht beikommen. — Daß eine Mutter das Herz ihres Kindes so wenig kennt! Zugrunde geht sie, wenn man ihr nicht hilft.

Traurig kam Grete wieder in Madame Wurmstichs Stübchen an, und setzte sich an ihre Arbeit.

Die muntere alte Frau brachte ihr eine Tasse Kaffee und die ersten Honigkuchen dieses Jahres. „Der mit 'n rosa Fuß schmeckt am besten, Grete."

Das Mädchen nickte stumm.

„Na?" fragte Amalie Wurmstich, „du muckschst woll? Na warte, dann sollst du auch nicht erfahren, daß ich mich nu wirklich eine echte amerikanische Nähmaschine bestellt habe in Magdeburg, die erste, die nach Questenburg kommt. Eine Anzahlung hab' ich all hingeschickt."

Da mußte Grete doch lächeln und sich freuen.

„Die zweite Rate zahle ich, Base, wenn das Wunderding da ist, so war es ja wohl ausgemacht?" setzte sie fragend hinzu und nickte.

„Aber wie wird's denn, wenn du mal fortgehst, Grete? Wir können das Ding doch nicht teilen?"

„Nun, dann behalten Sie die Maschine, Base, zum Dank für Ihre Liebe und Treue." Das Mädchen nickte der alten Frau zu mit liebevollem Gesicht bei diesen Worten.

Da fing Amalie Wurmstich an zu weinen, daß die falschen Löckchen an ihrer Haube nur so hüpften und wackelten. „Ach, Gretchen, wie du mich bloß leid tust, was du noch durchzumachen kriegst! An deiner Stelle gäb' ich ihm den Ring zurück — —"

Sie brach ab, denn die Augen des Mädchens sahen plötzlich in die ihren so schmerzlich und trostlos, daß es wie ein Schreck in ihr altes mitfühlendes Herz fuhr.

Weihnacht ging vorüber, und das neue Jahr stieg weiß und glitzernd von den Harzbergen herunter, und kein Mensch ahnte, daß dem Gefolge seiner Vasallen, den dreihundertfünfundsechzig Tagen, sich etwas Furchtbares zugesellen würde, daß zögernd bereits der Krieg zur Fackel griff und die Cholera ihre verzerrten und verkrümmten Glieder zu regen begann im Erwachen; daß der Tod seine gespenstigen Rosse anschirrte und Krieg und Cholera bat, in sein Gefährt einzusteigen.

„Wir wollen uns immer derweil setzen," sagte er zu dem finster blickenden Paar, „wir können ja im Schritt fahren, wir brauchen erst im Sommer an Ort und Stelle zu sein. Einstweilen mögen sie noch lachen und sich amüsieren, diese Eintagsfliegen, die Menschen."

Und ganz Deutschland tat es auch nach Kräften, obgleich ein gewitterschwüles Gewölk am politischen Himmel stand. Das leise Grollen des aufziehenden Wetters wurde vorläufig noch übertönt von der Musik, die das Klingeln der Schlittenglocken begleitete und die Tanzenden sich drehen ließ im wiegenden Walzer. Und wenn auch am Stammtisch die Männer auf Bismarck schimpften und für und gegen den Augustenburger waren, der nicht ruhig zu seinem Ländchen kommen sollte, wie ein Vogel, der sein Nest umlauert sieht, wenn auch in der Kammer zu Berlin die Konservativen und die Fortschrittler aufeinander platzten und hie und da die Besorgnis laut wurde: „Es wird wieder

Krieg, wir gehen gegen Österreich," — man amüsierte sich doch!

In Berlin sowohl wie in Questenburg, und zwar nicht am wenigsten hier; verschwenderisch teilte der Winter seine glitzernden Gaben aus an die Einwohner der alten Stadt. In den Häusern der Reichen und Wohlhabenden lobte und pries man diese köstliche, lange dauernde Schneezeit, die weißen Porzellanöfen glühten, die Punschgläser dampften, und die Pferde schüttelten ihre Glöckchen vor den Schlitten, die sie tief in die Pracht der Wälder schleifen mußten, oft in langer Reihe, Musik voraus, und lachende junge Mädchen und Frauen mit ihren Kavalieren in den geschmückten Gefährten.

Die Direktoren des Kasinos und der Harmoniegesellschaft zerbrachen sich die Köpfe über neue Ausgestaltungen ihrer Festlichkeiten; es wurde Theater gespielt, Menuetts eingeübt in Rokokokostümen, kurz, man war noch nie so vergnügungstoll in dem guten alten Questenburg gewesen, wie in dem Winter von 1865 bis 1866.

Frau Blanka Lorenz trug in den Zirkel, in dem sie verkehrte, ein eigenes anregendes Element. Wie prickelnder Champagner wirkte allein schon ihre elegante Erscheinung. Sie zog sich nach neuster Pariser Mode an, und sie begann einen bisher unbekannten Unterhaltungston anzuschlagen, der wie eine bengalische rote Flamme in die hergebrachte Eintönigkeit der Gesellschaft hineinfiel. Sie bekam das bisher Unerhörte fertig, daß die Offiziere der zweiten Schwadron Husaren sich allen Ernstes an dem großen Maskenball des Kasinos beteiligten, und sie beredete den Bürgermeister Krohnert, daß er die Wand des großen Rathaussaales, der an den

Ballsaal des Kasinos stieß, durchschlagen ließ, um für den Abend beide Räume zu vereinigen. Sie machte es den verblüfften Questenburgern plausibel, daß ein Karneval, wo die Gesellschaft nur unter sich sei, langweilig wäre. — Alle sollten kommen, die sechs Taler für die Einlaßkarte bezahlen könnten. Anfänglich zögerten die Honoratiorenfamilien noch, als aber unter der Liste die Namen des Bürgermeisters und des Majors, der die Husaren kommandierte, standen, denen sich die des Klempnermeisters Winterfeld sowohl wie des Landrats, des Buchbindermeisters Dolle und des Polizeikommissars Sommerfeld anschlossen, da schwiegen alle Bedenken, und in jeglichem Hause, wo nicht zufällig Krankheit oder Trauer war, wurde genäht und geschafft an den unglaublichsten Kostümen.

Frau Blanka Lorenz und ihre Dutzfreundin, Melitta von Brannenburg allein rührten die Finger nicht für ihre Kostüme, denn sie hatten sich ihre Masken aus Paris verschrieben und vollauf Zeit, ihre kleinen und intimen Beziehungen weiter zu pflegen. Blanka war gänzlich in dem militärischen Kreis aufgegangen. Vier junge Leutnantsfamilien, außer Melitta Brannenburg und ihrem Mann, Johannes und Blanka Lorenz und die unverheirateten Offiziere kamen jede Woche zusammen, und sie amüsierten sich königlich. Wenn sie weiter nichts wußten, legte einer der Herren einen kleinen Tempel auf. Die Toiletten mußten für diese kleine Gesellschaft sehr elegant sein — die Damen dekolletiert und im Blumenschmuck, die Herren im Waffenrock.

Johannes Lorenz, der einzige Zivilist, hatte stets in Frack und Lackschuhen zu erscheinen; raffinierteste Lebens-

verfeinerung war die Parole, und Blanka schoß den Vogel ab in der Ausgestaltung der kleinen Feste, die mit einem Sechsuhrdiner begannen und manchmal erst morgens endeten.

Das junge Paar saß am zehnten Februar, tags vor dem großen Maskenball, der ganz Questenburg in Aufregung brachte, beim Frühstück und beide sahen verdrießlich aus. Hans Lorenz hatte Kopfschmerzen vom gestrigen Abend, wo man en petit comité gespeist, gelacht, getollt und Sekt getrunken hatte, diesmal bei Brannenburgs. Man war in Anbetracht der Karnevalszeit besonders lustig gewesen, Frau von Brannenburg hatte Couplets gesungen, die neusten Schlager — auch ein paar Pariser Chansons, die weniger harmlos waren. Der Leutnant von Maderna hatte auf einem Spazierstock die hohe Schule geritten und Renz kopiert, indem er, Hans Lorenz' spiegelnden Zylinder von dem Kopf nehmend und mit gestrecktem Arm grüßend haltend, tänzelnd die Runde um die Manege machte. Zwei der Herren hatten in den gestickten Unterröcken der jungen Hausfrau einige höchst gewagte Tänze zum besten gegeben, über welche die Damen beinahe Lachkrämpfe bekamen. Zuletzt war wieder der Tempel daran gekommen, und Blanka hatte den Rest der Wirtschaftskasse verloren. Das war höchst unangenehm.

Aber die Kopfschmerzen und die Magenverstimmungen der jungen Frau, und das dumme Bewußtsein Hans Lorenz', die Kontorzeit heute schon wieder mal versäumt zu haben, das war alles nichts gegen die höchst fatale Nachricht, die ein Brief aus Paris gebracht hatte. Das ominöse Schreiben lag vor dem jungen Ehemann auf dem Tische, war von dem Schneider

der jungen Frau und lautete dahin, daß besagter Herr in übertrieben höflichen Ausdrücken der Madame de Lorenz meldete, er habe zwar gern das gewünschte Maskenkostüm abgesandt, müsse jedoch lebhaft bedauern, in Zukunft Madame nicht mehr dienen zu können, wenn nicht in Frist von einem Monat die Rechnung, lautend auf dreizehntausend Frank, beglichen sei. Die Kleider des Trousseaus seien, wie Madame ersehen werde, sämtlich unbezahlt geblieben. Madame la Baronne de Löwenstern antworte niemals auf seine wiederholten Bitten, das Geld zu senden, und er sei somit genötigt gewesen, sich an den Herrn Schwiegervater von Madame zu wenden, der, wie er gehört habe, in bester Lage sei. Er bedaure ungemein diese Maßnahmen, aber er benötige seine Ausstände augenblicklich höchst dringend. — Nach Regelung dieser Angelegenheit stehe er Madame natürlich mit Vergnügen wieder zur Verfügung, und für diesen Fall mache er Madame auf die entzückenden spanischen Jäckchen aufmerksam, die der große Clou der kommenden Saison seien und so weiter.

„Wenn ich nun hinunterkomme, geht der Tanz los," brummte Hans, „denn der Brief dürfte bereits angekommen sein. Deine Mutter hat unrecht getan, mich in solche Situation zu bringen, ich muß ohnehin für mich Geld von Papa fordern. Nun wird er nichts mehr herausrücken vor Ärger über diesen Mahnbrief. — Anständigerweise hätte deine Mutter mir bei der Verlobung klaren Wein einschenken sollen und sagen: ‚Wir haben nischt! Effektiv nischt!' dann hätte man sich anders eingerichtet!"

„Jetzt hat's Mama allerdings nicht so überflüssig reichlich," antwortete Blanka gelassen auf diese nicht

ungerechtfertigten, aber nach ihrer Meinung höchst ungalanten Vorwürfe.

„Du weißt, daß nach Onkel Viktors Tode, der das Majorat hat, die Güter verteilt werden — —“ fuhr sie fort.

„Die wahrscheinlich im Monde liegen!“ fiel Hans gereizt ein. „Mit diesen sogenannten Gütern habe ich nie gerechnet.“

Blanka hatte plötzlich eine kreideweiße Nase und ihre Augen einen grünlichen Schimmer. Aber sie verlor ihre Haltung nie. „Sie liegen in Schlesien,“ sagte sie in ihrer langsamen, sanften Art. „Daß Vater sie nicht halten konnte, sie an seinen jüngeren Bruder geben mußte, das ist zwar sehr schlimm für uns alle gewesen, aber es hat nicht eben jeder das Genie, aus Lumpen Geld zu machen, lieber Hans.“

Hans Lorenz sprang heftig auf, seine Teetasse fiel um dabei und ergoß den bräunlichen Inhalt über den feinen Damast des Tischtuches, und er stand, wie ein Rekrut vor dem Unteroffizier, seiner jungen Frau gegenüber. Die Arme hielt er, wie mühsam, fest an sich gepreßt, die Hände spielten nervös. Er suchte nach Worten, um ihr etwas zu sagen, das sie verletzen mußte, die ganze seit der Hochzeit zurückgedämmte Bitterkeit über Blankas gelassenen Hochmut, ihre stillschweigende Verachtung seines Berufes, drohte ihm die Haltung zu rauben. Er war außer sich; am liebsten hätte er sie geschlagen. —

Und sie saß da, zurückgelehnt und lächelte ihn überlegen liebenswürdig an, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne scheinbar seine kochende Wut zu bemerken. Und da wandte er sich nach sekundenlangem Verharren, und ging aus dem Zimmer ohne ein Wort. Als die Tür

dröhnend zuflog hinter ihm, zuckte sie die Achseln, erhob sich und betrat das anstoßende Schlafzimmer.

Ach, sie schwelgte ordentlich in dem triumphierenden Gefühl, ihm etwas gesagt zu haben, das ihn aufgerüttelt hatte aus seiner gleichgültigen Selbstgefälligkeit, die niemals ins Wanken kam, auch unter ihren ironischsten Worten nicht. Diese träumerhafte stupide Sicherheit, die ihr aus jeder seiner Mienen entgegenspielte: „Ich habe das Geld, wenn ich nicht wäre, säßest du nicht so warm da, äßest du doch noch immer weiter herum mitsamt deiner Frau Mutter bei reichen sogenannten Freunden und Verwandten, die euch wie lästiges Geschmeiß behandelten und euch einfach fortschickten, falls ihr das Fortgehen vergaßet, — dann lebtet ihr es weiter, das tragikomische Dasein des gänzlich verarmten Adels, der nicht von seinem hohen Stühlchen heruntersteigen will.“ Kindisch von mir, dachte sie weiter, ihm diese Lumpen vorzuwerfen, aus denen die Fabrik die Garne spinnen ließ für ihre Stoffe, die mit den englischen Fabrikaten siegreich konkurrierten. Wenn er gewandt war, hätte er ihr Dünger und Jauche entgegenhalten können, mit denen die Junker ihre Äcker düngen, — wenn sie notabene noch welche haben.

Aber das fiel ihm erst zu spät ein; schlagfertig war er nicht, der gute Hans — eine kleine Seele.

Sie lachte plötzlich hell auf. Wie putzig die Versöhnung mit ihm nachher sein würde — ein neues Schmuckstück — eine Toilette-Einrichtung von Elfenbein und Silber? Die Sache mit der unbezahlten Schneiderrechnung war übrigens fatal — aber sie würde deren Entwicklung aufs günstigste beeinflussen können, sie brauchte ja nur ihr bisher ängstlich gehütetes Geheim-

nis etwas früher preiszugeben, dann würde sich alles in eitel Glück und Wohlgefallen auflösen.

Und Blanka glättete, nachdem sie ein wenig nachgedacht hatte, ihre bauschigen Röcke, nahm einen Schal um und stieg langsam die Stufen hinunter in den ersten Stock. Auf ihr Klingeln an der Entreetür der Schwiegereltern kam die alte Sophie und beantwortete die Frage der jungen Frau dahin, daß Madame in der Küche oder Speisekammer sei und wohl auch nicht gleich abkommen könne, weil Pfannkuchen gebacken würden.

Nach einigem Zögern lenkte Blanka Lorenz ihre Schritte der Küche entgegen, die im Seitenflügel lag und augenblicklich von einem brenzlichen Backgeruch erfüllt war. Am liebsten wäre die elegante junge Dame sofort zurückgewichen, denn der blaßblaue Kaschmir, von gelblichen Spitzen überrieselt, würde diesen Fettgeruch in alle Ewigkeit nicht wieder los werden, mußte sie sich sagen. Allein in Anbetracht des Zweckes, den sie verfolgte, ging sie doch tapfer auf ihre Schwiegermutter los, die in Dampf und Dunst gehüllt mit der Köchin am Herde stand, wie eine Schicksalsgöttin.

„Guten Morgen, Mama," sagte sie lächelnd.

„Ach, liebe Güte — du bist's, Blanka? Und in Gesellschaftstoilette? Was willst du denn, Kind?"

Christine Lorenz fischte eben wieder einen goldbraunen Kuchen aus dem siedenden Fett und legte ihn auf den Teller mit Streuzucker, den die Köchin vor sich stehen hatte; ihre Aufgabe war es, das Gebäck im Zucker umherzuwälzen.

„Ich? — Nichts! Ich wollte dir guten Morgen sagen, Mama, und in Gesellschaftstoilette bin ich auch nicht."

„Na, ich bin gleich hier fertig, Kind, zieh' mich dann nur noch rasch um; ich backe dem Julius sein Lieblingsgebäck, aber verkühlen müssen die Dinger ja doch, ehe sie eingepackt werden. Also geh ins Wohnzimmer, Kind, ich komme gleich nach."

Die junge Frau erkundigte sich noch äußerst liebenswürdig, ob sie etwas helfen könne, wurde aber fortgewiesen: „Du mit deinem schönen Kleide — geh — geh — setze dich in Papas Stuhl neben meinem Fenstertritt und warte hübsch geduldig — es liegt ein Band Wildermuth da, kannst dir die Zeit vertreiben."

Blanka ging und tat wie ihr geheißen. Sie war zum ersten Male allein in dem behaglichen Zimmer und betrachtete alles besonders genau; das Fensterplätzchen der Frau Christine, das nußbraune Tischchen mit dem altmodigen Schreibzeug aus Porzellan, den Strickkorb mit den angefangenen grauen Herrensocken, die Nadeln des Gestrickes, in zierlichen Silberpantöffelchen geborgen; dazu ein Nähstein aus weißem Marmor mit rotem Samtpolster, die perlengestickte Schreibmappe und an der Wand darüber die Bilder von Johannes und Julius als Gymnasiasten, das Daguerreotyp der verstorbenen Mutter, das Brautbild von sich und Hans.

Der bewußte Band Wildermuth lag mit dem Lesezeichen versehen neben der Schreibmappe. „Alles so bürgerlich behaglich, so furchtbar ordentlich" — dachte Blanka Lorenz. Sie schlug das Buch auf und las den Titel der Geschichte, in deren Blättern das Lesezeichen lag, „Der Haselnußpfarrer", aber was sie zumeist interessierte, war jetzt doch das Buchzeichen selbst, das aus einem halben Briefbogen bestand, den eine Männerhand beschrieben hatte. Sie las:

„Da es der Oberst gestattet hat, so bitte ich dich, sende mir dreihundert Taler. Lust habe ich nicht auf diese Kölner Spritztour, kann mich aber nicht ausschließen —"

Sie wandte ohne weiteres das Blatt, um nach der Unterschrift zu sehen. Da stand, wie sie vermutet hatte: „Dein treuer Sohn Julius."

Die junge Frau legte den Bogen genau wieder auf denselben Fleck und lächelte dabei. Papachen Lorenz mußte doch ein schönes Vermögen haben, und Hans brauchte sich wirklich nicht zu genieren, wenn er zuweilen den guten Papa anzapfte. Der alte Herr hatte bisher ja auch gutwillig das gegeben, was Hans verlangte, nur als am ersten Februar Johannes eine größere regelmäßige Zulage verlangte, war er ein bißchen ärgerlich geworden, was man bei ihm so ärgerlich nannte, aber er hatte es doch bewilligt unter der Bedingung, daß nun aber auch keine Extrazuschüsse gefordert würden. Nun war es ja äußerst fatal, daß er heute wieder erfahren mußte, daß Mama die Ausstattungskleider unbezahlt ließ, — und daß Gerson in Berlin auch schon zum zweiten Male die Rechnung für den Wintermantel geschickt hatte, und Inghirami und Bock in Hamburg, welche die Delikatessen für ihre Gesellschaften zu liefern pflegten. Die letzteren hatten bereits zum dritten Male ihre Rechnung gesandt, und nun kam noch die Unglücksgeschichte mit dem Pariser Schneider dazu. Blanka mußte versuchen, die Mama gut zu stimmen; nur nicht gleich so mit der Tür ins Haus fallen, sondern — na, sie wußte schon, wie —? „Vor allen Dingen," hatte Frau von Löwenstern der Tochter gesagt, nachdem sie sich in der neuen Familie

umgeschaut hatte vor wenigen Wochen, „versichere dich des Wohlwollens der Mutter, sie ist der feinere, weitaus klügere Teil dieser Ehe, komme ihr durch das Gemüt bei; das Papachen ist die verkörperte Gutmütigkeit mit Neigung zum Lebemann, der schlägt dir nichts ab, solange es nicht gegen das kaufmännische Gleichgewicht verstößt, und das scheint ja, Gott sei Dank, ein paar Püffe aushalten zu können.“

Komisch, daß Blanka noch immer nicht den Punkt bei Frau Christine gefunden hatte, wo sie den Hebel ansetzen konnte. Diese sonst so gütige Frau war zu ihr, wenn auch freundlich und gleichmäßig liebenswürdig, doch sonderbar kalt, jedenfalls gehörte ihre ganze Liebe dem jüngsten Sohne, dem Julius. Hübsch genug war er ja, um ein Mutterauge zu entzücken, und für ihn waren anscheinend die Hunderttalerscheine nicht schwer zu erringen. Jedenfalls wollte Blanka ihrem Manne erzählen von dem, was sie da eben gelesen.

Nach einem Weilchen kam Frau Christine, frisch gekleidet in einen grauen Seidenoberrock, — wie man Hauskleider zur damaligen Zeit nannte, — ein schwarzes Blondenhäubchen mit Lilaband garniert auf dem noch immer vollen Haar, in das Zimmer und gab ihrer Schwiegertochter die Hand. „Nun, liebes Kind, was hat dich denn so früh schon herunter geführt?“ fragte sie, vor ihrem Tischchen Platz nehmend und ihr frisches Taschentuch, das nach Veilchen duftete, auseinander faltend.

Blanka rückte ihren Sessel etwas näher, sah zu der Schwiegermutter auf und sagte: „Ich hab' dir etwas zu erzählen, Mamachen.“

„So? Wohl von eurem Maskenball? Du hast ja

wohl einen Anzug aus Paris? Rechter Unsinn, Kind, wo ich meinen ganzen Schrank voll kostbarer alter Kleider aus unserer Familie habe, so schöne Rokokoroben, die hat meine selige Mutter von der Ahne her in ihre Ehe gebracht."

„Ach, Mamachen, Puder kleidet mich nicht, ich brauche etwas ganz Originelles, frappierend Einfaches — weißt du —"

„Du wärst die erste, der Puder nicht stände," lächelte Frau Christine.

„Er ist aber so abgedroschen," meinte Blanka, „ich wette, jedes kleine Bürgermädchen steckt morgen in Puder und Saloppe."

„Na, du kannst ja machen, wie du willst."

„Ach, Mamachen, das ist ja überhaupt Nebensache — ich — wollte dich heute etwas fragen, du mußt mich aber nicht ansehen dabei, du mußt dir mal die alte Rosette des großen Kirchenfensters da drüben betrachten — —"

Frau Christine tat lächelnd, wie die schöne Schwiegertochter verlangte.

„Du, Mamachen," fragte Blanka nun leise, indem sie sich aufrichtete und zu dem Ohre Christinens über das Tischchen bog, sich auf dessen Platte stützend, — „du, Mamachen, bist du nicht eigentlich viel zu jung für eine Großmama?"

Frau Christine wandte sich so jäh herum, daß ihre feine kleine Nase beinah mit dem blonden Haupte der Schwiegertochter zusammenstieß.

„Kind — ist das wahr?" fragte sie, und in ihren Augen lag eine große Freude. „Wirklich?"

Blanka nickte gelassen. „Eigentlich," sagte sie,

„würde ich zufriedener sein, wenn mir noch ein Weilchen Zeit gelassen wäre."

„Ach nein, nein!" Christine Lorenz nahm das Antlitz der jungen Frau zwischen beide Hände und küßte sie zärtlich auf die glatte Stirn. „Ach, mein Kind, wie wird sich Karl freuen! Weiß er schon? Sagt's ihm Johannes denn wohl?"

„Er hat keine Erlaubnis dazu," lachte Blanka, „ihr solltet es von mir zuerst erfahren."

„Ach du!" sagte Christine Lorenz, „nun komm mal mit." Sie zog die Schwiegertochter in die Hinterstube, wo die alten Schränke und Truhen standen, und schloß mit freudezitternden Händen eine der letzten auf, nahm den oberen Einsatz heraus und stellte ihn auf den Tisch. „Nun sieh mal, Kind, was ich da alles habe." Und sie nahm lauter kleine, zierliche Jäckchen und Häubchen und Tragekissen heraus, und ein langes, langes blaues Seidengewand mit kleinem gekrausten Leibchen, alles von weißem, feinem, gestickten Mull überrieselt.

„Sieh, darin sind alle Gutmanns getauft, Blanka, dein Mann auch, aber dem Julius, dem hat das Häubchen freilich nicht gepaßt, der war so groß und so stattlich, zehn Pfund hat er bei der Geburt gewogen; die Hebamme sagte, nie hätte sie ein so schönes Kind gesehen."

Ihre Stimme brach in mühsam beherrschter Rührung.

„Ja, Mamachen, er ist wirklich schön, der Julius," sagte Blanka und tätschelte ganz gönnerhaft Frau Christine die Schultern.

„Gott helfe dir durch die schwere Zeit, Kind," fuhr diese gerührt fort, und konnte den Blick nicht losreißen

von den kleinen Sachen. Zögernd nur legte sie alles sorgsam zusammen und stellte den flachen Einsatz in die Truhe zurück.

„Auf den Maskenball verzichtet ihr nun wohl?“ fragte sie dann.

„Aber warum denn, Mamachen? Es geht mir doch gut, und wir haben uns doch beide so darauf gefreut. Späterhin werde ich wohl solide werden müssen; da gehe ich dann mit Mama in irgend ein Taunusbad und verstecke mich etwas vor den Leuten, oder Mama kommt her und wir gehen in den Harz.“

„Das letztere wäre wohl vorzuziehen,“ meinte Frau Christine nachdenklich, „denn dein Kind soll doch gewiß hier geboren werden, in seinem Vaterhause?“

„Mamachen — da kommt Papa!“ flüsterte Blanka jetzt und glitt rasch zur Türe. „Du sagst doch jetzt nichts? Nein — bitte, bitte — erst wenn ich fort bin — bitte — bitte!“ Und die schöne Frau huschte zur Tür hinaus, die nach der Diele führte, just in dem Augenblick, als Karl Lorenz von der Schlafstube aus hereintrat.

Seine Frau stand noch über die Truhe gebeugt, das Lächeln der Freude auf dem Antlitz.

„Karl, ich habe eine Neuigkeit!“ rief sie, sich emporrichtend, legte ihm beide Arme um den Hals und lachte ihn an mit Tränen in den Augen, wie sie ihn kaum in ihrer Jugend angelacht haben mochte.

„Na, Stineken?“ fragte er zerstreut, ohne daß ein verärgerter Zug aus seinem Antlitz gewichen wäre.

Und nun sagte sie es ihm ganz leise und verschämt, als sei sie die junge Frau selbst, die das liebe Geständnis mache.

„So?“ fragte er, „na, da ist sie ja zur rechten Zeit

damit herausgekommen, die Wetterhexe, die verschwenderische — da — hier sieh mal," er schwenkte einige engbeschriebene Bogen Papiers vor den Augen seiner Frau. „Jetzt wendet sich der Maître tailleur an mich mit der höflichen Bitte, die Kleider, die madame votre belle-fille zur Ausstattung bekam von der Frau Mutter, zu bezahlen, da er von dieser absolut kein Geld erhalten könne. Ei, du — Donnerwetter, da hört doch verschiedenes auf! Für unsere einfachen Questenburger Verhältnisse solche Preise! Wozu — frage ich? Schreibt der Kerl, er habe nur für diesesmal Madame noch das Maskenkostüm geliefert, künftig aber, falls er nicht sofort bezahlt werde, bedaure er ungemein, die Aufträge unberücksichtigt lassen zu müssen. Was sagst du nun?"

Christine Lorenz starrte fassungslos auf das Blatt Papier, auf dem ganz lakonisch bemerkt war:

Für gelieferte Kostüme . . .	12000	Frank
Für Maskenanzug fille de pays	1000	Frank
Summe	13000	Frank.

„Um des Himmels willen," sagte sie, „das ist doch gar nicht möglich — es ist doch ein Vermögen!"

„Und da hat's natürlich etwas gesetzt zwischen mir und dem Herrn Sohn," fuhr Karl Lorenz fort, rot vor unterdrücktem Ärger, und stopfte den Zettel heftig in seine Westentasche. Herr Johannes erklärte mir, daß er doch bis jetzt keine Ahnung gehabt habe von dem, was eine junge elegante Frau brauche heutzutage, und seine Schwiegermutter — Gott ja — sie hätte ja freilich nichts, aber er habe doch schließlich nicht nach Geld heiraten brauchen, ‚Papa, schließlich sind wir doch in der Lage, solche Bagatellen' — Bagatellen sagte er, Stineken, ‚zu bezahlen'. Himmel Herrgott, habe ich

mich geärgert. Nun komme ich zu dir und will dich bitten, mit den beiden da oben ein ernstes Wort zu sprechen, statt dessen kommst du mir mit der süßen Nachricht, und der Bakel fällt mir aus der Hand.

„Natürlich, eine Frau in solcher Lage muß ja wohl geschont werden?" setzte er grimmig hinzu. „Nicht wahr?"

Frau Christine schloß mechanisch die Truhe ab, drehte den altertümlichen Schlüssel in der Hand, und in ratloser Bestürzung betrachtete sie ihren Mann, dem sich die blaue Zornader auf der Stirn runzelte. Aber, die beglückende Nachricht siegte in ihrem Herzen. Sie trat zu Karl Lorenz, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte leise: „Laß uns darüber hinwegkommen, Karl, sie ist nun mal das Weib unseres Sohnes — ich bin überzeugt, sie wird sich ändern, sie kann ja auch nichts dafür, daß sie so erzogen ist. Sie hat mir eben erst versprochen, nach dem Maskenball wollen sie ganz still leben, die beiden da oben."

„Ich wollt', es wären Drillinge, Stineken," brummte er, „damit sie vor Angst nicht wüßte, was sie zuerst tun sollte, dann wird sie vielleicht vernünftig, und ihre Kledaschen kommen erst in zweiter Linie!"

„Schrecklicher Mann!" sagte Christine, aber sie lächelte dabei. Und sie fiel ihm nochmals um den Hals, als sie seine Entrüstung schwinden sah unter ihrer ungewohnten Zärtlichkeit. „Glaube es mir, Karl, das Muttersein wird sie verändern, ernst machen, es weckt alles Gute und Große in einer Frau: Opferfreudigkeit, Entsagenkönnen, alles. — Wenn es sich um das künftige Wohl ihres Kindes handelt, wird sie einfacher werden, und Hans als Vater auch."

Er nahm ihre Hände von seinen Schultern und küßte diese ganz andächtig. „Es sind nicht alle wie du, Stineken," murmelte er gerührt, aber recht hast du — laß uns das Beste hoffen. Die Schneiderrechnung kreide ich dem Jungen übrigens auf sein Konto an — soll etwa Julius die Zeche mitbezahlen? Diese dreizehntausend Frank haben sie voraus gekriegt, die Herrschaften, das zu wissen wird wohl auch heilsam sein, sonst sind sie imstande, öfter solche Extrazulagen zu fordern."

„Ja, Karl," stimmte sie zu, „immer gerecht, das finde ich auch, du — alter Großvater, du!"

Die Questenburger Gesellschaft hatte ihren Faschingsball! Das Fest stand im vollsten Flor gegen 9 Uhr abends, die riesigen beiden Säle waren mit Girlanden, Fahnen und Wappen geschmückt und eine bunte Menge wogte durcheinander. Ein bißchen steif zwar; das ‚Du!' des Karnevals wollte ihnen nicht recht von den Lippen, die Maskenfreiheit verstanden sie nicht recht, so eingefleischte Norddeutsche, wie sie waren, und die Gesellschaftsklassen, die heute vereinigt waren, hatten unwillkürlich etwas Reserviertes gegeneinander zu Anfang des Balles. Die Bürger und besseren Handwerker wollten nicht zudringlich und ungebildet erscheinen; die andern dachten, ihre etwaige Kordialität könnte falsch verstanden werden, und man werde möglicherweise nach dem Feste kleben bleiben und etwaige Neckereien mit hinübernehmen müssen in das Werktagsleben. Aber es gab doch eine ganze Menge, die sich amüsieren wollten um jeden Preis und keck die Narrenpritsche schwangen.

Besonders zwei Paare machten Aufsehen. Wo sie waren, lachte und kicherte es, klangen die Glocken des

Tamburins, und eine Harmonika quietschte grauenvoll dazwischen. Ja, die beiden hatten Erfolg, sie repräsentierten das Narrentum, wie es sein soll, die rechte, goldene anmutsvolle Ausgelassenheit. Sie wußten vorläufig gegenseitig nicht, wer sie waren, aber sie hatten sich zusammengefunden, das Gänsemädchen mit ihrem Landstreicher, und das elegante spanische Tänzerpaar. Die Sennorita in granatrotem Atlas mit schwarzen Spitzenvolants, dem Jäckchen von schwarzem goldgesticktem Samt. Die spanische Mantille fiel von dem kokett frisierten Haar, in welchem der hohe Kamm steckte, auf die Schultern herab, und hinter dem zierlichen Ohr leuchtete ein Büschel Granatblüte; das Tamburin und Kastagnetten trug sie in den Händen.

Ihr Partner ging als Stierkämpfer in blaßblauem Atlas mit hochroter Schärpe und in dunkelvioletter silbergestickter kurzer Jacke. Ein Aufsehen erregendes, schönes, elegantes Paar war es; wenn sie tanzten, so bildete sich ein Kranz um sie, denn sie tanzten schöner, wie die anderen, die im Wiener Walzer schleiften. Diese ließen einander los, haschten sich, flohen und wiegten sich dann wieder Arm in Arm — einfach reizend war es anzusehen.

Frau Christine besonders, die mit den andern Damen gesetzten Alters auf dem erhöhten Podium saß, das sich rund um den Kasinosaal zog, ließ sie nicht aus den Augen. „Ich möchte wissen, wer sie sind,“ sagte sie zu ihrer Nachbarin, der Frau Bürgermeister Krohnert, „die haben sich ihre Sache jedenfalls gut eingeübt; wissen Sie vielleicht, Frau Bürgermeister — —?“

Nein, die hatte keinen blassen Schimmer — „vermutlich eine von den jungen Offiziersfrauen,“ meinte sie, „denn so sicher und keck tanzen unsere jungen Mädchen nicht.“

Frau Christine schüttelte leise, wie ungläubig, das Haupt, und starrte wieder hin. Sie kamen ihr so seltsam bekannt vor, die beiden, das ganze Biegen und Schmiegen und kaum das Parkettberühren mit den zierlichen Füßen — das mußte sie schon einmal gesehen haben, aber wo? Ein wunderliches und zugleich peinliches Erinnern überkam sie, aber sie schüttelte dann den Kopf — ein Ding der Unmöglichkeit war's, was ihr durch den Sinn flog.

Wie Blanka kostümiert war, das wußte sie ungefähr aus dem Mahnbrief des Pariser Schneiders; etwas Dörfliches, Schäferhaftes mußte es sein; fille de pays hatte dort gestanden, und sie glaubte nicht zu irren, wenn sie die auffallend einfache, d. h. scheinbar einfache, in Wirklichkeit aber raffiniert angezogene Maske ihrer Schwiegertochter zutraute, die mit einem ungemein echt aussehenden Vagabunden, der eine Harmonika unter dem Arme trug, herumzog, ohne viel mitzutanzen.

Gottverboten sahen die beiden aus, verlumpt und zerrissen, und wenn man näher hinsah, so waren es die kostbarsten Seidenstoffe, die den Schmutz und die Liederlichkeit vortäuschten. Die Gänsehirtin, denn das sollte die Maske vorstellen, hatte ein verblichenes blaues Röckchen an, sehr kurz, und das war hochgeschlagen über einem grünlichen Unterrock, der noch kürzer war, und beide Röckchen waren geflickt; das himbeerfarbene Miederchen hatte abgerissene Knöpfe und stand hie und da offen; aus den Löchern sah das grobe Hemd hervor, und dieses hatte ebenfalls große Flicken auf dem halblangen Ärmel, und auf dem anderen ein großes Loch, daraus der feine weiße Arm der Hirtin hervorschimmerte. Auf dem Kopfe trug die Maske eine dreiteilige Mütze,

deren Umschlag von den Ohren weit abstand, schwere, bernsteinfarbene blonde Flechten sehen lassend.

In der Hand hielt das große, biegsame Frauenwesen eine lange Weidengerte mit einem zerrupften Blätterbüschelchen an der Spitze, und damit trieb sie allerhand Unfug; sie kitzelte die alten Herrn über dem Hemdkragen im Nacken, fuhr den jungen unter die Nase, und außerdem puffte sie echt ländlich mit den Ellenbogen ihre Tänzer vor den Magen, wenn sie ihr nicht genehm waren. Bis auf die Chaussüre schien alles riesig echt, aber diese bewies unwiderleglich, daß in der originellen Maske die eleganteste Frau von allen stecke, denn die schmalen schwarzen Schuhchen mit den französischen Absätzen und die roten Seidenstrümpfe, die unter dem kurzen Röckchen heraus lugten, ließen auf eine sehr verfeinerte Rasse schließen.

Ihr Partner war so ähnlich — schmutzig und zerrissen, und beide gaben doch ein Bild voll feinsten Farbenreizes in ihrem originellen Vagabundentum, und kostbarere Seide als die, die ihre Lumpen vorstellten, gab es nicht auf dem Feste.

Blanka Lorenz, ihr Partner, der Leutnant von Maderna, und die beiden Spanier amüsierten sich gut miteinander an ihrem Tischchen, das halb versteckt im Rathaussaal hinter einer hohen Säule stand, und zu dem sie immer wieder zurückkehrten, ganz hinten an dem grün glasierten mächtigen Kachelofen.

Einmal, als das Landstreicherpärchen sich wieder unter die Tanzenden gemischt hatte, und die Spanier allein am Tische vor ihren Champagnergläsern saßen, neigte der Torero seinen Sektkelch gegen den seiner Partnerin: „Auf unser Glück, schöne Maske!“ sagte er

leise, und die Augen der beiden tauchten ineinander. Er sah sich um, ob auch niemand in der Nähe sei, der sie hören konnte und flüsterte: „Bist du noch so Angst, Schatz?“ als sie getrunken hatten.

„Ja,“ antwortete sie, „die Angst werde ich auch nicht wieder los, bis du morgen wieder in dem Wagen sitzst und zum Tore hinausfährst.“

„Das ist dein Dank, schöne Donna, daß du wünschst, ich wär', wo der Pfeffer wächst?“

„Ach du, Jule! — Ich wär' ja der glücklichste Mensch heute abend, wenn du nicht verbotenerweise hier wärst — aber — wenn uns einer entdeckte, du würdest schreckliche Unannehmlichkeiten von deinem Übermut haben,“ sagte sie.

„Es entdeckt uns ja keiner, Schatz!“

„Sei nicht so sicher — ich bitte dich! Weißt du, wer diese Geißhirtin ist?“ setzte sie dann hinzu, als eben Blanka vorbeitanzte.

„Ja, freilich weiß ich es — meine ausgezeichnete Frau Schwägerin ist's.“

„Siehst du — wie leicht — —“

„Unsinn! Die hat mit sich genug zu tun. Ich möchte nur wissen, wo Hans steckt?“

„Wie soll man das wissen, Julius? Laß ihn doch! Du wirst dich schon noch verraten, wenn du dich an ihn und seine Frau herandrängst. — Und dann,“ fügte sie nach einer Pause hinzu, „ich hab' Angst, daß die Base irgendeine Torheit anstiftet. Vorhin sah ich sie oben auf der Galerie neben der alten Sophie sitzen —.“

„Was Dir alles Angst macht!“ antwortete er verdrießlich. „Ich hatte mir es anders vorgestellt, dich zu überraschen mit Maskenanzug und Billett, und nicht

zuletzt mit meiner Gegenwart. — Freue dich doch der Stunde! Der reine Zufall war es, daß Onkel Ägidi zu mir sagte: ‚Na, willst du nicht drei Tage Urlaub haben für Köln, Junge? Du gehst ja wahrhaftig sonst vom Rhein fort und hast den ganzen Karnevalzauber nicht erlebt hier.‘ — Du hattest grad geschrieben, Grete, — ‚Ganz Questenburg ist maskenballtoll, alle möglichen Leute gehen hin, wie schön wäre es, wenn auch wir beide dabei sein könnten — ich habe noch nie einen Maskenball gesehen — —.‘

„Das klang so sehnsüchtig, und da dachte ich: Hallo! Den Wunsch kannst du ihr ja am Ende erfüllen! Herr Gott, mit welcher Freude bin ich nach Köln abgedampft und von dort heimlich nach hier, die Kartons mit den Anzügen im Coupé; und die Nacht mit einem Fuhrwerk von H. her und zur Base. Was für Not hatte ich, in aller Herrgottsfrühe einen sicheren Boten aufzutreiben, der dir sage, du müßtest sofort kommen zur Base, es wäre einer da, der vor Sehnsucht nach dir verginge — du möchtest auf der Stelle kommen — und ich bin derweilen in der Base ihrem Stübchen wie ein gefangenes Raubtier umhergerannt und habe mir den Augenblick ausgemalt, wo du zur Türe hereinspringst und mir mit einem Jauchzer in die Arme fällst, so wie früher, weißt du, und statt dessen kommt da ein ängstliches Ding an bei der Wurmstichen, das mich beschwört vom Himmel bis zur Erde, doch wieder abzureisen, oder wenigstens nicht auf den Maskenball zu gehen.

„‚Es war doch nur so eine Idee von mir‘“, sprach er ihr drollig nach — „‚im Ernst hab' ich es doch gar nicht gemeint — nein, nein, nur nicht auf das Fest — um

Himmels willen, Jule, — wenn deine Eltern das merken, sie würden ja nie wieder zu versöhnen sein mit dir!'"

„Das werden sie auch nicht," sagte sie traurig und nickte ihm zu, „das können sie ja gar nicht."

„Ja — aber zum Donnerwetter, sie brauchen es doch nicht zu merken!" Er sprach jetzt leise, aber heftig. „Wir gehen zur rechten Zeit, und dann sind wir eben weg. — Hätte ich gewußt, daß dies das Resultat von der Überraschung ist, so wär' ich in Koblenz geblieben und hätte weiter Trübsal geblasen. Wozu sind wir jung? Wozu haben wir uns lieb? Wer seiner Sehnsucht zuliebe nichts wagen kann, der ist ein trostloser Geselle."

„Aber, der Maskenball war doch die Hauptsache nicht, Jule?" sagte sie niedergeschlagen.

„Nee! Aber es macht mir gerade Spaß, so unter den Augen der Leute herumzuspazieren, die mir so eminent schlau die Wege zu dir verlegen. Trink aus, Schätzchen, und wenn du mich lieb hast, sei fröhlich — komm, ich will dich jetzt mal bei Mama vorüber führen; sieh sie dir gründlich an, deine künftige, gestrenge Schwiegermutter, ich sage dir, sie ist au fond eine Seele von einem Menschen, nur — na ja — der Standesunterschied — aber unsere Ausdauer wird größer sein."

Er legte ihre Hand in seinen Arm und zog sie in das Gewühl hinein, wirbelte das schöne Mädchen in einem flotten Walzer durch den hohen, vertäfelten Rathaussaal in den lichten, weißgehaltenen des Kasinos hinein, wo man just Rheinländer tanzte, und nahm ganz geflissentlich vor Frau Christine Lorenz Aufstellung, der er eine tiefe Verbeugung machte.

„Mach deine Reverenz, Juanita," sagte er mit ver-

stellter Stimme zu Grete, „hier sitzt die beste aller Frauen.“

Diese ging gezwungen auf den Scherz ein und knickste, obgleich ihr das Herz so laut klopfte, daß sie meinte, die alte Dame müsse es hören.

Frau Christine und die neben ihr Sitzende lächelten und staunten. „Bist du von hier, edler Spanier?“ fragte die Bürgermeisterin.

Er verneinte.

„Woher bist du denn?“

„Von dort, wo die Kastanien wachsen — die man dann für sich selbst röstet und aus dem Feuer holt.“

„Was soll das heißen?“ lachte Frau Christine.

„Daß man sich selber helfen muß, Sennora.“

Er ging schon wieder fort mit Grete. Am Büfett zu Ende des Saales gewahrte er in einem dichten Gedränge seinen Vater; er mußte es sein, der kleine behäbige Herr im schwarzen Taftdomino, den Türkenfes dazu auf dem Kopfe. Wie er so dastand und sein Glas Rotwein hielt, das war so unverkennbar seine Art. Wer trank denn sonst auf diese Manier seinen Rotspon in langsam schlürfendem Zug, die linke Hand aufs Herz gepreßt und hielt nach dem Trunk das Glas so achtsam gegen das Licht und betrachtete mehr oder weniger schmunzelnd, wie der edle Stoff am Glase ölig hängen geblieben war.

„Da ist Papa,“ flüsterte der Spanier, „wir müssen ihn mal anulken.“

Grete sperrte sich dagegen, aber er zog sie hinüber, wirbelte sie mit einem Schwung herum, so daß sie buchstäblich dem alten Herrn an die Seite flog.

„Tausendnochmal! Wer ist denn das?“ rief Karl

Lorenz erschreckt, dann lachte er auf. „Glück muß ein junger Mann haben —. Willkommen, schöne Dame — was befehlen Sie?"

Da kam auf einmal — Gott weiß woher — auch über sie der angeborene schelmische Übermut.

„Wahrsagen kann ich, edler Don Karlos," piepste sie.

„Aus der Hand?"

„Ja!"

Karl Lorenz setzte einem vorübereilenden Diener das geleerte Glas auf den Präsentierteller und sagte: „Dazu wollen wir es uns bequem machen — komm, schöne Maske, dort nebenan im Billardzimmer stehen heut kleine Tischchen, an jedem zwei Stühle für Leute, die miteinander plaudern wollen; dort geb' ich dir die Hand, und dann kannst du mir vorlügen, was du willst."

„Ich lüge nie, am wenigsten alten, netten Herrn gegenüber."

„Na! Na! — Herr Ober, eine Flasche Cliquot und zwei Gläser. — So, schönste Maske, nun nimm Platz und verkünde mir etwas!"

Grete sah sich nach ihrem Partner um; der legte eben den Arm um die Gänsehirtin und streifte im Galopp mit dieser ab. — ‚Er wird sich schon noch verraten', dachte sie ängstlich — aber dann saß sie doch ganz keck neben dem Vater ihres Schatzes, von dem sie schon als Kind und Backfisch geneckt worden war, zu dem sie, wenn sie ihm auf dem Hofe oder in der Spinnerei begegnete, hinlief und ihm die Hand reichte mit einem Knicks nnd ‚guten Tag', der von ihr als von einer verdammt hübschen Hexe zu sprechen pflegte und der Großmutter Achtsamkeit empfahl, wenn sie herangewachsen sein würde. Und der, wenn er eine Ahnung davon

hätte, daß sie ihm jetzt gegenüber sitze, einfach aufstehen würde und sagen: ‚Höre, Alberten, 's ist besser, du trollst dich, bevor meine Frau etwas merkt, in dieser Sache verstehen wir keinen Spaß, du überlistest mich nicht, auch wenn du mal spanisch gekommen bist.'

Aber — er hatte ja keinen Dunst, und ihr prickelte plötzlich die helle übermütige Lust in ihrem jungen Blute an diesem Abenteuer.

„Na also, bitte." Er hielt seine geöffnete Hand der Spanierin hin. Ihre zitternden Finger in weißen Glacéhandschuhen ergriffen die fleischige, kurzfingrige Hand: „Die Glückslinie ist kräftig und läuft bis zum Ende so aus," begann sie. „Wann dies Ende kommt, kann ich nicht ergründen. Die Lebenslinie hat viele Knoten und Krümmungen; bald zu Anfang vereinigt sie sich mit einer anderen Linie, das ist Ihre Heirat. Ihre Frau war noch sehr jung, als Sie sie heimführten, sie kann ja kaum siebzehn gewesen sein."

„Stimmt. Ha! ha! Und das soll in meiner Hand zu lesen sein? Schöne Donna, du kennst mich natürlich sehr genau —"

„Wie sollt' ich," piepste Grete. — „Sie haben zwei Kinder," fuhr sie fort — „und diese Rangen ärgern Sie des öfteren —."

„I, Gott bewahre!"

„Doch! Hier steht's! Es sind Söhne? Hab' ich recht?"

„Na, versteht sich, Jungens; ohne Zweifel wissen Sie auch, wie sie heißen, Sie spanische Wetterhexe? Trinken wir mal auf das Wohl dieser Jungen!"

Grete stieß mit ihm an und faßte wieder nach seiner Hand. „Sie haben scharf nach den Seiten ausgebogene Linien, die Lebenslinien der Herren Söhne, das be-

deutet, daß diese widerspenstig sind. Beide haben sie einen eigenen Sinn und wollen ihren Willen durchsetzen, besonders der Jüngere — sehen Sie diese Linie, die etwas tiefer ansetzt — —"

„Der Vater hat leider einen doppelten Eigensinn," sagte Karl Lorenz gedehnt.

„O!" bedauerte Grete.

„Ja, ja! Schönste Donna — so ist's. Was ich nicht will, das will ich nicht. Aber, willst du mir nicht den Anfangsbuchstaben deines Namens verraten?" fragte er.

„Nein!"

„So spröde?" Er versuchte mit spitzen Fingern den Volant der schwarzen Atlasmaske der über Näschen und Kinn der Spanierin herunterfiel, ein wenig zu verschieben.

Sie gab ihm einen leichten Klaps mit dem Fächer und rief wie entrüstet aufspringend: „Aber — aber! Wenn das nun Stineken sieht!" Dann war sie dem Verdutzten entschwunden im Gewühl der Masken. Sie fand Jule neben der Hirtin am kleinen Tischchen hinter der Säule, aber diesmal war nicht der Strolch mit der Harmonika bei ihr, sondern ein kleiner, vermückerter Tiroler mit dürftigen Wädchen und Knieen, und Jule redete mit verstellter Stimme und in einem fürchterlichen Tiroler Dialekt mit den beiden.

„Seid stad, Kinder, vertragts euch — und du, Bua, halt' dein Weiberl zur Ordnung an, sie schaut aus wie an Spatzenschüchter. Scheinst mir a trauriges Ehemandl, 's Weiberl is gar so viel schneidiger wie du. Hab an Obacht, daß sie dir net durch die Lappen geht mit dem Hallodri, der ihr schon den ganzen Abend nachgestiegen ist. — Na, Pfüet Gott, a vergnügtes Fest

wünsche i dir, du Tropfl, du damischer mit deinem pompfünebrigen Fratzel unter'm Maskel —" Damit machte sich der edle Torero schleunigst aus dem Staub.

Der Tiroler und die Gänsehirtin sahen sich wie erstaunt an. Blanka lachte laut und hell. „Da siehst du's, sogar Fremden fällt schon dein ödes Gehabe auf. Dieser Fremde kam mir aber sonderbar bekannt vor, wenn ich nicht wüßte, daß es unmöglich ist, dann dächte ich, dein Bruder ist hier."

„Ach Unsinn —, wen willst du hier herauskennen, wo du noch kein halbes Jahr hier bist? Komm mit zu Mama, sie will dich sprechen, auch der Tischplätze wegen."

„Nein! Sie bringt mich ohnehin schon um mit ihren Ermahnungen zur Vorsicht; alle zehn Minuten — ich bin doch kein Kind mehr!"

Blanka stand auf und schlenderte davon.

Oben auf der Galerie saßen die Wurmstichen und die alte Sophie, die Jungfer von der jungen Madame Lorenz und die Schwestern Viehwegs, die Schneiderinnen der alten Madame Lorenz und noch vieler Damen des ersten Questenburger Kreises: die wollten sich natürlich ihre Machwerke betrachten, die sie auf ihr Gewissen geladen hatten, und sahen nicht nur ohne Reue, sondern mit dem größten Stolz auf so manches herab, das zum Himmel schrie, so verfehlt war es. —

In diesen Kreis trat ein Kellner mit einem Tablett voll gefüllter Punschgläser und einen Teller voll Pfannkuchen und sagte: „Hier, meine Damen, das schickt Ihnen Herr Lorenz." Und er stellte das Brett direkt vor Amalie Wurmstich auf das breite Geländer der Galerie, das nach der Tiefe des Saales zu mit einem Schutzrand versehen war.

„Nee! So was!“ rufen die Schneiderinnen. „Sophie, das is für uns? Das sieht so recht dem alten Herrn ähnlich!“

„Wir bedanken uns auch recht schön!“ rief die jüngere.

Sophie riß das Brett zu sich heran, aber die Wurmstichen hatte sich bereits bedient, was Sophie mit funkelnden Augen sah. „Das war ja gar nich vor Ihnen!“ platzte sie heraus.

„Woher wissen Sie denn das?“ antwortete gelassen die Wurmstichen. „Markör, was hat denn der Herr Lorenz gesagt, wie er den Punsch bestellte?“ fragte sie den Kellner.

Der Eilige kehrte noch einmal um. „Namen haben der Herr Lorenz nicht genannt, nach da oben hinauf hat er gesagt, ‚für die Damen im schönen Kranz‘.“

„Na also —“ sagte die Wurmstichen, bediente sich ein zweitesmal und stellte das erste, hastig geleerte Glas beiseite.

„Gott soll mich bewahren, Sie wollen sich woll bedrinken!“ rief Sophie entrüstet.

„Das geht Sie auch nichts an,“ bemerkte die Wurmstichen.

Die Schneiderinnen ärgerten sich mit Sophie und machten Bemerkungen über Unbescheidenheit — obgleich sie sonst ganz freundschaftlich mit der alten Amalie standen und ihr das bissel Punsch im Grunde gönnten. Sie hielten sich auch nicht lange bei dieser Sache auf, sondern kamen auf das Kleid zu sprechen, das Madame Lorenz heute abend trug und das sie verfertigt hatten zur Hochzeit des Herrn Johannes Lorenz mit Fräulein von Löwenstern, es kleidete die Madam doch gar zu fein, meinte die Ältere.

„Und die Brillanten dazu!“ sagte Sophie stolz, „die Brosche hat meine Madam schon von der seligen Mutter geerbt, aber die Ohrringe hat er sie geschenkt, wie unser Herr Johannes, und das Armband, wie der Herr Julius geboren ist, und dann immer mal bei einer Gelegenheit wieder ein Stück, immer mal schenkt der Herr sie was.

„Die Armbänder und die Ringe — nee, dagegen kann keiner in Questenburg auf,“ setzte sie noch hinzu. „Das ist ja möglich,“ fiel Amalie Wurmstich ein mit ihrer Trompetenstimme, die durch den Punsch noch verstärkt war, „lieber Jott, in Questenburg gibt's doch keine großen Schmücke, wo die Leute, wenn sie Geld überhaben, gleich einen Kux dafor kaufen, damit se man ordentlich Renten kriegen. Aber so in den vornehmen Adelsgesellschaften, wo ich Gelegenheit hatt', den Pli kennen zu lernen, da ist es freilich anders. Wie ich Kammerfrau war bei der Jräfin Thalheim, da kriegte man ja was zu sehen, hatte die Schmuck! Einmal war ich mit sie und dem Herrn Jrafen in Berlin, wo sie zum Hofball befohlen waren, und ich mußte im Hotel alles zurecht legen für die Toilette der Frau Jräfin. Es war schon ein bißchen dämmerig im Schlafzimmer, und ich denke — na, Licht brauchst ja am Ende doch noch nicht — ich packe also noch im Zwielicht den Diamantschmuck aus und leg' ihn auf den Tisch, der mitten in die Stube steht. Die Vorhänge hatt ich nich zugezogen und der Mond scheint in die Stube und der Schein von den Jaslaternen, und ich putzle nu da so herum — auf einmal geht da vorm Hause ein Tumult los, Rattern von Wagen und Signale und Kommandos, und wie ich ans Fenster laufen will, um zu sehen, was da los is, fährt mich ein furchtbarer Wasserstrahl ins Ge-

sicht und die Leute schreien ‚Feuer!‘ und eins, zwei, drei eine Leiter angelegt, und Feuerwehrmänner hinauf und in die Stube rein, un der Herr Jraf un die Frau Jräfin und alles is da rum, un es is doch kein Feuer da.“ —

„Jott im Himmel, Frau Jräfin,“ sage ich, „sie haben ja woll das Funkeln von unsere Diamanten for Feuer gehalten,“ sag' ich — „un sehen Sie, so war's denn auch, der Brandmeister hat's selbst bestätigt.“

Die ganze Gesellschaft lachte.

„Das is wahrhaftig wahr, und das hat in alle Zeitungen gestanden!“ rief Amalie Wurmstich triumphierend, „un da können Se sehen, was Brillanten sind.“ Und dann schoß sie plötzlich mit dem Kopf, den die ungeheure gelbbebänderte Haube schmückte, über die Logenbrüstung hinaus, und nickte und winkte in den Saal hinunter. — „Nee, sie is doch die Allerschönste von janzen Balle,“ sagte sie ganz laut.

„Fallen Sie man nicht hinunter. — Sie haben wohl einer von Ihren früheren Herzoginnen da unten zugenickt?“ sagte die alte Sophie.

„Nee — man bloß die — nee, sehen Sie nur die Spanierin mit das rote Atlaskleid — Tanz, mein Herzel, tanz man immer los, so lang einer jung ist, soll er tanzen. — Und die Schönste biste auch, und wenn die anderen alle platzen vor Neid — soll's mich bloß freuen —“

Und das alles ganz laut mit fortwährendem Winken und Nicken in den Saal hinunter.

Die alte Sophie stutzte. Sollte das möglich sein? Sollte die Grete Albert, das Teufelsmädchen, da mitmachen? Sie hatte vorhin ganz deutlich gesehen, wie

die Rote mit Frau Lorenz gesprochen hatte. „Na wart,“ dachte sie — „so 'ne Frechheit, die soll dir aber gut bekommen.“ Ganz leise stand sie auf und ging die Treppen hinunter in die Garderobe; dort, im Gange, patrouillierte der Polizeidiener Lutze auf und ab.

„Lutze, wenn ich bloß mal die Madame Lorenz sprechen könnte?“

„Na, warum denn nich?“ meinte er gemütlich. „Vorhin war sie hier in der Garderobe und hat mit mich geredet. ‚Lutze‘, hat sie gesagt, ‚Sie kennen doch hier so viele Leute, wissen Sie denn nicht zufällig, wer die beiden Spanier sind, die in einer Dhur miteinander danzen?‘“ —.

„Na, Lutze, ich glaube, ich weiß wenigstens, wer sie is, die Rote, und möcht's Madame gern wissen lassen.“

Und der alte Lutze nickte: „'s wird gemacht, Sophiechen,“ stellte sich in die Saaltüre und fing an, beharrlich über alle Welt hinweg Madame Lorenz zuzuwinken, die ihm Sophie bezeichnete, natürlich vergeblich. Als das nichts half, nahm er von dem Tische, auf dem der industriöse Buchbindermeister Bauer einen fliegenden Handel mit grotesken Masken eingerichtet hatte, eine kolossale rote Hakennase, befestigte sie über seinem eigenen knolligen Gesichtserker, nickte Sophie lächelnd zu und ging gravitätisch als königlich preußischer Polizeidiener in den Saal hinein.

„Der bringt doch alles fertig,“ sagte staunend der verdrießliche Buchbindermeister, dem augenscheinlich kein Geschäft bei dieser Nase heraus zu kommen schien. „Nee, nich 'n bißchen Humor haben diese Questenburger — ich bleib' mit alle Masken sitzen.“

Gleich darauf kam Madame Lorenz, von Lutze eskortiert, der die Nase wieder abgab, nachdem er sie sorglich mit seinem rötlichgelb gemusterten Taschentuch ausgeputzt hatte.

„Na, wer soll denn die noch koofen?" zeterte der Buchbindermeister.

„Nu, es weeß doch keiner, daß ick sie ufgehabt habe!" tröstete schmunzelnd das Organ der Obrigkeit.

Madame Lorenz aber stand erschreckt vor ihrer alten Dienerin. „Sie muß es sind, die Frete Albert, Madam können sich darauf verlassen," beteuerte diese.

Frau Christine kehrte grübelnd wieder in den Saal zurück und suchte nach ihrem Manne. Wenn die Spanierin Grete Albert war, dann trog ihre Ahnung sie nicht. „Gott im Himmel —, wäre denn das möglich?" stöhnte sie vor sich hin.

Karl Lorenz hatte indessen die Herren seiner L'hombrepartie herausgefunden und sich mit ihnen zum Spieltisch ins Nebenzimmer begeben. Es war doch schließlich öde, dies Herumdrücken mit den Masken; er hatte gerade ein Solo angesagt, da erschien in der Tür des Spielzimmers Frau Christine und winkte ihm: „Karl," flüsterte sie ihm zu, als er die Karten in der Hand vor ihr stand, „Karl, ich habe eine Vermutung — erschrick nur nicht. — Die Spanierin ist nämlich Grete Albert, Sophie hat mir's eben gesagt, und der Spanier, mit dem sie da ewig zusammen tanzt und sitzt, Karl, der ist am Ende — ich glaube es fast — unser Julius."

„Stineken, hol der Kuckuck deine Ahnungen — so 'n Un — —." Dann ward er aber selber stutzig. „Aber das ist ja doch eigentlich ganz unmöglich!" meinte er

dann zögernd, „Ägidi gibt dem Bengel doch keinen Urlaub nach hier.“

„Karl, paß auf — es ist so! Sieh nach, red ihn ganz einfach auf den Julius an. Ich will mich innig freuen, wenn ich mich geirrt habe.“

Und Karl Lorenz ging zu den Herren zurück und sagte, er habe eine wichtige Abhaltung bekommen, und er würde ihnen einen anderen Partner schicken.

An dem hübschen versteckten Platze hinter der Säule im alten Rathaussaale stand zehn Minuten später Karl Lorenz vor dem Spanier, ein paar kurze Wechselworte hatten genügt, Christinens Vermutung zu bestätigen: „Wir gehen jetzt nach Hause — binnen einer Viertelstunde wirst du nachkommen und mir erzählen, wie es geschehen konnte, daß du dich hier befindest und nicht in Köln, mein Sohn!“ sagte Karl Lorenz mit zornbebender Stimme. „Das Märchen, daß du uns hast überraschen wollen, zieht nicht, mein Junge, sprich es lieber gar nicht erst aus. Du wußtest, daß wir dein Hiersein nicht wünschten.“

„Ich will euch durchaus nichts vorlügen, Papa, habe nicht das mindeste gegen eine Aussprache einzuwenden, und werde in einer halben Stunde spätestens bei euch sein, sobald ich nämlich meine Braut heimbegleitet und mich umgezogen habe.“

Der alte Herr fuhr kreideweiß zurück. „Treibe deine Maskenfreiheit nicht zu weit, mein Junge —“ stieß er hervor, aber er sprach in die leere Luft hinaus, denn der schlanke Spanier war bereits verschwunden.

Mit eiligen Schritten, den Havelock nur lose übergehangen, lief der junge Mann der flüchtigen Gestalt nach, die durch die dunkeln Straßen vor ihm her jagte.

Vor der Haustür der alten Wurmstichen holte er sie ein, die mit zitternden Händen aufschloß, und folgte ihr hinein. In der kleinen Stube, wo es nach Maschinenöl und nach dem Lehmöfchen roch, in der die heruntergeschraubte Öllampe brannte, die Luft noch mehr verderbend, kniete er vor dem Mädchen nieder, das, auf einen Stuhl gesunken, den Kopf in ihre Arme geborgen hatte und ganz matt und still verharrte.

„Grete, ich bitte dich — was ist denn nun weiter? Mama hat uns erkannt, denke ich mir, Mütter haben ja solche Spürsinne, wenn es sich um ihre Kinder handelt, vielleicht weil die Wurmstich unvernünftig war und dir zunickte. Mama hat jedenfalls kombiniert, und weil ich ihr, wie sie mir selbst sagte, so wunderlich bekannt vorkam. — Na, was ist's denn nun? Es kommt vermutlich zu einer Aussprache — einmal mußt's ja kommen. Ängstige dich nicht, es ändert an unseren Beziehungen nichts, rein gar nichts. — Herrgott, ich dachte ja auch, mich rührt der Schlag, wie ich die Hand von Papa auf meinem Arm fühle und seine Stimme höre: ‚Na, Julius, hast du vielleicht einen Augenblick Zeit für deine Eltern?‘ Aber zum Aufhängen ist's doch noch nicht, Grete; nur unsere Zeit wird verkürzt — und unsere Freude ist uns verdorben und — — Na ja, Kind! Möglich ist, daß sie uns das Leben noch ein bißchen saurer machen in Zukunft, wie vorher."

„Oder," stieß sie bitter hervor, „das Ende ist nun da, Julius, das Ende von unserer Liebe, das müssen wir uns doch klar machen —"

„Wieso denn, Grete?"

„Das Ende," jammerte sie leise, „denn heute kommst du vor eine Entscheidung." Sie legte die Arme um

den Hals des jungen Menschen, und die Tränen rollten ihr unter den langen, seidigen Wimpern hervor.

„Und ich kann dir jetzt schon sagen, wie die Entscheidung ausfällt, mein liebes Herz — einfach — ich bleibe bei dir.“

„Nein! Nein! Du sollst nicht — du sollst nicht meinetwegen verzichten auf das, was dir von Rechts wegen zukommt — auf die Liebe deiner Eltern — auf dein Vermögen — auf deine Aussichten, du sollst keine Rücksicht nehmen auf mich. Ich hab's von vornherein gewußt, daß es so kommen mußte eines Tages — nur nicht, daß es so schwer ist, hab' ich gewußt. Ich bitte dich, Jule, denk nicht an mich in den nächsten Stunden, ich werde schon fertig — habe keine Angst —.“ Das sonst so tapfere frische Mädchen brach in heiße Tränen aus.

„Aber ich nicht, ich werd' nicht so einfach fertig, wie du es fertig zu kriegen scheinst — wir beide gehören zusammen, Kind, liebes, liebes! Ich brauche sie ja nicht, Schatz, wenn sie dich nicht wollen, will ich sie auch nicht — wir sind beide jung und kommen allein durch. Bleibe nur ruhig, es gehen auch diese Stunden vorüber.“

Er drückte sie innig an sich und stieg dann nach oben, wo die Base ihr Dachstübchen für ihn zum Ankleiden hergerichtet hatte. Ein Bett stand darin, ein Schrank und ein kleines Kanonenöfchen, aus dem die letzte rote Glut leuchtete. Er zog sich hastig um, schlich auf den Zehen an der Stubentür vorüber, hinter der sein Schatz weinte und ging den Weg zum Vaterhause. Es war ihm eigentlich nicht unlieb, daß diese Aussprache jetzt schon kam; er hatte sie verschieben wollen bis nach

Beendigung seines Dienstjahres — aber — wenn's nicht anders ging, dann nur zu! Trotzdem hatte sich eine tiefe, wunderliche Rührung seiner bemächtigt, weil das Auge seiner Mutter ihn erkannt hatte, auch ohne diese verräterische Winkerei der alten Amalie Wurmstich; das hatte ja nur die dünne Binde vor ihren Augen vollends zerrissen. Ach, er hatte sie ja furchtbar lieb, seine Mutter, trotz allem ihrem Haß auf Grete. Na ja, ein bißchen überstolz war sie, sie hatte ja noch nicht mal ganz das Herkommen ihres Mannes verschmerzt. Wie würde sie dasjenige seines armen Schatzes übersehen können — des vater- und rechtlosen Kindes. — Gott allein mochte wissen, was innerhalb einer Stunde alles geschehen war.

Die Tür in der Einfahrt des väterlichen Hauses fand er unverschlossen. Als er an der weißlackierten Entreetür leise klingelte, kam sein Bruder Hans und öffnete ihm; er war noch in seinem Tiroler Anzug und sah müde und übernächtig aus.

„Was du auch anfängst!" sagte er im Hinaufgehen zu Julius. „So gib doch die alberne Zerrerei mit dem Mädel endlich mal auf, und widersprich nur nicht viel da drinnen. Ich habe Papa noch nie so gereizt gesehen, er hat schon grad genug Sekt intus, um streitbar zu bleiben. Ich komme übrigens gleich wieder nach unten, ziehe mir nur rasch den Firlefanz vom Leibe."

Julius Lorenz antwortete nicht. Er betrat in seinem dunkelblauen Reiseanzug, ohne anzuklopfen, das große Zimmer seiner Mutter. Er war während seiner Abwesenheit ein stattlicher, schlanker Mensch geworden, und augenblicklich lag ein ausgeprägt entschlossener Zug auf seinem regelmäßig hübschen Antlitz.

Christine Lorenz hatte ihre schwere Seidenrobe abgelegt und saß im Hauskleide und mit rotgeweinten Augen im Sofa. Karl Lorenz lief, die Hände in den Hosentaschen, auf und ab; er war noch im Frack, sein rundes Gesicht trug einen verbissenen Ausdruck.

„Guten Abend, Papa — guten Abend, Mama," sagte Julius bescheiden.

„Da bist du ja!" rief ihn Karl Lorenz an. „Nun bitte zunächst deine Mutter gefälligst mal um Verzeihung, weil du sie so mystifiziert hast."

„Habe ich denn das getan, Papa?"

„Himmelherrgott!" brauste der alte Herr auf, „wenn das noch nicht mystifizieren ist."

„Es war doch Maskenball," bemerkte Julius.

„Ach, du willst uns wohl weis machen, du hättest uns nach der Demaskierung begrüßt? Das hättest du ja natürlich getan — was?"

„Nein, das hätte ich allerdings nicht getan, ich wäre um fünf Uhr diesen Morgen wieder abgereist, denn mein Urlaub ist heute abend sechs Uhr zu Ende."

„Ach so! Natürlich! Daß zufällig hier dein Vaterhaus steht, das kommt nicht in Betracht."

„Ja — wolltet ihr mich denn?" fragte der junge Mann, und die schwere Wunde der verletzten Kindesliebe, die er Weihnachten erlitten hatte, als sein Urlaubsgesuch kurz abgewiesen wurde, verdrängte den gewohnten Respekt. „Ich hab' ja nicht mal Weihnachten herkommen dürfen!"

„Aus guten Gründen, die du sehr wohl kennst, wollten wir es nicht. Warum bist du denn heute hier, wenn ich fragen darf? — ja, nun sag's nur; unsertwegen sicher nicht!"

„Nein, ich wollte meine Braut einmal wiedersehen, ich hatte Sehnsucht nach ihr.“

„Julius! Aber Julius!“ schrie jetzt Frau Christine entsetzt, „sag doch das nicht — es ist ja nicht möglich, du trittst auf die Herzen deiner Eltern!“

Und Karl Lorenz stand jetzt dicht vor seinem Sohne: „Ich verbitte mir diese Benennung des Mädchens! Ich habe deine Mutter mit diesem heiligen Namen genannt, bevor sie meine Frau wurde,“ schrie er ihn an.

Julius Lorenz schwieg mit starrem Ausdruck; langsam wich auch die letzte Weichheit aus seinen Zügen.

„Julius, gib doch diese unselige Marotte auf!“ flehte Frau Christine. „Mein guter Junge, du rennst ja in dein Unglück!“

„Bete ihn lieber noch auf den Knieen an, Christine,“ polterte Karl Lorenz. „Er wird ganz einfach gehorchen, hält er aber an seiner Verrücktheit fest, so ist er nicht mehr unser Sohn, dann ist ein Strich gemacht zwischen uns für immer — du kannst dich entscheiden. — Keinerlei Unterstützung von unserer Seite, keinerlei Verkehr, und wenn wir tot sind, findest du das weitere im Testament. Du bist also frei, mein Sohn, ganz frei, und in einer halben Stunde kannst du dich wohl entschieden haben, da kannst du in das Eßzimmer kommen und mir deine Antwort bringen.“

Karl Lorenz ging aus dem Zimmer und wetterte die Tür hinter sich zu.

„Ich denke, ich gehe,“ sagte Julius zu dem wieder eintretenden Bruder, „es hat ja doch keinen Zweck, daß ich mir hier solche Dinge sagen lasse. Papa ist so aufgeregt, daß es unmöglich erscheint, mit ihm vernünftig zu verhandeln.“

„Es ist allerdings kein geeigneter Moment zu schwerwiegenden Auseinandersetzungen," näselte Hans, der jetzt im Frack war, weil er auf das Fest zurückzukehren gedachte, um mit seiner Frau und im intimen Kreis in einem eigens bestellten Nebenzimmer zu soupieren. „Nach dem schweren Rotspon und den verschiedenen Cliquots würde ich überhaupt raten, diese Angelegenheit zu vertagen," setzte er hinzu, indem er sich in einen Fauteuil streckte und an der Schnur seines Monokels spielte.

„Hans, gehe und bitte Papa, daß er heute von einer Entscheidung absieht," sagte Frau Christine zu ihm. Dann wandte sie ihrem Jüngsten das tränennasse Antlitz zu: „Julius, ich bitte dich — laß ab von dem Mädchen — es wird ein Unglück! Du kennst ja das Leben nicht, du weißt nicht, wie sehr dich der Standesunterschied und ihre mangelnde Bildung stören würde bei längerem Zusammenleben."

„Du bist ja auch ganz glücklich gewesen mit Papa," antwortete Julius ruhig.

Sie schnellte empor, der Sohn hatte sie an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen. Ein weher, hilfloser Blick traf ihn, der seinen Kampf kämpfte mit allen Mitteln, aller Verzweiflung und aller Rücksichtslosigkeit, wie der Machtlosere es tut.

„Julius!" stammelte sie entsetzt.

„Das ist eine Unverschämtheit, Jule," mischte sich Hans ein, der nicht daran gedacht hatte, der Bitte seiner Mutter nachzukommen. „Papa hat Gymnasialbildung und eine vorzügliche fachmännische Schule, er war etwas, als Mama sich mit ihm verlobte, das läßt sich mit deiner Dame und ihrem düsteren Herkommen

wahrhaftig nicht vergleichen — nimm's nicht übel, Mama, er ist im Karnevalsrausch."

Wie gestochen fuhr der Kopf von Julius zu seinem Bruder herum, ein Blick voll dunklen Hasses, voll unsäglicher Verachtung streifte ihn. Frau Christine aber hatte sich langsam erhoben: „Ich sehe ein, es ist besser, wenn ich selbst zu Papa gehe," sagte sie tonlos, stützte sich auf die Tischplatte und schob sich langsam hervor und schritt zur Eßzimmertür. Dort wandte sie sich zurück zu ihrem Sohne Hans: „Ich bitte dich, bleib bei Julius bis — bis ich mit Papa gesprochen habe," bat sie mit derselben gebrochenen Stimme. Dann schloß sich die hohe, braune Tür hinter ihr.

Die beiden Brüder blieben allein. Hans blinzelte zu Julius hinüber, er war ungeduldig, er wollte Blanka nicht so lange allein lassen unter dem Gewühl, er war rasend eifersüchtig. Er fühlte sich ihrer nicht sicher — er hatte die entsetzliche Angst, dieser Leutnant Maderna umwerbe die schöne Frau mit allen Vorzügen seiner schönen, eleganten Persönlichkeit; die Vorstellung, Blanka gebe ihn eines Tages der Lächerlichkeit preis, verwirrte ihm oft völlig den Kopf. —

Julius saß noch immer in der gleichen Stellung, die Stirn gerunzelt, die herunterhängenden Hände zu Fäusten geschlossen, die Augen gesenkt.

„An deiner Stelle," hob Hans lässig an, „machte ich mich jetzt dünne und brächte die Sache mit der Person in Ordnung. Zahle sie doch aus, der Alte gibt dir mit größtem Vergnügen ein paar tausend — billig wird sie es wohl nicht machen, aber ich denke, sie wird mit Kußhand darauf eingehen —"

Im nächsten Augenblick brannte dem entsetzten Rat-

geber ein kräftiger Faustschlag mitten im Gesicht, daß ihm die Funken aus den Augen sprangen. „Du Hund!“ keuchte Julius mit unterdrückter Stimme, „zugedacht habe ich dir das lange, gemeiner Kerl, der du bist! Denkst du, ich will wie du zum Mörder werden!“ Und als Hans Lorenz geduckt und wie betäubt sitzen blieb und mit dem Taschentuch mechanisch die Blutstropfen auffing, die ihm aus der Nase rieselten, fuhr Julius fort, indem seine Hand die Schulter des Älteren wie ein eiserner Schraubstock umklammert hielt: „Ich habe zu lange auf diesen Augenblick gewartet, der dich aus deiner gotteslästerlichen Ruhe aufschrecken soll. — Denkst du, ich soll an dem Mädel handeln, wie du an der Duna gefrevelt hast? Denn daß ich Duna noch im letzten Moment vom Wasser zurückriß nach deiner perfiden Untreue, das ändert an deiner Schlechtigkeit kein Jota! Sterben hat sie einmal wollen, das arme gute Ding — —. Denkst du, ich will mit dem Bewußtsein umherlaufen, ein Menschenleben gebrochen zu haben? Ich hab' mir an jenem Abend geschworen, zu einem solchen Schufte, wie dein Bruder einer ist, wirst du nie. So!“

Er ließ die Schulter des Bruders so plötzlich los, daß dieser wie ein Bündel vorwärtsschoß und in die Knie fiel. „Und nun lebe wohl,“ rief er noch von der Tür her dem sich mühsam Aufrichtenden zu, „ich empfehle mich bestens! Wenn die Eltern mitleidlos bleiben, muß ich es hinnehmen, aber du — wehe dir, wenn du intrigieren hilfst gegen das arme Mädel, das ich liebe — ich zahle es dir heim, verlaß dich darauf!“

Er raffte Hut und Überzieher vom Stuhl und ging mit harten, schweren Tritten aus der Stube, über die Diele und die Treppe hinunter. Als er auf der Straße

stand, riß er den eben aufgesetzten Hut wieder vom Kopfe, so glühend heiß tobten Zorn und Schmerz in ihm; und doch war ihm leicht, der brutale Faustschlag hatte etwas Quälendes gesprengt in ihm, seinen Nerven die unerträgliche Spannung genommen; eine Schuld gegen die kleine Duna hatte er abgetragen, unter der er so schwer gelitten, als habe er selbst sie begangen. Das einzige, was ihm weh tat, war Mamas Gesicht, wie sie da wankend und blaß aufgestanden war, um Schutz zu suchen vor seiner unkindlichen Brutalität.

Er fühlte, wie es ihm feucht in die Augen schoß. Warum reizte sie ihn auch so schwer! Er hätte was drum gegeben, wenn er noch einmal ihre Hand hätte küssen und kindlich hätte sprechen können: Leb wohl, Mama — ich danke dir auch — du meinst es gut, aber ich kann und darf dir nicht zu Willen sein, ich will tun, wie es recht ist, und wenn ich untergehe dabei. Er wollte ihr schreiben, heute, diese Nacht noch — —

Ob er wohl jemals wieder über dieses Pflaster gehen würde? Durch diese lieben alten, winkligen Gassen der Heimat? Noch konnte und wollte er nicht glauben, daß sein Karnevalsstreich so furchtbare Folgen haben solle. Aber gekommen wäre das alles sowieso, zugespitzt genug war die Sache — reif zum Platzen. Nun war es nur etwas früher geschehen, vielleicht, daß es gehaltener verlaufen wäre, wenn Vater nicht in Sektlaune war, vielleicht, daß er dem Hans den Faustschlag nur moralisch hätte geben sollen — wenn er nicht auch in erregter Stimmung war. Aber der feige Kerl hatte ihn verdient.

Seine Blicke streiften im Weitergehen die alten, stolzen Patrizierhäuser, die Spitzbogen der gotischen

Kirche und jedes der schmalen, kleinen Häuslein des Kirchplatzes, die eingeschnitzten Sprüche in den Balken der Stockwerke; er kannte sie alle auswendig; er las die bescheidenen Firmenschilder über den Läden; an jeden knüpfte sich eine Kindererinnerung. Als er auf den Markt kam, trug ihm der Wind verirrte Klänge eines Walzers entgegen, das Fest mochte jetzt wohl seinen Höhepunkt erreicht haben. Die erleuchteten Fenster warfen rötlichgelben Glanz in die tiefen Schatten der hohen Gebäude, und wo dieser Schatten endete, lag weiß und bleich der Schein des blinkenden Februarmondes, der voll am stahlblauen Winterhimmel stand.

Eine wehe Stimmung folgte jetzt dem Zorn, wie recht hatte Grete mit ihrer Angst gehabt! Und als er einige Minuten später in dem Zimmer der Base stand, wo Grete mit ganz verweinten Augen eben die Kartons zusammenschnürte, die die Maskenanzüge enthielten, zog er mit blassem Gesicht die Aufschluchzende an seine Brust und sagte: „Nun haben wir bloß noch uns selbst, Grete, nun darfst du nichts mehr von Entsagen und Aufgeben reden, wenn du mich nicht unglücklich machen willst. Hierher kann ich vorläufig nicht wieder kommen, Kind; was nun aus mir und besonders aus dir werden soll zunächst, das teile ich dir brieflich mit. Frage mich jetzt nicht, ich kann dir nicht antworten, mir ist das Herz ganz zerrissen."

Und Grete weinte leise weiter an seiner Brust.

Base Wurmstich tat, als sähe sie nichts. Sie ging geschäftig ab und zu, noch immer im grotesken Ballstaat, schenkte Kaffee ein und murmelte allerlei vor sich hin und wischte sich die Augen. Nach einer langen Pause sagte sie endlich: „Na, nu kommen Sie nur,

Herr Julius, und trinken Sie etwas Warmes vor Ihrer kalten Fahrt, lange Zeit haben Sie nu nich mehr. Es tut mir ja leid, daß ich in meiner Aufrichtigkeit zum Verräter geworden bin, warum schickt Ihr Herr Vater auch so 'ne Allmacht Punsch herauf — Jott, jetzt begreife ich mich ja selber nich mehr."

Und wie die beiden Hand in Hand ihr gegenübersaßen vor ihren Tassen, fuhr sie fort: „Engel sind wir alle nich, in jeder Familie kommt was vor, aber Vater- und Mutterzorn währt nicht lange, weil die Liebe größer ist wie aller Zorn, den sie aufbringen können. Man muß nur bei so was den Mund halten, man ja keinen Widerspruch, sonst gibt's Sachen, die nich wieder gutzumachen sind — Sie haben doch hoffentlich geschwiegen, Herr Julius?"

„Den Deubel auch!" brummte er.

„Herr Julius, Sie haben sich benommen wie ein törichtes Kind, wenn Sie nich muckestill gewesen sind!" schalt die alte Frau zornig. „Ich hab 'nen hitzigen Vater gehabt, der sogar tätlich geworden is gegen mich, ich hätte kein Wort sprechen dürfen bei so 'ne Gelegenheit, ich hab' mich einfach auf die Zunge jebissen und jedacht — schelte man, morgen hast du ja alles vergessen. Und einmal, wie ich mit meinem Schatz ging, der war damals erst Geselle bei Dachdeckermeister Stielner, da war Vater so wütig auf mich — warum, das weiß ich nicht mehr — daß ihm kein Wort zu schlimm war, und ich blieb stille, keinen Dohn, immer auf die Zunge jebissen, immer fester und fester, und auf einmal war sie durch, und ich hatte ihr lose im Munde und mußte ihr ausspucken, weil mir schlecht wurde. Sehen Sie, Herr Julius," und sie wies mit ihrem ringgeschmückten

Zeigefinger auf die Diele neben der Estrade, „da hat sie gelegen, da! Sie glauben's wohl nicht? — Ja, nu lachen Sie nur, aber — fragen Sie man Doktor Schrader, der hat sie mir nachher wieder angenäht."

„Gewiß verkehrt!" sagte Julius grimmig, „denn danach redet sie, Ihre werte Zunge."

Dann rasselte ein Wagen an dem Fenster vorüber und hielt vor dem Haus, und die Base ging hinaus, um das Handköfferchen und die Kartons zu holen, in Wahrheit, um den beiden jungen betrübten Menschen ein paar Augenblicke des Alleinseins zu gönnen.

Und immer fing sie ein neues Gespräch an mit dem mürrischen, alten, verschlafenen Kutscher, der nicht warten wollte, lobte seine Mähren und holte ihm eine Tasse heißen Kaffee aus der Küche. „Nicht wahr, Sie holen die Zeit, die Sie hier warten müssen, doch leicht wieder ein?" sagte sie. „Sie haben doch so schöne, mutige Päreckens vor! Meine selige Jräfin ihre Füchse, die konnten in knapp drei Viertelstunden 'nüberrennen, wenn's drauf ankam."

„Warum denn nicht in fünf Minuten?" brummte der Kutscher. Und endlich verlor er die Geduld und sagte, wenn's nu nicht losginge, dann käme er nicht mehr zur rechten Zeit hin.

Und die Base mußte in die Stube zurück und Julius Lorenz herausholen und kam gerade zu dem letzten Kuß zurecht, den sich die beiden gaben.

„Sei tapfer, Grete!" sagte er noch, dann lief er hinaus und sprang in den Wagen.

Bald darauf ging auch Grete aus dem kleinen Hause. Es war noch dunkel und völlig einsam in der Stadt und auf dem verlassenen Weg am rauschenden Fluß

entlang vor dem Tore; klar und groß standen die Sterne am Himmel, der Mond war verschwunden.

Unheimlich gluckste und schluchzte das schwarze Wasser neben ihr, fast menschliche Laute hervorbringend, sonst regte sich nichts. Ein leichter Frost hatte den aufgeweichten Weg gangbar gemacht, die dünne Eiskruste über den Pfützen zersplitterte knisternd unter den harten Schuhen des Mädchens. Aber sie empfand nicht die unheimlichen Schauer der Winternacht, die sich um sie regten, und nicht die Furcht des Alleingehens zu dieser Stunde — vor ihren Sinnen stand nur eine große Angst vor dem, was der Tag bringen werde für ihre Liebe.

Ein einziger Satz wiederholte sich mechanisch auf ihren Lippen: „Lieber Gott, nur nicht ohne ihn leben müssen, nur das nicht — das nicht!" Und doch wußte sie genau, irgend etwas ungeheuer Schweres stand ihr bevor.

Wie ein wachsames, freundliches Auge blickte ihr endlich aus dem dunkeln Gemäuer, unmittelbar an dem abgezweigten Mühlgraben, der straff vorüberfloß, ein erleuchtetes Fenster entgegen, es war des Großvaters Kammerfenster. Der alte Mann wachte viel in den Nächten, seit Großmutter tot war, er litt an Atemnot; und dann saß er im Ohrenstuhl am wachstuchbezogenen Tisch unter dem Fenster und las in der Bibel oder in der alten Questenburger Chronik, die er von seinem Vater geerbt hatte, zuweilen auch das Questenburger Wochenblatt, von dem er die alten Jahrgänge besaß, aus der Zeit, da sein Vater noch ein junger Mann war und als selbständiger Tuchmachermeister in der Dörper Vorstadt ein Häuschen und drei Webstühle besaß. Das war die stolzeste Zeit der Familie gewesen.

Wie die mechanischen Spinnmaschinen aus England herüberkamen, und wie die Fabriken hier anfingen, mit Dampfbetrieb zu arbeiten, mußte sein Vater aufhören, er, der mittlerweile in das Geschäft hineingewachsen war, ebenfalls. Das war ein harter Schlag gewesen, dieser Rückwärtsgang — vom Meister zum Fabrikarbeiter.

Großvater hatte seither einen Haß auf den Großbetrieb, auf die Engländer und ihre Massenproduktion, auf die niedrigen Zölle, die dann minderwertige Tuchwaren haufenweise auf den Markt warfen und das Elend brachten für so unendlich viele. Der alte Mann hatte es freilich noch gut getroffen, er hatte nach und nach die feste Stelle eines Oberaufsehers an der Lorenzschen Fabrik erlangt, und jetzt hier, wo er beinahe wie ein Herr zu bestimmen hatte im Walk- und Färbereibetrieb. Seine einzige Angst war, eines Tages zur Arbeit untüchtig zu werden, seinen Posten zu verlieren. Nur mal nicht untätig herumschlürfen auf seine alten Tage oder gar in St. Spiritus auf der Bank um den großen Kachelofen sitzen zu müssen im Altmännersaal, das Husten und Krächzen der invaliden Greise anhören zu müssen.

Nun ja, sein Erspartes, das hatte er ja wohl und trug noch immer hübsch hin auf die Sparkasse, und rührig war er trotz seiner fünfundsiebzig Jahre auch noch. Aber wenn er bedachte, daß er eigentlich im eigenen Betriebe und Anwesen hätte sitzen können — ohne die Engländer mit ihren verdammten Neuerungen, dann packte ihn noch immer der Zorn. Ja, ja — wo waren die alten Zeiten hin? Die Sonntage, an denen sein Vater das blinde Pferd aus dem Roßgange vor das Kaleschwägelchen spannte und mit Mutter und ihm

und seiner hübschen jungen Frau in die Harzberge kutschierte, um sich zu neuer Arbeit zu stärken?

Grete mußte das oft anhören: „Die olle Pakasche in England, die verdammte!“

Gerade als gestern der Junge kam und den überraschenden Brief brachte von Julius: Er sei da, und schnell solle sie kommen und sagen, daß sie bei der Base über Nacht bleibe, denn er und sie wollten den Ball mitmachen, hatte sie neben dem alten Mann gestanden und ihm sein Frühstück gebracht — das Dreierbrötchen mit der in der Asche gebratenen Röstwurst — und ein solches Geschimpfe mit angehört, besonders bitter, weil er seit einiger Zeit schwer an Schlaflosigkeit litt, und die alten Glieder tagsüber schmerzten.

Es war ihr gestern schwer geworden, den Großvater zu verlassen, ihm sagen zu müssen, daß sie leider nicht pünktlich abends wieder daheim könne, weil ihr vor dem einsamen Weg um Mitternacht graue. Aber sie hatte nicht anders gekonnt, die Sehnsucht zog zu sehr, die Seligkeit des unerwarteten Wiedersehens pochte in ihrem Blute, er war doch ihre Zukunft, ihr Glück, ihr Alles. So hatte sie denn dringende Arbeit vorgeschützt.

Nein, gegen Arbeit sagte der Großvater niemals etwas. Er wußte, sie war fleißig, sie war solide und sparte, und er hatte ihr gesagt: „Geh man, geh man, nimm ein paar Äpfel mit für dich und die Wurmstichen. Wenn's beim Alten geblieben wäre mit uns, da brauchtest du nicht die Nächte hindurch zu nähen, dann könntest du schon deine Rolle spielen“, hatte er noch hinzugefügt, „dann hätte sich Großmutter nicht langsam zu Tode gegrämt, und deine Mutter hätten wir können unter

unseren Augen behalten, und das Unglück wäre nicht passiert mit ihr.“

Das Unglück war sie, Grete, aber da dachte der alte Mann nicht darüber nach, er wollte ihr nicht weh tun, er bedauerte sie nur.

Sie schlich sich über den Steg in den Hof, wo die große Linde stand. Rauschend schoß das Wasser über ein kleines Wehr, denn das Stampfwerk war abgestellt in der Nacht und das Schütz gezogen.

Der Spitz war aus der Hütte gefahren und winselte leise vor Freude, als Grete vorüberschritt. Sie fuhr liebkosend über den Kopf des Tieres und schloß dann die Tür des Hauses auf, in dem sie mit Großvater wohnte. Es war das Herrschaftshaus, und zu ebener Erde nach dem Garten hinaus lag der große Gartensaal — „mein Saal“, wie sie ihn heimlich nannte —, daneben einige Herrschaftszimmer und die Küche; oben, im ersten Stock, die übrigen Räume der Familie Lorenz, die Möbel stammten noch alle von den Gutmanns her. Nach der Wasserseite des Hauses befand sich des Großvaters Wohnung, direkt über dem Mühlgraben, der an die dicken Mauern des Hauses spülte.

Während des Sommers war eine gründämmernde Kühle in der Stube, von jenseits schatteten die großen Ellern und Rüstern herüber, und vom Wasser her gab's an den weißgetünchten Wänden und unter der Balkendecke ein neckisches Flimmerspiel, das kam, wenn die Sonnenstrahlen gleich Sporen in das hurtig fließende Wasser stachen. Grete liebte diese tanzenden Ringel und eirunden Flecken und konnte ihrem Spiel oft minutenlang müßig zusehen.

Ganz leise strich sie jetzt vorüber an des Großvaters

Tür und schob den Riegel vor, damit er sie nicht beim Umkleiden überrasche, denn sie trug noch die feine Unterkleidung, die zum Ballstaat gehörte. Eilig schlüpfte sie aus den gestickten Röcken und in die dunklen Werktagskleider und warf sich müde auf ihr Bett und versuchte sich zu erwärmen nach dem kalten Gange, aber die Angst trieb sie wieder auf und an die Arbeit.

Nebenan schlürfte der Großvater bereits unruhig umher, die Schwarzwälder Uhr hatte fünf geschlagen; das Klopfen der schweren hölzernen Balken des Walzwerkes klang dumpf aus dem Mühlgebäude herüber, der Werktag hatte begonnen. Ganz dunkel war es noch, aber durch das geöffnete Küchenfenster kam eine frische, kühlende Schneeluft.

Prasselnd begann die von ihrer Hand entzündete trockene Hecke unterm Herde zu brennen, der Schein der Flammen lag warm und rot auf dem Backstein. Nun den Kessel zum Feuer, den Kaffee mahlen, die Wohnstube ausfegen und den Ofen heizen, alle die gewohnten täglichen Verrichtungen, die sie im Schlafe würde tun können, wenn es hätte sein müssen, so vertraut waren sie ihr. Auch heute tat sie es rein mechanisch.

Der alte Mann kam in Hemdsärmeln in die Küche, wie er immer ging daheim, mochte es Sommer oder Winter sein, und setzte sich mit einem mürrischen „Guten Morgen“ an den Küchentisch, wo schon zwei Tassen, Brot, Butter und Milch bereit standen. Schweigend tranken sie den braunen, dünnen, nach Zichorie riechenden Trank, wie ihn der Großvater zeitlebens gewohnt war. Dann band er eine wollene Schürze vor und zog eine dicke Jacke über; beides holte ihm die Enkelin

diensteifrig herzu, stopfte sich eine Prise in die Nase und ging in die Färberei, um aufzuschließen, denn die Färber standen schon wartend vor dem Gebäude, und die Laternen auf dem Hofe kämpften bereits mit der blaugrauen Dämmerung des Wintermorgens.

Grete sah zu dem alten Mann hinüber, eine merkwürdig graue Farbe zeigte sein Gesicht heute früh, die Adern in den Schläfen lagen wie dicke, gewellte Stränge unter der Haut. „Kein Auge hab' ich zugetan," sagte er und wandte die Augen nach der Enkelin, blaßgrau und erloschen standen sie in dem gelblichen Weiß des Augapfels. „Immer und ewig so 'ne Atemnot, und keinen, der einem mal ein Glas Wasser holt, und den man ansprechen kann in seiner Angst!" Und wieder schloß er sein Klagelied an — „die verdammten Maschinen! Die verfluchten Fabrikanten! — Ich wollte ja man bloß, dem Herrn Lorenz käme auch mal was auf die Pelle, was ihn grämen dhäte; aber so 'ner Art geht's immer und ewig gut. 'ne Gerechtigkeit is nich auf der Welt, und's Maul halten muß man obenein, sonst hat man nich mal mehr Arbeit auf seine alten Tage."

Grete traf jedes Wort wie ein Nadelstich; der alte Mann tat ihr so leid, und sie wußte, ihre Liebe war schuld, daß er hier draußen in der „Strafstelle" war, wie er sich ausdrückte, denn er hatte es niemals verwunden, aus der Fabrik in der Stadt fortgeschickt zu sein.

Als der Tag zögernd heraufgekommen war, nahm Grete die Schlüssel und ging in den herrschaftlichen Teil des Hauses, um die Zimmer zu lüften, wie sie das jeden Tag tat; es gehörte zu ihren übernommenen Pflichten. Zuerst betrat sie den Gartensaal; zu diesem

altväterlichen, großen Gemach stand sie in einem ganz besonderen Verhältnis, in ihm holte sie sich neue Kraft in Zweifeln und Bangen, aus seinen Wänden strömte ihr Hoffen und Zuversicht ins Herz, hier kam sie sich geborgen vor, und hier verträumte sie mitunter selige Stunden, Stunden, die sonst Julius gehört hatten. Die ganze rührende Geschichte von Paul und Virginie in beinahe lebensgroßen Figuren, in Sepiafarbe auf weißem Grunde gemalt, schaute von den Wänden dem Beschauer entgegen. Üppige Palmenhaine und weites, wogendes Meer, groteske Wolken und das jugendliche Liebespaar in einer stark an das Empire mahnenden Tracht; davor standen steifbeinige Kanapees und Stühle, mit schwarzem Roßhaar bezogen, ein mächtiger runder Tisch nahm die Mitte des Saales ein, über dem eine blind gewordene Krone hing aus Kristallglas, die noch immer halb herabgebrannte Kerzen trug. Mullgardinen mit Bällchenfransen hingen vor den durch weiß gestrichene Ruten in viele kleine Scheiben geteilten Fenstern, das schönste aber war die hohe alte Standuhr aus gemasertem Birkenholz mit der bronzenen Empiregirlande über dem Zifferblatt.

Grete öffnete einen Flügel der gartenseitigen Türe und blickte den breiten, mit Buchsbaum eingefaßten Mittelweg hinunter, der zu einem weißen Teehäuschen im Biedermeierstil führte, das sich beinahe grell aus dem grauen Gestrüpp des winterlichen Bosketts hob. Über dem Miniaturziegeldach wehten die kahlen Zweige der Rüstern, die jenseits des Mühlgrabens standen, der im Halbkreis den Garten umschloß. Auch hier ein köstliches, schattiges Plätzchen für den Sommer, aber alles verlassen und vergessen. — Seit jenem Tage, an

dem die selige Mutter der Madame Lorenz bei jungen Jahren zur Witwe ward, wurde dort keine Tasse Tee mehr getrunken, denn als Herr Lorenz hier wohnte, war er unverheiratet und Prokurist und hatte sich mit Großvaters jetziger Wohnung begnügen müssen.

Aber daran dachte Grete Albert heute nicht. Für ein paar Augenblicke verwirrte ihre Sinne der Zauber, den sie hier immer empfand — in diesem Garten, in diesem Saale, dem sie sich jetzt wieder zuwandte.

Sie sah gleichsam in ihre Zukunft hinein, wie Julius sie ihr geschildert hatte. Er schrieb ihr damals: „Und grüße nur den alten Saal, den schönen, trauten Rahmen unseres künftigen Glückes, denn sieh, Gretel, Vater und Mutter müssen uns ja heiraten lassen, wenn auch mit Widerstreben, und dann werden wir auf der lieben alten Walkemühle wohnen, da sind wir ihnen doch möglichst aus den Augen, und sie haben Zeit, sich an unsere Existenz zu gewöhnen; und ich meine, wir werden ihnen gewiß nicht freiwillig unter die Augen zu kommen trachten. Wir sitzen Sommerabends im alten Saale und sehen den Mond sich im Mühlbach spiegeln und hören die Nachtigall schlagen in den Büschen am Ufer. Du hast den Salat zu unserem einfachen Essen aus den Beeten selbst gepflückt und lieb hausfräulich den Spargel gestochen, hast das Tischchen gedeckt; und später gehen wir Arm in Arm in den Wegen umher und reden von dem, was uns der Tag gebracht hat und was uns der morgende wohl bringen könnte. — Oll Großvater Albert, der ist natürlich bei uns geblieben, er schläft längst, und die Mädchen und die Knechte singen drüben auf dem Hofe alte liebe Lieder, die fliegen über das spitze Dach

der Mühle zu uns herüber und du singst leise mit. Du bist im weißen Kleide und hast einen blaßrosa Gürtel und die Zentifolien, die ich dir gepflückt habe, an der Brust, bist so schön — so schön! Und der Hund, unser Lord — ich erzähle ihm alle Tage von dir — der folgt uns auf Schritt und Tritt und wundert sich über die vielen, vielen Küsse und die wenigen Worte — seiner Herrschaft.'

„Und ich sage dir leise ins Ohr! ‚Gibt's glücklichere Leute wie wir beide?' Und du mußt es zugeben, du kannst nicht anders! So leben wir lange, glückliche Wochen. Und wenn's zum Herbst geht, rollt eines Tages ein Wagen in den Mühlenhof, und da steigt Papa aus — der hat 's Schmollen nicht länger ausgehalten; und dem gefällt's außerordentlich in unseren vier Pfählen, denn du stehst da am Kaffeetisch und sagst: ‚Wollen Sie nicht eine Tasse Kaffee nehmen, Papa?' Und du siehst so lieb und schön aus, Grete, wie ein Bild. Und dann schmunzelt er und sagt dir ein hageldickes Kompliment, daß du ganz rot wirst — so dick. Und das nächste Mal kommt Mama mit, und ihre Augen suchen nach irgend etwas, das sie vielleicht tadeln könnte, aber sie findet nichts, rein nichts. Und wenn sie einmal wieder zur Mühle kommen, dann kommen sie beide zusammen, und beim Abschied werden sie sagen: ‚Na, besucht uns nur auch einmal, Kinder.'

„Und dann kutschieren wir nach dem großen Hause auf Sankt Marien-Kirchplatz und da ist große Gesellschaft, da führe ich dich in den alten, schönen Saal. Ein gelbes seidenes Kleid hast du an mit schwarzen Spitzen, und ein Ach! der Bewunderung geht durch die Reihen der Gäste, und du hast sie alle besiegt mit

deiner Schönheit und Güte, alle, selbst den dicken alten Fritze Meyer, der so 'n Ekel ist und immer gegen dich geredet hat. Und die junge Frau Grete Lorenz tanzt und tanzt, man muß ganz eifersüchtig werden.

„Und dann fahren wir nach Hause und sitzen hier noch zusammen in dem stillen Saale, wo der Kachelofen brennt und der Schnee vor den Fenstern flockt, und wir sehen uns in die Augen. ‚So ist's am schönsten,' sagst du Schatz, ‚was sollen uns die Menschen? Wir beide zusammen, das ist das Glück!'"

Aber heut kam das süße Gaukelspiel der Hoffnung nicht in alter Stärke, heute fuhr sie nach kurzem erschreckt auf und sah den winterlichen Garten, wie er wirklich war, noch fern von allem Blühen, und der Saal lag in öder, kalter Dämmerung — ohne Licht und ohne wärmendes Feuer, und verlassen — so furchtbar verlassen.

Hastig begann sie aufzuräumen und Staub zu wischen, schloß die Türen und Läden, als graue sie sich vor Gespenstern, und eilte, in ihre eigene Wohnung zu kommen, die ihr wie eine Zuflucht erschien vor den schweren Gedanken, die sie quälten. „Ich habe nur noch dich, Grete, und wiederkommen kann ich vorderhand nicht — wenn ich weiteres weiß, schreibe ich dir," klangen Jules letzte Worte in ihrer Seele, „bleib mir nur treu, behalte mich lieb!" hatte er zuletzt immer wieder gebeten — „harre aus bei mir — harre aus!"

Lieber Gott, was mochte geschehen sein zwischen ihm und den Eltern! Wie sehr mußten sie ihm zürnen — um ihretwillen! — Nein, es sollte nicht sein, das durfte nicht sein, daß sie ihm zürnten!

Mit fieberigen Wangen sah sie nach dem Essen, das auf dem Feuer brodelte, Speck und Sauerkraut, hastig

schälte sie Kartoffeln und schaffte planlos weiter umher. Einmal schrak sie empor, es war ihr, als hätte sie die erregte Stimme ihres Großvaters gehört — das Küchenfenster ging nach dem Hofe hinaus, gegenüber lag die Walkemühle. Ein Stellwagen mit nassen großen Stoffballen fuhr eben vom Hofe, ein paar Arbeiterfrauen standen mit ihren Henkeltöpfen, in denen sie ihren Männern Essen brachten, und schwatzten. Grete ging an die Wohnzimmertür, öffnete sie und sah nach der Schwarzwälderuhr — schon halb zwölf.

Sie hatte sich unverhältnismäßig lange versäumt im Gartensaal; es war Zeit, daß sie sich anzog, gleich nach Tische mußte sie zur Arbeit in die Stadt, zur Base, und es war gut, daß die Base eilige Arbeit hatte, nur nicht nachdenken müssen, nicht vorausdenken! Sie zog den brodelnden Topf vom offenen Feuer, damit das Gericht nicht anbrenne, und kleidete sich in der Kammer rasch in ihr einfaches braunes Wollkleid, über das Nähschürzchen band sie zum Schutz noch eine größere Schürze aus Leinwand, dazu hatte Großmutter das Garn noch selbst gesponnen.

Da hörte sie Stimmen nebenan in der Wohnstube. Eine Frau rief laut und mit gellender Stimme nach ihr: „Jretchen! Jretchen — wo stecken Sie denn man bloß!“ „Legt 'n doch man auf das Sofa!“ sagte eine andere Frau. Dazu scharrten Füße und traten auf, als trügen sie eine schwere Last.

Das Mädchen stand einen Augenblick, unfähig, sich zu rühren, die Tür wurde aufgerissen, eine Frau kam herein und packte sie am Arm.

„Warum kommen Se denn nich? Sind Se denn taub? Ihr Jroßvater, der is ja doch — —“

Sie fühlte sich am Arm gezogen und in das Wohnzimmer gezerrt und stand plötzlich vor dem Sofa. Auf ihm lag lang ausgestreckt ein Männerkörper, starr und steif lag er da, die Arme hingen schlaff hernieder unter der weißen Wolldecke mit blauen Kanten, die sie herzugeholt hatten, und die nur den Kopf frei ließ, den starren, greisen Kopf ihres alten Großvaters.

„Nee! Um Gottes willen — die is ja wie verstarrt!" schrie eine der Frauen. „Jretchen, sprechen Se doch man bloß ein Wort, Kind Jottes! Sein Se doch nich so verbiestert! Jott, er is ja doch 'n steinalter Mann, Jretchen, un einen so schönen Tod hat er jehabt, kein bißchen Angst und Qual, eben noch hat er mit dem Herrn Lorenz gered't und steht noch da und sieht der Kutsche nach, in die der Herr wieder fortfährt, da fällt er auch schon wie ein gefällter Baumstamm um —"

Mit großen, qualvollen Augen sah das Mädchen die Sprechende an. „Herr Lorenz sprach mit Großvater?" murmelte sie.

„Ja!" sagte einer der Männer aus der Färberei, dessen Hand blau war vom Indigo bis zum Ellenbogen, und er sprach es ganz leise mit verfinsterten Augen: „Ja, ich glaube, Herr Lorenz hat dem alten Mann ja wohl gekündigt, und darüber wird sich der olle Vater wohl alteriert haben; ich hörte man bloß, wie er schrie: ‚Ich hab immer meine Schuldigkeit getan, Herr Lorenz, und nu wollen Sie mich rausschmeißen, wie wenn ich gestohlen hätt'? Wie einen räudigen Hund wollen Sie mich auf die Straße jagen, so von einer Stunde auf die andere?'"

Und ein zweiter fügte hinzu: „Wie eine Zwetsche so blau sah Albert aus, und war doch gar nicht nötig,

der Herr hat 'n bloß wollen pensionieren — ich hab's gehört, er hat gesagt: ‚Albert, ich kann's nicht mehr verantworten, daß Sie noch immer arbeiten, Sie sollen doch auch Feierabend bekommen und zwar bald, Sie sind ja krank, Mann, hat er gesagt — Ihre Enkelin kann ja arbeiten, die find't sich ohne Ihnen zurecht.‘ Das is ja doch nicht schlimm, wenn der Mensch keine Kräfte mehr hat, hat er eben keine — un nu liegt er da, der olle Mann —“

„Wenn Sie man weinen wollten, Fräulein!“ sagte wieder die Frau zu ihr.

„Ach, lassen Se se doch bloß“, eine andere — „Lieber Jott — nu müßt doch einer zum Doktor laufen!“ meinte ein dritter.

„J! der kommt ja knappe zu Lebendigen heraus, geschweige denn zu Doten!“ bemerkte giftig der mit den blauen Armen. „Aber Krischan 'st ja all nach der Stadt — —“

So redeten und flüsterten sie durcheinander, und nach kaum einer Viertelstunde stand Grete Albert allein an der Leiche ihres Großvaters, denn es war grad um Mittag geschehen, als er starb. Die Leute hatten Hunger und nur knappe Zeit zu ihrem Essen, und ihre Ruhe brauchten sie auch bei der schweren Arbeit, und wenn einer tot daliegt, ist ja doch nichts mehr zu wollen.

Eine einzige, sehr alte Frau war zurückgeblieben, eine, zu nichts mehr nütze als dazu, bei ihrem verheirateten Sohne zum Guten zu reden und Frieden zu stiften, denn das Paar war hitzigen Temperaments, und er schlug tüchtig zu. — Seitdem aber der Sohn den Nachtwächterposten auf der Mühle hatte und die großen Kinder aus dem Hause waren, gab's keinen Zank mehr,

denn von dem Ehepaar schlief einer bei Tage und der andere bei Nacht. Und die arme Alte war froh, daß sie bei dem armen Mädchen bleiben und durch ihre Gegenwart doch etwas nützen konnte.

Mutter Weinert gelang es denn auch, die Grete zu bereden, von der Leiche fortzugehen und in ihrer eigenen Kammer sich niederzusetzen und ein weniges zu genießen. Mit ihrer zitternden Altweiberstimme und der aus eigener bitterer Lebenserfahrung gesammelten Weisheit tröstete sie und redete zu dem armen Kinde.

„Drinke Kaffee, Kind, zwing dich, du brauchst Kräfte. Denke so — Jott hat's jut jemeint mit dem Jroßvater, er hatte das Alter zum Heimgehen, — denk nich, daß es ein Jlück is zu alt zu werden, — ich weiß es, was es heißt, und wenige sind's, die Jott preisen mögen für ein solches Alter. — Und so ohne Kampf is er gestorben! Gönn's ihm doch und weine dich den Schmerz fort. Hast 'n ja immer jut behandelt, den Doten und 'm vergolten, was er an dich gethan hat."

Da fuhr das Mädchen mit einem Schrei auf und schlug die Hände vor das Gesicht. „Nein! Nein! das hab' ich nicht — das ist's ja eben — er ist meinetwegen gestorben — ich bin schuld dran, daß er entlassen wurde, und schuld an seinem Tod!" Und sie lief zurück zu der Leiche und warf sich vor ihr nieder und schluchzte laut und fassungslos.

Sie murmelte weiter vor sich hin, die alte Frau in der Küche, und kauerte sich zufrieden in den alten Sorgenstuhl am Fenster und starrte auf das vorbeiziehende Wasser und trank schlückchenweise den Kaffee, den das Mädchen verschmäht hatte, und die welken kalten Hände hielt sie um die warme Tasse gepreßt.

Was war denn geschehen? — Ein welkes Blatt war vom Baume des Lebens gefallen — wie hundertfach hatte sie das erlebt! Warum die Menschen so ein Wesen drüber machen?

Am Nachmittag, als es zu dämmern begann, kam die Base mit Duna Sperling in die Mühle. Das junge Mädchen war blaß und zitterte, als sie Grete die Hand gab. Diese fragte, wie staunend und ohne sie anzusehen: „Sie kommen zu mir?"

„Ja, Grete — sind Sie nicht auch bei mir gewesen, wie ich in viel schwererer Not war?"

„In schwererer nicht," antwortete Grete.

„Ach, Grete, besinnen Sie sich doch, denn ich hatte nichts mehr, und Sie haben seine Liebe."

„Weiß Ihre Mama, daß Sie zu mir gegangen sind?" forschte Grete.

Da schwieg Duna und sah an ihr vorüber.

Die Wurmstichen redete indessen mit der alten Frau und fragte diese aus, ob denn alles geschehen sei, was geschehen müsse in solchen Lagen.

Ja, der alte Mann wär' in einer Sterbekasse, und für das, was so drum und dran hängt um so ein Begräbnis, brauche man sich nicht zu kümmern, der Doktor wäre da gewesen und hätte den Totenschein ausgestellt, und den hat die Kasse gekriegt, und Herr Lorenz hätte erlaubt, daß der alte Mann von hier aus begraben würde und nicht im Totenhause zu liegen brauche auf dem Kirchhof.

„So! Na denn — ja, es wird den Menschen bequem gemacht heutzutage," sagte die Wurmstichen, „und wenn nun erst die Eisenbahn nach Questenburg kommt,

dann wird's ganz großartig." Das letztere konnte sie nicht unterdrücken, denn sie hatte im Wochenblatt gelesen, daß die Staatsbahn über Questenburg genehmigt sei, was freilich nicht so ganz hierher gehörte in diesem Augenblick. „Lassen Se man, liebe Frau, das Kaffeekochen besorge ich," scheuchte sie dann die Alte zurück, „Sie können ja mit Ihren krummen Fingern den Kessel gar nicht mehr halten. Ach ja, wenn man den Kaffee nicht mehr hätte! —" setzte sie hinzu.

Grete Albert begleitete Duna abends bis zur Stadt zurück, die Base hatte sich eingerichtet, über Nacht zu bleiben.

„Kommen Sie bloß nicht zum Begräbnis, Fräulein Duna, meinetwegen sollen Sie sich nicht mit Ihrer Mutter verzanken," sagte Grete. „Ich kenne ja Ihre gute Gesinnung, das ist mir Trost genug."

„Was wollen Sie denn nun beginnen, Grete?" fragte Duna dagegen.

„Die Base behält mich vorerst, bis Julius bestimmt hat, wohin ich gehen soll."

„Haben Sie es ihm schon mitgeteilt?"

Grete schüttelte den Kopf. „Ich schreibe ihm heute nacht."

„Arme Grete! — Nach dem Begräbnis sind Sie wohl gleich bei Madame Wurmstich? Ich komme hin und drücke Ihnen die Hand."

„Sie können ja nicht, Fräulein Duna, Sie dürfen ja nicht," sagte Grete ganz ohne Bitterkeit. „Was glauben Sie denn, wie ich jetzt schlecht gemacht werde in der Stadt — jetzt, wo ich mit Julius auf dem Ball war und wo er sich deshalb mit seinen Eltern erzürnt hat. — Nein, nein, Sie machen sich Ungelegenheiten,

ich paſſ' Ihnen mal auf an der Ecke von Ihrer Straße abends.

„Madame Lorenz iſt bis dahin ſicher ſchon bei Ihrer Mama geweſen und hat Ihnen die Wurmſtichen verboten“, ſetzte ſie leiſe hinzu.

„Ich tue, was ich für recht finde,“ antwortete Duna ruhig, ohne die Frage zu beantworten, denn die Begebenheit auf dem Maskenball hatte tatſächlich bereits auf Sturmesflügeln die Runde in der Stadt gemacht, und ſie lautete empörend genug: „Das Liebespärchen hätte ſich unter den Augen der armen Eltern auf dem Balle herumgetrieben, das kecke Ding, die Grete, hätte ſich unterſtanden, den alten Herrn zu verutzen und, als man mit Hilfe der Polizei ihre Perſönlichkeiten feſtgeſtellt hatte, wären Eltern und Sohn aneinander geraten, und Herr Lorenz hätte ſeinen jüngſten Sohn nicht nur enterbt, ſondern auch verflucht, ganz wie in einem Schauerroman.“ Manche wußten dieſen Vaterfluch ganz auswendig. Weit am übelſten kam die Wurmſtichen weg.

Die Frau Stadtrat Hammer, die der Frau Gerichtsdirektor dieſe Begebenheit zutrug, hatte zum Schluß gemeint: „Wir ſollten doch zuſammenhalten, liebe Gerichtsdirektorin, und bei der alten Kupplerin nichts mehr nähen laſſen. Ihre Tochter hat da ja wohl gelernt? Laſſen Sie bloß das Kind nicht mehr hingehen — das ſind ja ſchöne Geſchichten, Frau Direktorin!“

Duna hatte dabei geſeſſen und geſchwiegen. Was konnte ſie auch ſagen? Als ſie aber, von einer Beſorgung nach Hauſe kommend, von der Aufwartefrau ihrer Mutter erfuhr, daß den alten Albert der Schlag

gerührt, wohl weil ihm Herr Lorenz gekündigt habe, da hatte sie die Zeit für gekommen erachtet, das arme Mädchen zu trösten, das ihr einst in noch schwererem Leid beigestanden hatte, da war sie zur Base gegangen, um sich ihr, die eben hinauswollte zu Grete, anzuschließen.

„Es freut mich man, daß Sie Charakter zeigen," lobte die Alte. „So 'n Unsinn, dem Kinde das Sterben in die Schuhe zu schieben! Wenn einer schuld hat, so ist es Herr Lorenz, aber das will auch noch nich viel sagen, denn es ist eine greuliche Beschuldigung. Der alte Mann war ganz einfach so weit mit seiner Adernverkalkung. Was Schlechteres wie die Questenburger Menschheit gibt's nicht mehr auf der Welt!" hatte sie ingrimmig hinzugefügt.

„Ich tue, was ich für recht halte," sagte Duna Sperling noch einmal zu Grete, und da sie grad am Dörpertor standen, von wo ab Duna allein gehen wollte, zog sie Grete liebevoll in die Arme und küßte sie fest auf den Mund. „Ich kenne Sie besser, wie irgend einer, Grete!" sagte sie herzlich.

Dann war sie gegangen, und Grete Albert wanderte den dunkeln Weg am Flusse zurück, ohne sich zu fürchten und zu grauen. In ihrem Herzen war ein mildes, warmes Licht aufgegangen. Wie kann man sich auch fürchten, wenn man weiß, daß es noch Liebe und Freundschaft gibt auf dieser Welt!

* * *

Am Begräbnistag des alten Albert lag es über sämtlichen Gemütern im Lorenzschen Hause wie ein Bann. Bei dem alten Herrn äußerte sich dieser Seelenzustand

in ganz ungewohnter Kratzbürstigkeit, selbst seiner Frau gegenüber war er unduldsam.

Madame sah sehr blaß aus und tadelte innerlich den Gatten, daß er sich über eine Sache aufrege, die ja höchst wahrscheinlich auch eingetreten wäre ohne die plötzliche Pensionierung, und Johannes Lorenz, der seit dem Ballabend käsebleich und mit ziemlich stark geschwollener Nase — er erzählte, er sei über eine Apfelsinenschale gefallen, als er Blanka vom Ball abholen wollte — und verärgertem Ausdruck im Gesicht umherging, schimpfte am Frühstückstisch gegen seine junge Frau über seinen Vater, der ihn beauftragt habe, nicht allein der Leiche zu folgen, sondern sogar einige Worte der Anerkennung und der Trauer als Vertreter der Firma zu sprechen.

„Das sind Sachen, die immer einmal vorkommen und an die du dich gewöhnen mußt, mein Sohn,“ hatte Karl Lorenz ihm im Kontor gesagt, „und in diesem Falle wird es dir gar nicht mal schwer werden, denn der alte Mann ist eine treue, zuverlässige Kraft in der Fabrik gewesen, und Gott weiß, was ich darum gegeben hätte, wenn ihn der Schlagfluß *vor* meiner Kündigung getroffen hätte,“ setzte er hinzu.

Johannes aber sagte zu Blanka, es fiele ihm gar nicht ein — auf den Kirchhof zu gehen, wenn er nur wüßte, womit er sich von diesem Auftrag drücken könne, lieber wolle er ja verrecken, als angesichts der verdammten Hexe Loblieder auf den Alten, ihren Großvater, zu singen; das Frauenzimmer sei schuld an hunderttausend Unannehmlichkeiten seines Lebens.

Blanka riet ihm lachend, er solle doch krank werden! Ihr seliger Papa habe mal in Schuldhaft ge-

sessen, und da habe ihm der alte Gutsschäfer ein Pülverchen zugesteckt, und danach sei ihr lieber bildschöner Papa quittengelb geworden, und sofort sei er wegen hochgradiger Gelbsucht entlassen worden aus der Haft, und ganz unschädlich wäre das Experimentchen gewesen.

Aber Johannes lachte nicht mit, er sagte nur, die Gelbsucht könne man hierzulande auch ohne Pulver bekommen. Aber er hatte doch, uneingestanden, eine Lehre aus Blankas Vorschlag geschöpft. — Krank werden konnte man, es sollte erst mal einer beweisen, daß er es nicht sei! Und er legte sich mit einem gehörigen Glase Grog zu Bette, und als Blanka hinunterstieg, um ihren Schwiegereltern zu melden, ihr Mann sei krank geworden, und sie habe schon nach dem Physikus geschickt, da fand die besorgte Mutter ihren Ältesten mit hochrotem Kopf und beschleunigtem Puls im Bette und erschrack über die Maßen, denn sie dachte sofort an die Lungenentzündung, die ihren Vater so eilig hinweggerafft hatte, damals in England. Und dann glaubte sie wieder, Johannes habe sich beim Fall über die Apfelsinenschale auf der Treppe des Kasinos in der Ballnacht eine Gehirnerschütterung zugezogen; indes — was es auch war — Hans Lorenz konnte keinenfalls bei dem Begräbnis erscheinen, das war klar, und Karl Lorenz tat es nun doch an seiner Stelle.

Zur festgesetzten Zeit fuhr er nach dem Kirchhofe und hatte ein erleichterndes Gefühl in sich ob seiner Selbstüberwindung, denn er gestand es sich ehrlich ein, daß es eine Feigheit gewesen war, die ihn hatte zu Hause halten wollen, wenn er auch keinen weichlichen Ideen nachhing und dem Arzte glaubte, der ihm ver-

sichert hatte, der Tod des alten Mannes würde auch ohne sein Zutun eingetreten sein, — die Uhr wäre abgelaufen gewesen.

Die ganze Arbeiterschaft der Fabrik war mit ihm um das offene Grab versammelt, und über all den ernsten Männergesichtern und den Scharen von Weibern, die etwas abseits standen, meist mit verweinten Augen und in schwarzen Brusttüchern und Schürzen, über dem schlichten gelblichen Sarge von Tannenholz mit seinen Buchsbaum- und Efeukränzen, über dem verweinten Antlitz Grete Alberts, das gealtert erschien im herben Gram, und über den ingrimmigen Zügen der alten Wurmstich, deren vernichtende Blicke zu Karl Lorenz hinüberblitzten, über dem jungen Prediger, der sich einstweilen noch an den Hochzeiten und Begräbnissen der geringen Leute für die künftigen Reden an den Särgen der oberen Vierhundert von Questenburg übte, über all diesem strahlte ein ganz wunderbarer Vorfrühlingstag, einer jener Sommertage, wie sie vereinzelt schon der Februar gibt; das Geäste der Bäume und Sträucher sah schon aus, als schwelle der Saft des Lenzes es an, und die Trauerweiden schwenkten ihre biegsamen, schon mit gelblichgrünen Kätzchen besetzten Zweige über den Gräbern.

Als der Prediger geendet hatte, trat Karl Lorenz zu dem Sarge und sprach einige Worte. Viel war es nicht, die Stimme versagte ihm plötzlich, gerad als er erwähnen wollte, daß der alte Mann, den sie da eben begruben, schon in der Fabrik war, als er, Karl Lorenz, als junger unbedeutender Kommis in dieselbe getreten sei, und daß er schon damals den Entschlafenen als das Muster eines braven Mannes erkannt habe, der er un-

entwegt bis zu dem Augenblick geblieben sei, wo ihn der Tod sozusagen in den Sielen überrascht habe, ihn beraubend um einen wohlverdienten ruhigen Lebensabend — da versagte ihm die Stimme —

Eine ganze Weile schluckte Karl Lorenz an einer mächtig aufsteigenden Rührung, denn in diesem Augenblick stand sein eigener wunderbarer Werdegang wie ein Bild vor ihm. — Der alte Mann, der da im Sarge schlief, war der erste gewesen, der ihm nach der Trauung mit Christine gratuliert hatte — er meinte in diesem Augenblick wieder die Worte: „Unser Herr" zu hören, die ihn in jener Stunde so stolz durchschauert hatten: „Unser Herr soll leben un de junke Fru daneben!" — Er hatte es dem Alten nie vergessen, daß er der erste war, der ihn als „Herren" begrüßt hatte. — Kaum, daß er sich fassen konnte, um noch murmelnd einen Dank für den Toten hinzuzufügen, und daß sein Andenken unvergessen sein werde. —

Wie dann endlich alles vorüber war, der Pastor seitwärts stehend mit Grete Albert sprach und Herr Lorenz den spiegelnden, mit einem Trauerflor umsteckten Zylinder grüßend über dem Haupte haltend durch seine Arbeiter der Kirchhofspforte zuschritt, wo seine Equipage wartete, sah er eine schlanke Mädchengestalt in schwarzem Trauerkleid eilig vor sich herschreiten, und da er ein scharfes Gedächtnis hatte, erkannte er an den schweren goldschimmernden Flechten und dem etwas trippelnden Gang die Tochter seines alten Kasino- und L'hombrefreundes, die Duna Sperling, und aus alter Gewohnheit, Damen gegenüber ritterlich zu sein, und weil er auch der kleinen Duna immer besonders zugetan gewesen war, holte er das Mädchen ein und sagte grü-

ßend: „Haben Sie Ihres Vaters Grab besucht, Fräulein Duna?"

Duna blieb stehen und sah ihn mit großen, erschreckten Augen an, dann wurde sie sehr rot. „Nein!" sagte sie leise.

„Ach, richtig, Dunachen — der gute Papa liegt ja oben in St. Marien," erinnerte er sich, „richtig! richtig!" Und dann kam ein fragender Blick. — Wem galt der Besuch? sagten seine Augen hinter der goldenen Brille.

„Ich habe dem alten Albert einen Kranz gebracht," antwortete Duna einfach. Sie konnte selbst nicht begreifen, woher sie den Mut nahm zu dieser Auskunft, aber sie fühlte, sie müsse sich zu Grete Albert bekennen.

„Kannten Sie ihn denn?" fragte Karl Lorenz im Weiterschreiten.

„Wenig, Herr Lorenz, — aber seine Enkelin, Grete Albert, kenne ich gut." — Sie wußte, sie sagte jetzt etwas Unerhörtes, und sie starrte geradeaus mit einem leisen Augenblinzeln, als müsse ein Schlag auf sie niederfahren.

Aber Karl Lorenz schwieg, als habe er kein Wort verstanden von dem, was sie gesprochen, und da sie grad an der Kirchhofspforte angelangt waren, fragte er höflich und konventionell: „Darf ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbieten, Fräulein Duna?" Worauf das Mädchen ebenso höflich dankte. Sie müsse gleich, auf direktestem Wege nach Hause, denn Mutter warte mit dem Kaffee.

Und nun ging sie gesenkten Kopfes auf dem mit schönen alten, noch kahlen Linden bestandenen Fußwege der Stadt zu, und in der stillen Luft hing der Staub,

den Karl Lorenz' Wagenräder aufgewühlt hatten, und legte sich ihr auf die Lungen. Aber sie fühlte das nicht, denn sie freute sich, daß sie Farbe bekannt hatte und daß die ewigen Quälereien aufhören würden, die Tante Lorenz zu besuchen, mit denen ihre Mutter sie immer drangsalierte, denn nun würde man ja nicht mehr bitten um ihren und der Mutter Besuch.

Karl Lorenz wollte die kleine Episode seiner Frau mitteilen. Die Duna hatte ja wohl mit der Grete Albert nähen gelernt? kalkulierte er, und sie kannte das Mädchen jedenfalls nur von der anständigen Seite, was wissen junge Mädchen aus guten Häusern von gewissen Dingen, und schließlich — was ging's ihn an? Die Frau Gerichtsdirektorin würde schon aufpassen und die Freundschaften ihrer Tochter beobachten. Zuletzt vergaß er das kleine Erlebnis und saß, daheim angelangt, still und nachdenklich an Frau Christinens Seite und streichelte ihre Hand, und beide sahen den Strahlen der untergehenden Sonne zu, die blutrot über die Bilder an den Wänden glitt und die Prismen der Wandleuchter in köstlichen Regenbogenfarben schimmern ließ. — Hundertmal hatten sie von ihrem Sofa aus dies schon Hand in Hand gesehen und gewartet, bis das Farbenspiel plötzlich erlosch. Dann war die Sonne hinter den Rathausturm getreten, und alles ward ein rötlich durchsetztes Grau.

„Ja," sagte Karl Lorenz, als es heute auch so geschah, „eben noch alles Leben und Farbe und dann — der Schatten; wer weiß, wie bald auch für uns, Stineken!"

Da fuhr sie empor. „Um Gottes willen, Karl, man merkt, du hast eine Leichenrede gehört heute! Bei uns

ist's noch nicht so weit, recht bunt ist's noch, sage ich dir, und bevor unser Schatten kommen darf, haben wir noch viel — viel zu tun hier, und wohl auch noch zu erdulden. — Da, lies! Der Brief kam vorhin von Julius!"

Sie legte ein längliches Kuvert vor ihrem Mann auf den Tisch, tupfte sich die Augen mit dem Taschentuch, ging aus der Stube und wußte wieder nirgend anders hin, als in den Saal mit den Familienbildern; und während sie dort in der sinkenden Dämmerung saß und um ihren Jüngsten und Liebsten weinte, der von seiner Verblendung nicht lassen wollte, las oben, beim Scheine einer Kerze, ihr Mann mit umwölkter Stirn den Brief, in welchem Julius zuerst seine Eltern herzlich um Verzeihung bat, aber doch zugleich ehrerbietig und entschlossen erklärte, daß er Grete Albert zu heiraten gedenke, und daß er bitte, seine Eltern möchten nun, nach dieser Erklärung, nach ihrem Willen und Ermessen bestimmen, wie sie sich ihm und seiner künftigen Frau gegenüber zu verhalten gedächten. Er werde und müsse ihre Entschlüsse respektieren, wolle auch keinerlei Versuch anstreben, sein Recht auf juristischem Wege zu suchen, denn er fühle die Kraft in sich, auch ohne Hilfe seinen Weg durch's Leben zu machen. An seinem Entschluß aber, Grete Albert zu seiner Gattin zu machen, sei auch durch die härtesten Maßnahmen nichts zu ändern.

Karl Lorenz nahm sich vor, auch dieses Schreiben nicht zu beantworten, er gedachte durchaus die Angelegenheit unbeachtet zu wissen. Frau Christine sah ihn fragend an, als sie abends aus dem oberen Stock mit

rotgeweinten Augen nach unten kam, aber ihr Gatte machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand, und jedesmal, wenn sie an diesem Abend zaghaft beginnen wollte, von ihrem nagenden Kummer zu sprechen, und was Karl wohl zu tun gedenke in dieser Sache, kam dieselbe energische Bewegung der kurzen, fleischigen Hand, und dann verstummte sie, denn sie las aus den Zügen ihres Mannes, daß er nicht weniger litt als sie.

Und so blieb es auch ferner, denn Frau Christine verstand plötzlich, was ihr Gatte wollte — totschweigen die ganze Affäre, wie eine Krankheit sie behandeln, deren Heilung man der Natur überlassen muß, weil menschliche Kunst hier versagt.

„Die Zeit! Die Zeit! Die bessere Einsicht, Stineken — laß uns warten!“ Das waren seine einzigen Worte darüber gewesen, und sie gab ihm Recht und hoffte stillschweigend weiter. Vielleicht brachte der erste April eine Erklärung, da es sich zu diesem Termin entscheiden mußte, ob Julius nach England gehen werde oder nicht, das hatte aber noch gute Zeit, und innerhalb dieser könne viel geschehen — hoffte sie. Und beide Eltern taten nun nach außen hin, als habe die Grete Albert niemals ihren Weg gekreuzt.

Karl Lorenz ging nach wie vor ins Kasino zum L'hombre und besprach mit den Herren seines Kreises die drohende politische Lage, schüttelte den Kopf über Bismarcks Vorgehen und prophezeite eine böse Zeit für die Handels- und Geschäftswelt. Frau Christine spielte ihr Whist im Kränzchen weiter, gab zwei große Kaffees, fuhr zur Nachbarresidenz ins Theater und hatte in einer Hinterstube eine Näherin sitzen, die die reizendsten Kindersächelchen arbeitete. Und wenn die Leute

sie sahen, war sie freundlich und aufrecht, wie immer. Niemand sah ihre stillen Tränen, die sie vor dem Bilde ihrer Mutter im Saal weinte.

Die jungen Leute im oberen Stock aber lebten täglich stiller, denn es ging der jungen Frau nicht gut; sie mußte viel liegen und litt infolgedessen an gräßlichster Langeweile. Ihre Mutter hatte es rund abgeschlagen, sie zu besuchen; die Questenburger Luft falle ihr auf die Nerven, hatte sie geschrieben. Johannes aber, der die beständige Zielscheibe der schlechten Laune seiner jungen Frau war, mied ihr Zimmer und ging mit grübelnder Miene und grünlicher Gesichtsfarbe umher und ertappte sich öfter denn einmal am Eingange des Schloßgäßchens, wo Duna Sperling wohnte.

Was er da wollte, wußte er selbst nicht recht, denn an einem Wiedersehen konnte ihm ja nichts gelegen sein, aber es war ihm von Julius' handgreiflichem Bericht her, daß Duna *seinetwegen* sich hatte ertränken wollen, ein ganz wunderliches Gefühl im Herzen zurückgeblieben, das ihm die blonde Lieblichkeit des Mädchens in einem fast verklärten Glanze vor die Augen führte und eine Art Sehnsucht zeitigte, ihr nur einmal im Leben die Hand geben zu dürfen und zu bitten: „Vergib mir!"

Und dann malte er sich aus, wie er ihr sagen wollte: „Duna, du bist gerächt! Wenn du mein eheliches Glück kenntest — du würdest Mitleid haben!"

Und auf einsamen abendlichen Spaziergängen, auf Plätzen, wo er einst Duna getroffen und von der Ewigkeit seiner Liebe zu ihr geredet, ihre Lippen geküßt hatte, überkam ihn plötzlich die Empfindung, das Mädchen stehe und gehe leibhaftig neben ihm, und er schütte

alles in ihr Herz aus, was er erlebte, seitdem er das Band zerriß, das ihn an sie knüpfte.

Seiner kleinlichen, albernen Eitelkeit, der Blanka sowohl wie ihre ganz verarmte, schiffbrüchige Mutter um die Wette geschmeichelt hatten, in ihm den Weltunkundigen, den Sohn eines reichen Vaters witternd, hatte er es zu verdanken, daß er umgarnt war, ehe er es gewahr wurde, und daß nicht er die Blanka nahm, sondern sie ihn; die schöne Blanka von Löwenstern, der alle Menschen die größte Ähnlichkeit mit der Kaiserin Eugenie nachrühmten. — In seinen eingebildeten Gesprächen klagte er Duna Sperling, wie Blanka sie räche, indem sie ihn demütige und tyrannisiere — und daß sie sein Geld liebe, aber nicht ihn, und daß er nicht die Kraft habe, sie zu sich zu zwingen in die gute, bürgerliche Schlichtheit seines Standes. Wie sie ihn einfach am Bändel leite, hierhin und dorthin, wohin sie ihn haben wolle, und wie er Unannehmlichkeiten über Unannehmlichkeiten habe mit seinem Vater ihres Hochmuts halber, wie von Glück nicht ein Schimmer geblieben sei. —

Das alles erzählte er im Geiste dem Mädchen, das er schnöde verlassen, und hatte doch genau so viel Angst, sie zu treffen, wie Duna hatte, ihn zu sehen, und als es wirklich einmal geschah, daß sie aneinander vorübergingen, da konnte er nicht einmal grüßen vor innerer, jäh aufsteigender Scham, denn Duna ging an ihm vorüber, als habe sie ihn noch nie erblickt, wie an irgend einem ihr gleichgültigen Menschen, so, als sei er — nur drei Schritte von ihr entfernt — einfach Luft.

Wenn er geahnt hätte, welch eine Nervenkraft sie diese erzwungene Verachtung kostete! Aber Johannes

Lorenz ahnte dies nicht und fühlte sich vernichtet, als er auf die andere Seite der Straße schlich.

Und es ward ein Stillstand in den Geschicken aller dieser Menschen. Die nächsten Monate schlichen so hin, es ereignete sich nichts Neues im Hause der Lorenz, und nur eine, die sich von Rechts wegen hätte dazu rechnen dürfen, hatte ein Erlebnis, und das war Grete Albert.

Die Base Wurmstich und sie besonders hatten wohl zum ersten Male erfahren, was die Gunst eines verehrten Publikums bedeutet, denn sie hatten diese Gunst ganz und gar verloren nach dem Maskenball mit seinen Ereignissen, und rasch war es gegangen. Schon innerhalb einer Woche nach dem Feste saßen sie ohne jegliche Arbeit für die Questenburger Kundschaft. Zuerst hatte Frau Ökonomierat Rabe den Rest der noch unfertigen Aussteuer ihrer Tochter abholen lassen, denn — es seien zwei Cousinen auf längere Zeit zum Besuch gekommen, die die paar Kleinigkeiten gern fertig nähen wollten, weil sie gar nichts vorhätten sonst, ließ sie Madame Wurmstich sagen.

Dann hatte Frau Stadtrat Zeising geschickt, sie könne Frau Wurmstich die nächste und übernächste Woche nicht zum Ausbessern im Hause haben, weil sie Logirbesuch bekomme, und sie würde es sagen lassen, wenn Madame Wurmstich wiederkommen solle. Dasselbe hatte Frau Doktor Pauli bestellen lassen, und als Grund angegeben, sie wolle verreisen. Und die verwitwete Frau Forstmeisterin Vogel hatte sämtliche Kinderwäsche abbestellt, weil ihre Tochter von der Frau Schwiegermutter eine kleine Kinderaussteuer bereits erhalten habe, und

weiteres nun unnötig geworden sei — und so fort bis auf das große Berliner Geschäft, das nichts erfahren konnte von dem Geschehnis und dem es wahrscheinlich auch gleich gewesen wäre, ob sich seine Näherin und Stickerin in Questenburg ein grobe Taktlosigkeit, als welche die Milderdenkenden Gretes und Amalie Wurmstichs Benehmen auf dem Maskenball bezeichneten, zuschulden kommen ließen oder nicht. Sie waren mit der Arbeit zufrieden, und auf die einfache Bitte von Madame Wurmstich schickten sie das doppelte Quantum Arbeit, und die Geschichte war ausgeglichen.

Zuerst zwar hatte die Grete geweint und gescholten, denn die alte Frau tat ihr leid. Das runde Gesicht mit den zitternden schwarzen Löckchen, die an den Behang eines Wachtelhündchens erinnerten, war ganz schmal geworden vor lauter Kränkung und Ärger, als sie aber ihren guten Humor nach und nach wiedergewann und mit gleicher Virtuosität ihre harmlosen Lügengeschichten weiter verübte, fand auch Grete ihren Gleichmut wieder. Aber sie redeten doch hie und da ernstlich davon, Questenburg zu verlassen, denn Grete hielt sich für verpflichtet, den Eltern ihres Schatzes, da sie doch nun mal erbittert waren, ihren Anblick möglichst zu entziehen, um deren Reizbarkeit nicht noch zu erhöhen.

Jules wegen mußte sie das schon, obgleich er immer wieder bat, sie solle sich nicht übereilen und seine Entscheidung abwarten. Sie hatte dieserhalb schon lange Briefe mit Julius gewechselt, und immer schrieb sie denselben Schluß unter die ihrigen: „Aber wenn es für Dein Leben und Deine Zukunft besser ist, Du tust den Eltern zu Willen, dann sollst Du keine Rück-

sicht nehmen auf mich! Ich habe Dich lieb, ewig und immer, und darum würde ich es tragen können, das Schwere; Du weißt, was ich meine, und nur unter dieser Bedingung nenne ich mich Deine Grete."

Es war nämlich mit ihrer förmlichen Verlobung und nach den Dingen, die dem Maskenballe folgten, seitdem sie den heiligen Ernst ihres Schatzes erkannte, eine süße Demut über das kecke, schöne Mädchen gekommen, ein Begreifen, wie viel Julius ihretwegen aufzugeben im Begriff sei, und eine Dankbarkeit sondergleichen, eine Opferwilligkeit, die sie bereit sein ließ, zu entsagen, falls es nötig werde, obgleich ihr der Herzschlag aussetzte vor Weh, wenn sie an eine mögliche Trennung dachte.

Einmal hatte sie sich angeklagt, die doch so stolz den feinen Kopf auf den schönen Schultern trug: „Werde ich dir denn auch geistig genügen? Und mein Herkommen, Julius, meine mangelhafte Bildung — bedenke doch!"

Darauf erhielt sie einige Tage später ein Büchelchen durch die Post, das aus Koblenz gekommen war: „Storms Immensee", und auf der ersten Seite, dem Titelblatt, hatte Julius geschrieben:

„Du hast mich oft so bang gefragt, werd' ich denn auch genügen dir?
Und eben, weil du so gezagt, deshalb, mein Kind, genügst du mir!

In Ewigkeit dein Julius."

An diesem Tage hatte sie, im Übermaß ihres Glückes, zum ersten Male ihr reizendes Lachen wieder gefunden, und die zwei Husarenleutnants, die da vorübergingen, starrten wie geblendet zu ihr hinauf, die mit ihrer Näharbeit am Fenster saß hinter dem Goldlacktopf der Vase.

Der eine derselben, der Baron Breitenbach, der aus der Nachbargarnison zu einem Pferdekauf nach Questenburg gekommen war, hatte „Donnerwetter!“ gesagt, weiter nichts als „Donnerwetter!“ Aber das sagte genug.

Der andere aber meinte beschwichtigend: „Die ist in festen Händen, soll verlobt sein mit dem jüngsten Sohne vom Tuchfabrikant Lorenz — famose Erscheinung, übrigens tolle Geschichte auf dem Maskenball — werd's erzählen —“

Grete war erglühend vom Fenster gewichen, aber die Base nickte ihr zu: „Schönheit ist 'ne Last, ich weiß es aus meiner Jugend! Was ich bloß für 'ne Plage hatte, um die vielen Heiratsanträge abzuweisen, die Finger hab' ich mir manchen Tag lahm geschrieben.“ —

Nun war es mittlerweile Ende März geworden und ein merkwürdig warmer März, als habe sich der alte Petrus droben geirrt und den Mai mit ihm verwechselt.

Die Leute sprachen allenthalben von einem Kriege, der in der Luft liege, und daß Österreich rüste trotz des Gasteiner Vertrages, und daß vor ein paar Tagen die preußische Regierung an sämtliche deutsche Höfe die Aufforderung gerichtet habe, die gegenwärtige Lage als sehr ernst zu betrachten und sich zu erklären, in welchem Maße Preußen auf ihre Unterstützung rechnen dürfe für den Fall, daß es von Österreich angegriffen oder durch Drohungen zum Krieg genötigt werde. Und die alte Wurmstichen wußte das alles ganz genau aus der Magdeburger Zeitung und dem Wochenblättchen und hielt eine Rede wider den Krieg an Grete und Duna Sperling, die es einmal wieder möglich gemacht hatte, Grete zu besuchen, weil ihre Mutter zum Kaffee ausgebeten war.

„Alle lassen sie uns sitzen, uns Preußen, — Mädels! Ihr sollt sehen, wenn Österreich auch sagt, es tut gar nicht dergleichen: das is man, wie die Katze es macht — Samtpfoten und auf einmal die Krallen heraus! Aber ich frage jeden Christenmenschen: is es nich überhaupt eine Schande, Krieg zu führen und sich gegenseitig tot zu schießen? Wenn der Bismarck ein Mann wäre, mit dem unsereins reden könnt', dann würde ich zu ihm sagen: Warum sollen denn so vieler Mütter Söhne sterben? Es gibt doch 'ne einfachere Lösung! Warum duwelliert sich denn nicht der Kaiser von Österreich mit unserm König? Wer die meisten Wunden kriegt oder totgestochen wird, der hat verloren! Und damit gut! Aber die ganze Welt 'ran zu kriegen — bedenkt man bloß!"

Als die Mädchen sie mit Kichern unterbrachen, denn sie glaubten beide nicht an Krieg, und die vorgeschlagene einfache Lösung erschien ihnen mehr als komisch, da war sie ärgerlich, die alte Madam Wurmstich und stand auf und wollte in die Küche, trat aber leichenblaß zurück, denn vor der geöffneten Stubentür draußen stand der Gerichtsdiener und brachte eine Vorladung für Grete Albert zu Montag, den dritten April, elf Uhr pünktlich im Amtsgericht, erster Stock, Zimmer Nummer fünf.

„Jott, du Jerechter!" jammerte Madam Wurmstich und sank auf den ersten besten Stuhl, „was ist denn bloß passiert?" Auch die jungen Mädchen waren starr vor Schrecken.

„Na, na!" beruhigte der Beamte, „es wird ja nicht gleich um den Kopf gehen, Frailein, und nebenbei steht da ‚in Nachlaßangelegenheiten'."

Nun lachte Grete, denn sie wußte genau, sie hatte keinen Menschen, der ihr etwas hätte vererben können. Und als der Gerichtsbote gegangen war, rieten sie hin und her und meinten endlich, der Großvater habe vielleicht doch noch heimliche Schätze gehabt.

Und heute war Sonnabend, und die Stunden bis zum Montag wollten gar nicht vergehen für Amalie Wurmstich und Grete Albert. Aber endlich kam es doch so weit und wurde Montag; es war ein recht warmer, wolkenverhangener Lenztag, dieser dritte April, als das Mädchen über den Markt schritt, um das Amtsgericht aufzusuchen, das auf dem Sankt Marienplatz lag, unweit des Lorenzschen Hauses. Sie war im schwarzen Trauerkleid, demselben, das sie vor einigen Jahren schon zur Konfirmation bekommen und nur entsprechend ihrem Wachstum verändert hatte, und darüber trug sie ein schwarzes Tuch, das sie in der großmütterlichen Truhe gefunden, die ihr nach des alten Mannes Tode als Erbteil zugefallen war, das Tuch hatte schwere seidene Fransen und fiel in reichen Falten von ihren schlanken Schultern. Das schwarze Hütchen hatte Amalie Wurmstich für unerläßlich erachtet, sie könne als richtig verlobte Braut von Herrn Lorenz nicht im bloßen Kopf aufs Amtsgericht gehen, war ihre Ansicht gewesen. Und die alte Frau war selbst mit Grete bei Fräulein Hallers gewesen, die das feinste Putzgeschäft in Questenburg führten.

„Man ganz einfach, wissen Sie," hatte Amalie Wurmstich gesagt, „aber mit 'n Pli — was sein muß, muß sein." Und nun saß auf den üppigen dunkeln Flechten eine Toque aus schwarzem zierlichen Stroh geflochten, mit einer Rosette aus schwarzem Taftband,

die von einer Jettschnalle gehalten war, und unter seinem Rande blitzten die schönsten mandelförmigen dunkeln Mädchenaugen hervor, die es in ganz Questenburg gab.

Bis an die Pforte des Gerichts begleitete Amalie Wurmstich ihren Schützling, dann ging sie unter den knospenden Linden auf und ab, setzte sich zuweilen auf eine Sandsteinbank und fixierte das Lorenzsche Haus, das zwischen Kirche und Gerichtsgebäude zu einem Teil zu sehen war, und malte sich aus, wo wohl dereinst Grete wohnen würde, wenn sie der Jule Lorenz geheiratet habe, denn daß sich die beiden kriegen würden, daran zweifelte sie nicht.

Auf dem Fahrweg der Marienstraße, der tiefer lag als der Kirchplatz, und auf den Amalie Wurmstich über ein niedriges Mäuerchen hinweg sehen konnte, pulsierte gemessen das Questenburger Leben — Dienstmädchen, die Einholen gingen, Postboten, Frachtwagen und der Ulderoder Omnibus, der seinem Ausspann, dem „goldenen Löwen", zustrebte. Jetzt ging in die Buchhandlung von Sölle ein Herr und brachte durch seinen Eintritt den Kommis von der Ladentür fort, an deren Scheiben er sich schon längere Zeit müßig die Nase plattgedrückt hatte, just über dem Aushängebogen der „Gartenlaube", die den neuesten Roman der Marlitt ankündigte.

Vom Turme schlug die Glocke eine Viertelstunde nach der anderen, hinter ihr lärmten die Insassen der Kleinkinderschule und spielten „Kämmerchenvermieten", mitunter sprühte auch ein Regenschauer herab, dann stach die Sonne wieder. — Aber Amalie Wurmstich harrte aus.

Gerade als es wirklich etwas zu sehen gab — die junge Frau Lorenz fuhr mit ihrer Freundin, Frau von Brannenburg, spazieren in deren Equipage, Kutscher und Diener auf dem Bock schwarzgelb, beide Damen in pelzbesetzten Samtmänteln — trat Grete aus der hohen Pforte des Gerichtsgebäudes und über die Straße herüber. „Wie eine Gräfin!" sagte sich die entzückte alte Frau. Und als die beiden jungen Frauen sich nach Grete umwandten und dann eifrig miteinander sprachen, nickte Amalie mit größter Genugtuung hinter ihnen drein: „Ja, ja! Mit der könnt ihr es noch lange nicht aufnehmen!"

Grete Albert schritt auf die alte Frau zu und trug ein großes weißes Kuvert in der Hand, und ihre Augen sahen der alten Frau weit und wie erstaunt entgegen, wie Kinderaugen beim Märchenerzählen.

„Na, was war's denn, Mädchen?" fuhr Amalie sie beinah an.

„Kommen Sie nur mit, Base — hier kann ich ja doch nicht — zu Hause will ich Ihnen alles erzählen, bloß das — — geerbt habe ich!"

„Viel? Von wem denn? Bist du ein Glückskind! Nee! Nee! Ist's denn was Ordentliches?"

„O Gott! O Gott! Nicht träumen lassen hatt' ich's mir!" murmelte Grete. Und eine halbe Stunde später wußte Amalie alles und lief aufgeregt im Stübchen umher und rief mit einer Stimme, die vor Aufregung beinahe überschnappte: „Jott is jerecht, Grete, — siehst du wohl — Jott is jerecht! Zehndausend Dhaler! Ist's denn möglich? — Dem — dem — Jott verzeihe mir die Sünde — ich will's nich sagen, was ich denke von ihm. Er is ja dein Vater! — Dem hat 's

Gewissen dann doch wohl geschlagen, und ich will's ihm nun vergeben, was er an deiner Mutter gesündigt hat! Zehndausend Dhaler! — Der Herr Baron Somme von Sommefeld auf Perden Hochwohlgeboren, der also vor den Leuten dein Pathe ist! — — Na ja — Pathe hat er ja wohl auch noch bei dir armem Wurm gestanden, wohl um zu zeigen, daß er gesonnen war, dich nich ganz zu verleugnen — zehndausend Dhaler — Jrete! — Zehndausend!"

„Ja!" sagte Grete Albert, die am Tische saß und schrieb. „Zehntausend Taler!"

„Und zu fünf Prozent vom Vormundschaftsgericht angelegt!" triumphierte Amalie. „Es gibt 'ne Jerechtigkeit, Kind — nee, die jiebt 's wirklich!"

Und sie riß ihr eben zusammengelegtes Umschlagetuch wieder aus der Kommode und sagte, sie wollte Sahnebrezeln und Maserinen holen, und 'nen guten Kaffee kochen, denn auf Kartoffeln mit Birnen hätte sie heute keinen Appetit, und die könnte sie auch gut zurückstellen, weil die Speckeinbrenne noch nicht daran sei, und die könnten sie morgen essen; heute sei Kaffee das Wahre, Einzige, und sie wolle sehen, daß sie die Duna noch dazu herkriege, denn so wie die würde sich keiner freuen in der ganzen Stadt.

„Na, Jretchen, un die Neider, die du haben wirst! Janz Questenburg wird schwarz werden!"

Als es Abend wurde, da wußte tatsächlich ganz Questenburg bereits, daß Grete Albert, Jule Lorenz' Poussade, von ihrem richtigen Vater was geerbt habe, und die zehntausend Taler hatten sich unter Amaliens Protektion unendlich vermehrt und waren mit Zuhilfenahme einiger Nullen zu Hunderttausenden geworden.

Auch in das Lorenzsche Haus drang diese Kunde, dafür hatte Sophie gesorgt, die für ihre Herrin einige Einkäufe gemacht und bei dieser Gelegenheit die große Neuigkeit erfahren hatte. Herr Karl Lorenz lächelte darüber und sagte zu seiner Frau — er selbst hatte übrigens die Sache in ihrer ganzen Übertreibung im Kasino bereits gehört: „Das halte ich für einen Wurmstichschen Trick, sie klingt zu märchenhaft, die Geschichte, Stineken —. Übrigens gibt's denn nichts Besseres zu sprechen, Kind? Ich mag von der Gesellschaft überhaupt nichts mehr hören. — Haha — der alte Somme von Sommefeld wird ein Vermögen herausrücken von solcher Höhe? — Blech! Wo er sechs lebendige Kinder hinterlassen hat, Stineken!"

„Nun ja," gab sie etwas gereizt zu, sie war jetzt oft gereizt, „dann ist die Grete eben die siebente. Mir kann's natürlich einerlei sein, ob's wahr ist oder nicht, aber ich hatte doch durch dieses Märchen, wie du es nennst, mal einen Augenblick das wohltuende Gefühl, daß es noch Männer gibt, die ihren Leichtsinn wieder gut machen wollen, die bereuen, denn das Empörendste, was es für mich gibt, ist das geduldete Vorrecht, das die Männer zu Ehren bestehen läßt in solchen Fällen und alles Schwere, alle Schande, alle Last auf das arme Weib und das unschuldige Kind häuft. Aber darin seid ihr Männer, einer wie der andere, eins."

„Du plädierst da für ein gefährliches Thema," sagte erstaunt Karl Lorenz. „Wenn dich Jule hörte, der würde ja obenauf sitzen. Der sagte ja wohl auch, wenn ich nicht irre, daß er lieber sterben wolle, als ein Herz brechen?"

„Das ist doch ganz und gar was anderes," fuhr

Frau Christine erschreckt auf, denn sie fühlte, wie sie sich — um questenburgisch zu reden — vergaloppiert hatte. „Eine Schülerliebe ist's bei Jule, weiter nichts."

„Na, bei Somme — das fing auch wahrscheinlich ganz harmlos an, der war damals doch auch bloß ein dummer Junge, auf Urlaub bei seinem Vater."

„Nein, das verbitte ich mir," unterbrach ihn Madame Lorenz. „Jule ist ein anständiger Mensch!"

„Stineken, soll ich vielleicht zur Wurmstichen hin-überschicken, und sie und Jules Braut zum Kaffee bitten lassen?" fragte er ironisch, und die Röte des Ärgers flackerte über sein Gesicht.

„Deine Logik ist großartig, Karl," antwortete Frau Christine und stand unmutig auf. „Natürlich in diesem Falle ist *sie* die Schuldige, sie hat ihn behext. Es ist gar nicht mehr zu reden mit dir!" Sie wollte eilig aus der Stube.

„Na, Stineken," sagte er weich und hielt sie am Kleide fest — „na, dann sind wir ja einig, Stineken," und ließ sich in einen Sessel fallen, indem er sich mit einem Foulard die Stirn tupfte. „Laß die eklige Sache, wir denken ja gleich darüber, das wissen wir doch. Sag mir 'mal ehrlich, hat der Bengel immer noch nicht geschrieben?"

„Der Jule?" fragte sie leise, und die Tränen schossen ihr in die Augen. „Nein, wie sollte er auch?" sagte sie dann, noch immer ein wenig schmollend, „du hast ihm ja nicht geantwortet."

„Weißt du das so genau, Kind?" fragte er und nahm hastig seine goldene Brille ab, denn die Gläser waren ihm beschlagen, so heiß brannten seine Augen.

„Du — hättest — Karl —?“ fragte Frau Christine rasch. Es klang wie ein erlösendes Aufschluchzen.

„Ja, Stineken — ich habe — ich als Vater habe ihn gebeten, und wie gebeten, Stineken, er solle doch deinetwegen —“ Er brach ab und räusperte sich, so überkam ihn das Weh — „deinetwegen, Stineken, vernünftig sein!“ vollendete er heiser, „aber — —“

Da beugte sie sich nieder zu ihm und küßte ihn wortlos auf die Wange und sagte laut weinend: „Und ich auch, ich habe auch geschrieben, Karl — um seines Vaters willen habe ich gebettelt bei ihm, er möge zurückkehren, wenigstens zu einer Aussprache.“

Und sie strich dem Manne scheu liebkosend über die vor Bewegung zuckende Wange. „Du bist so gut, Karl, bist ihm ein so guter Vater gewesen,“ flüsterte sie, „und nun so — —“ Dann nur noch ihr leises Weinen. Sie saß auf der Armlehne seines Sessels und hielt seinen Kopf an sich gedrückt mit ihren hübschen feinen Händen, und ihre Tränen tropften ganz leise auf seine Rechte, die wie matt und kraftlos die ihre streichelte.

„Wir müssen es ertragen, Stineken,“ sagte er, „wir müssen', aber wir machen's zusammen durch. Das ist unser größter Trost, daß wir uns lieb haben, und das haben wir doch!“

„Ja!“ sagte sie aus vollem, ehrlichen Herzen, „das weiß Gott, Karl. — Und was soll nun weiter geschehen?“ fragte sie wieder nach einer langen Pause.

„Was weiter geschehen soll?“ Er machte sich los von ihren Händen, stand langsam auf, und seine Weste herunter zupfend, die perlgraue Seidenweste, die ihm Stineken eigenhändig mit einem Blumenmuster in gleicher Farbe bestickt hatte, sagte er: „Mehr wie das

können Eltern nicht tun — was weiter geschehen soll? Nichts soll geschehen, armes Kind, nichts — nichts. — Nun kommt das Leben als Erzieher.“

Eine ereignisreichere Zeit hatte Questenburg seit Jahrhunderten nicht erlebt. Allein schon der Bahnbau! Dann hieß es, Seine Majestät habe seiner guten Stadt Questenburg nun doch, auf Fürbitte der Frau Kronprinzessin, die von dem malerischen alten Schloß entzückt sei, deren langgehegten Wunsch erfüllt und ihr ein Infanteriebataillon versprochen, das von jetzt ab dort garnisonieren solle, und dies solle bereits in vier Wochen geschehen, in Bürgerquartieren natürlich. Und darauf ging eine wahrhafte Orgie mit Wasser und Seife los und mit Tünchen von Stuben und Kammern und der Häuserfronten, und ganz besonders bei den kleinen Leuten in den Straßen unter dem Schloß, wo die Häuserchen klein und drollig die steilen Gassen hinaufkletterten, um am Berge zu kleben wie die Schwalbennester an der Mauer, im Schutze des mächtigen alten Schlosses, daß es aussah, als seien sie aus einer ganz neuen Spielzeugschachtel dort aufgestellt, denn jedes Häuschen wollte seinen Vaterlandsverteidiger haben.

Und trotz alle diesem, das die Hände und Köpfe der braven Questenburger beschäftigte, hing es doch wie ein schwerer Bann über ihnen. Das Kriegsgewitter stieg immer drohender am Horizont auf, und nicht viele mehr mochte es geben, die da sagten: „Ach was, das geht nicht so schnell mit dem Kriegführen, wir glauben nicht daran!“ — Die meisten waren besorgt geworden und stritten und mutmaßten und wußten doch alle

nichts Sicheres. — Der April war so schön, wie man ihn sonst gar nicht in Norddeutschland kannte; zu Anfang dieses Monats hatten die Kastanien der herrlichen Alleen am Stadtpark schon ihre sämtlichen Blütenkerzen angezündet, die Birken schwenkten ihre zartgrünen Fahnen, die Bäume blühten üppiger wie je, wie weiße Schneefelder leuchteten die Kirschplantagen in der Landschaft, und auf dem Markte hielten die Gemüsefrauen neben ihren Zwiebeln, Sellerieknollen und Kohlköpfen des vergangenen Jahres Himmelsschlüssel und Aurikeln feil und die erste junge Petersilie.

Und an solch einem schönen Abend fuhr aus dem Dörpertore der Stadt Questenburg die alte, gelbe, hochbepackte Postchaise der Frühlingsnacht entgegen, von vier stämmigen Gäulen gezogen und voll mit Passagieren besetzt, darunter im Fond des Wagens eine ältliche, wunderlich aufgeputzte Frau, der bei jedem Stoß des ehrwürdigen Vehikels die schwarzen, falschen Löckchen à la Wachtelhündchen um die Schläfen hüpften. Sie trug einen verschossenen türkischen Schal um die runden Schultern und Filethandschuhe an den Händen und hielt einen Haubenkorb an dem gebräunten, zerstochenen Zeigefinger der Linken, und neben ihr saß ein junges Mädchen und blickte auf die Landstraße hinaus, ein schönes, brünettes Mädchen, das halb selig, halb traurig aus dem Wagenfenster schaute und kaum hinhörte auf das fortwährende Plappern ihrer Gefährtin.

Nur als diese sagte: „Jrete, gucke doch, da is ja die olle gute Walkemühle, wo du früher gewohnt hast mit deinem Jroßvater,“ nickte es leise dem spitzen Giebeldache, das aus üppig belaubten Bäumen auftauchte, mit stillem Lächeln zu und fragte sich stumm:

Ob ich wohl je wieder unter dem Dache wohnen werde, du alte Mühle, wie ich es geträumt und ersehnt habe? Ob ich je wieder nach Questenburg zurückkehren kann? Und als endlich die meisten Passagiere schliefen, vor allem Madame Wurmstich, die es sich nicht hatte nehmen lassen, ihre Pflegetochter, wie sie Grete neuerdings nannte, auf dieser wichtigsten Reise ihres Lebens zu begleiten, zog das Mädchen behutsam einen Brief hervor und las den Schluß desselben noch einmal:

„Eine gute, sichere Stellung und mit dir vereint, das ist das Glück, mein Herze. In Hamburg am Bahnhof Klostertor erwartet dich morgen abend mit Sehnsucht

Dein Julius."

Im Hause Lorenz am Sankt-Marien-Kirchplatz war es still, sehr still geworden. Frau Blanka weilte mit ihrer Mutter in einem Taunusbad; Johannes Lorenz hatte sie hinbegleitet, war aber, rascher als die Eltern erwartet hatten, zurückgekehrt, und saß nun, ein mißlauniger, verstimmter Strohwitwer im Kontor. Speisen tat er bei den Eltern, wenn er es nicht vorzog, im Kasino mit den Husaren zu essen, denn Blanka hatte die Herren gebeten, sich ihres Mannes ein wenig anzunehmen, damit er nicht ganz verbaure. War er daheim, dann umwarb ihn die mütterliche Liebe warm und herzlich, denn weder Karl Lorenz noch Frau Christine war der Verkehr ihres Sohnes mit dem reichen flotten Offizierkorps nach dem Herzen; Hans brauchte unheimlich viel Geld in letzter Zeit.

Mit seinem Vater war er augenblicklich nicht gut Freund, weil ihn dieser ganz glatt und mit einer ge-

wissen Ironie, die sich in letzter Zeit bei Karl Lorenz ausgebildet hatte, abfallen ließ. Johannes Lorenz wollte nämlich nichts mehr und nichts weniger als eine Villa vor den Toren Questenburgs bauen, nahe dem Lustholz, wo Grund und Boden zwar am teuersten, aber auch die Lage am schönsten war. Der Vater solle doch möglichst bald mit dem Bau beginnen, denn Blanka verkomme da oben im dritten Stock, die Treppen seien ihr zu anstrengend, und wenn erst das Kind da sei, wäre es ja beinah unmöglich, hier zu wohnen.

Darauf hatte Lorenz senior erwidert: „Wenn er überhaupt an den Bau eines Hauses denken würde, so könne es sich nur um eines für sich selbst und die Mama handeln, so ein „Ruh aus" für ihr Alter. Aber die gegenwärtigen Zeiten seien wahrhaftig nicht danach! Es würden möglicherweise eines Tages schwere wirtschaftliche Kämpfe entstehen, zumal wenn der Krieg ausbräche, wozu leider alle Aussicht vorhanden sei. Johannes möge noch ein bißchen warten, vielleicht bis er und die Mama tot wären, dann könne er ja machen, was er wolle. Vorderhand müsse sich die gnädige Frau noch ein wenig gedulden!"

Ja, Karl Lorenz wurde alt und still in diesen Zeiten der Sorge und der Angst und war doch noch ein Mann in den besten Jahren. — Auch in Stinekens Antlitz gruben sich harte Linien, die ihre feinen, zarten Züge verwirrten und verschärften, die zeichnete die tiefe Angst um ihren Jüngsten hinein und die Sehnsucht, von ihm zu hören, und die Qual des Wartens auf Nachricht.

Aber vor den Leuten zeigten sie es beide nicht, wie sie sich grämten, und neuerdings hatte Karl Lorenz sogar vermieden, mit seinem Stineken von Julius zu

sprechen, denn ihn genierten diese Ströme von Tränen, die sie in die Kissen weinte, sobald nur der Name des Jungen genannt wurde. Und das Herz, in die Logierstube zu gehen, sie zu verlassen, das hatte er nicht mehr. Und so zwang er sich, nicht mehr von ihm zu reden.

Sie wußten nun, daß ihr Sohn, vom Regiment entlassen, abgereist sei von Koblenz. Wohin? Das war nicht zu erkunden. Bis Frankfurt am Main habe er ein Billett gefordert am Schalter, das konnte nachgewiesen werden, dann war alles stumm. — Sie dachten, er wäre nach England gegangen, um in die für ihn ausbedingte Stelle zu treten, aber das erwies sich als trügerisch, er war dort nicht eingetroffen, hatte aber, wie der Vertreter der Firma schrieb, gemeldet, daß er Familienverhältnisse halber seine Stellung in England nicht antreten könne.

„Am Ende ist er nach Amerika gegangen," meinte kleinlaut Karl Lorenz. „Stineken, ich glaube, er läßt nicht früher von sich hören, als bis ihm das Messer am Kragen steht. — Na, eins weiß ich wenigstens, untergehen tut der Bengel nicht, sein Trotz hält ihn oben, der Trotz, mit dem er uns zu beweisen hofft, daß er uns nicht braucht und sein Leben allein zurecht zimmern kann. Er wird schon zahm werden, — glaub es mir." —

„O ja," gab Stineken zu und fuhr mit dem Taschentuch über die Augen, „aber dann wird es womöglich zu spät sein!"

Nein, es war kein Sonnenschein mehr im Hause Lorenz.

Der Mai kam, kühl und regnerisch, wie der Landwirt es gern sieht. An seinem dritten Tage aber brachte

er etwas ganz Ungewöhnliches — es schneite, schneite auf den blauen Flieder und die rosigen Apfelblüten. Ganz befremdlich sah es in den Gärten aus, in denen sich die frischgrünen Gesträuche tief unter der weißen Last beugten, die mit größerer Wucht auf ihnen lag, wie sonst, wenn sie nur dürre Äste hatten.

„Was sagt denn nur Madam zu solcher Naturerscheinung?" erkundigte sich die alte Sophie, die ihrer Herrin in ein grauseidenes Kleid half, denn Frau Christine wollte das Konzert besuchen, das als letztes in der Kasinogesellschaft stattfand, und bei dem eine fremde Sängerin mitwirken sollte. Sie wollte nicht fehlen, um so weniger, als dies Konzert für einen wohltätigen Zweck stattfand, und weil sie darauf bedacht war, den Schein gänzlicher Unbekümmertheit zu wahren betreffs ihrer Kinder, so, als ob sie nur das allgemeine Schicksal trage in dieser Zeit des Bangens vor einem Kriege und nicht noch ein privates, ganz besonders schweres.

„Die Kemkern hat den Spargel mit den Fingern unter dem Schnee vorpuddeln müssen," berichtete Sophie, indem sie die Saffianstiefelchen ihrer Herrin zuknöpfte, „und auf Dädens Graben sind die Jungens heute früh all Schlitten gefahren! Nee, es geschehen Zeichen und Wunder, ich laß mir's nicht ausreden, es wird schon bös kommen mit dem Kriege, und die Preußen kriegen die Keile, und die ollen Österreicher, die siegen."

Frau Christine hörte kaum zu; sie hatte all ihr Hoffen auf den gestrigen Tag gesetzt gehabt, den Geburtstag ihres Mannes, aber Julius hatte nicht geschrieben, und es war doch immer einer der größten Festtage des Hauses gewesen für die Kinder, des Vaters

Geburtstag. Aber außer einem frostig-höflichen Gratulationsschreiben von Blanka und einigen Glückwunschtelegrammen von alten Geschäftsfreunden und guten Bekannten und einer Kiste Upmann-Zigarren, die Johannes seinem Vater spendete, das Stück zu acht guten Groschen, von denen Johannes einen Vorrat von seinen opulenten Festlichkeiten her besaß, war nichts seitens der Kinder erfolgt. Und Frau Christine hatte mal wieder ihr Herz in beide Hände genommen, um dem verstimmten alten Geburtstagskinde nicht etwas vorweinen zu müssen.

Es war denn auch kein Wort gefallen von beiden Seiten über diese zerronnene Hoffnung.

„So!“ sagte Sophie und schloß den letzten Knopf, „Madam sind fertig, Madam fahren doch wohl? Von dem getauten Schnee ist ein greulicher Matsch auf der Straße, und es soll Sie doch nicht gehen wie der ollen Lügenwurmstichen. Die is heut nachmittag von ihrer Weltreise zurückgekommen und gleich langelang hingefallen und hat den Fuß gebrochen, grad als sie in ihre Haustür gewollt hat. Nu liegt sie da und hat keine Seele, die sich um sie kümmert, sagt mich man die Lutzen, denn was die Frete is, die kommt ja woll nu nich wieder.“

Madame Lorenz, die zuerst, wie immer, ganz abwesend gewesen war mit ihren Gedanken, durchzuckte es plötzlich. „Wie? Die Grete Albert ist fort? Von Questenburg fort?“ stotterte sie.

„Ja! Aber das habe ich doch Madam schon vor drei Wochen erzählt, gleich wie sie fortgemacht sind, die Alte und die Junge, mit ein paar Koffers voll Staat und Wäsche, wie ein Frachtwagen so groß. Aber das haben Madam woll vergessen?“

Frau Christine schwieg; sie beschäftigte sich rein mechanisch damit, ihr Armband zu schließen. Dann saß sie in dem Ohrenstuhl am Kachelofen, in dem schon ihre Mutter voll banger Sorgen gesessen hatte, und hielt die Hände in den weißen Glacéhandschuhen ineinander geschlungen, als ob sie bete. Zentnerschwer war ihr etwas auf die schon so bedrückte Seele gefallen, aber sie hatte noch keine klare Vorstellung von dem, was es eigentlich sein könnte, und daß etwas Ungeheuerliches, Beklemmendes über ihr schwebe. Am liebsten wäre sie nicht fortgegangen heute abend, und dann fürchtete sie sich doch wieder vor dem Alleinbleiben, denn Karl Lorenz hatte die Absicht ausgesprochen, einmal wieder im Kasino nach den Kriegsnachrichten zu forschen.

So stieg sie denn in den Wagen, der sie rasch durch die paar Straßen fuhr, betrat den Konzertsaal, in dem trotz der Helligkeit des Maiabends bereits sämtliche Gaskronen brannten, und suchte ihren Platz auf. Ihren numerierten Sitz fand sie neben der Frau Bürgermeister Krohnert, die sie gleich mit der verpönten, aber diesmal durch die Ungewöhnlichkeit des Schneefalles gerechtfertigten Frage überfiel: „Was sagen Sie zu dem Wetter, Schwesterchen Lorenz?“

Zum Glück brauchte Frau Christine nicht darauf zu antworten, denn der Direktor des städtischen Gesangvereins erschien auf dem Podium, gefolgt von seiner Schaar gesangskundiger Männlein und Weiblein, die sich geräuschlos und in bester Ordnung auf ihre Plätze verfügten, während er in der Mitte vor dem Dirigentenpult stand, dem Publikum den Rücken zugewendet.

„Schwesterchen Lorenz,“ wisperte die Frau Bürger-

meister zum anderen Mal — sie war eine sogenannte Kränzchenschwester von Frau Christine — „wissen Sie schon? Es wird doch wohl mobil gemacht werden! Mein Mann hatte einen Brief von seiner Schwester aus Wien, wissen Sie, die dort verheiratet ist. Die schreibt ganz außer sich, so aufgeregt wäre das Volk gegen die Preußen! — Liebe Zeit, wenn man denkt, wir sind doch Geschwister, und die steht nun so zwischen Bruder und Mann, das ist ja doch — —“

Aber da schwang der Kapellmeister seinen Taktstock, und machtvoll brauste das alte kräftige Lutherlied durch den Saal: „Eine feste Burg ist unser Gott“ und erschütterte das bange Herz der Frau Christine.

„Ja, ja!“ klang es in ihrer aufgewühlten Seele, „hilf uns, du allmächtiger großer Gott im Himmel! Wer glauben könnte, so recht kindlich und rein und stark!“ Und ihre Gedanken blieben hängen an diesem Trost, der doch seine Kraft versagte in ihrer gegenwärtigen Verfassung. — Wenn Krieg wurde, dann mußte ihr Jüngster mit, wie sollte sie es ertragen, wenn er unversöhnt von ihr ginge — vielleicht dem sicheren Tode entgegen?

Sie ließ wie im Traume ein Violinsolo über sich ergehen, und fuhr erst wieder empor, als eine glockenhelle Sopranstimme begann: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,“ und dann: „Ein Jüngling hatt' ein Mädchen lieb, sie flohen heimlich vom Hause fort, es wußt's weder Vater noch Mutter.“

Und da wußte sie es plötzlich, das Schwere, das Schreckliche! Sie wußte es mit einer Gewißheit, wie nichts auf der Welt: das Mädchen war bei ihm, sie hatten sich vereinigt — es war alles verloren! „Sie

sind gezogen die Kreuz und Quer, sie haben gehabt weder Glück noch Stern, sie sind gestorben, verdorben!" sang die hübsche blonde Frau dort auf dem Podium mit ihrer zu Moll gedämpften Stimme.

„Mein Gott —"

Frau Christine fühlte auf einmal, daß sie nicht bleiben könne in diesem hellen Saal unter den Hunderten von gleichgültigen Menschen, fühlte, daß sie nichts weiter hören könne, so grenzenlos düster stand plötzlich die Zukunft ihres armen, verblendeten Jungen vor ihr. Jäh erhob sie sich, mitten im Schlußliede, dessen traurig süße Melodie von dem Ende alles Erdenleids erzählte, ging mit hastigen Schritten zwischen den Stuhlreihen hindurch, forderte in der Garderobe Mantel und Kopfbedeckung und wankte nach Hause durch den Schlick und Schlamm dieses Maitages, an dem Hunderte von Knospen durch den Schnee vernichtet waren.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" schrie es in ihrer Seele, „Sie sind gewandert die Kreuz und Quer — verdorben — gestorben" — immer wieder hörte sie das.

Als sie in die gewölbte Einfahrt des Hauses trat, sah sie hinter dem Türfensterchen von ihres Mannes Kontor Licht. Er ist zu Hause, dachte sie — wenn er doch zu Hause wäre! Sie klopfte an und hörte Schritte herüber kommen, der rote Vorhang wurde ein wenig gehoben, dann öffnete eine rasche Hand die Tür.

„Christine?" fragte Karl Lorenz, „Stineken, wo kommst du jetzt schon her?"

Sie konnte nicht antworten, so verstört und blaß sah sie aus. Da zog er sie an beiden Händen zu dem tiefen Ledersessel neben dem großen Schreibtisch. „Sag's

doch, Kind," bat er, ihr zuckendes Gesicht betrachtend, — „was ist dir denn?"

„Ich weiß nicht —" stotterte sie, „nur die Angst — so, als ob etwas Schreckliches drohe —"

Er blieb vor ihr stehen. „Stineken," sagte er, „es ist gut, daß du gekommen bist, du mußt mir helfen — — ich trag's nicht allein, und wenn ich auch wollte, — erfahren mußtest du es ja doch. Christine, der unselige Junge hat sich — verheiratet," setzte er leise hinzu.

Sie starrte ihn an, hochaufgerichtet, leichenblaß.

„Da ist der Brief, Christine," und er wies auf einen Bogen, der auf dem Schreibtisch lag. „Er kam schon gestern — zu meinem Geburtstag kam er."

Sie änderte ihre Stellung nicht, nur ein leises, abwehrendes Kopfschütteln.

„Er bittet um Verzeihung, Stineken, und hofft, wir würden uns nach und nach mit seiner Wahl aussöhnen."

Da stand sie jäh auf. „Niemals!" sagte sie hart, „niemals. Er käme denn ohne sie wieder zu uns und gestände ein, daß er sich irrte. Mit der Person — nie, er ist tot für mich!"

Mit einem kurzen Aufschluchzen, das fast wie ein Verzweiflungslachen klang, lief sie hinaus in stürmischer Hast. Und Karl Lorenz blieb allein und las noch einmal jenen wunderlichen Brief aus Helgoland, der zwischen Jubel und Demütigung schwankte:

„Der glücklichste Mann wäre er, wenn nicht eines fehlte: der Segen der Eltern! Er stehe tief in Ungnade bei den Eltern, weil er eigenmächtig sein Schicksal mit dem des geliebten Mädchens verbunden habe — gegen ihren Willen, aber eines Tages, und das wisse er genau, würden sie seine Frau lieben, denn etwas Besseres,

Verständigeres, Süßeres gebe es nicht auf der Erde. Sie hätten ihr Auskommen. Er habe bei Fritz Behrens und Kompanie in Hamburg eine gute Stellung als erster Buchhalter, das Einkommen genüge für sie beide, und Gretchen beabsichtige für ein Geschäft zu nähen; das kleine Vermögen seiner Frau bliebe unangetastet für Zeiten der Not. Vorgestern seien sie vom hiesigen Geistlichen, dem Referend Whitmaster getraut, nachdem sie sich, wie üblich, vierzehn Tage hier, in Helgoland, aufgehalten hätten; die alte Frau Wurmstich sei Gretchens Ehrendame gewesen. Gleich nach der Trauung habe erstere mit dem Hamburger Dampfer die Insel wieder verlassen. Er und Gretchen gedächten nun übermorgen nach Hamburg zu fahren, um sich ihre Wohnung einzurichten, die er in St. Georg, Kirchenallee Numero 102 gemietet habe, drei Zimmer und eine Küche mit einem Stückchen Gartenland und einer Laube. Noch einmal versichere er, daß er und seine Frau den Eltern in innigster Ehrerbietung zugetan seien und bleiben würden. Unterschrieben hatten sie beide: Eure Euch verehrenden und liebenden Kinder

Julius und Gretchen Lorenz."

Dann ein Postskriptum: „P. S. Es sieht recht ernst aus in der Welt, lieber Vater, und darum laß mich noch eine Bitte aussprechen: Sollte es zum Kriege kommen, was bei dem jetzigen Stand der Angelegenheiten kaum bezweifelt werden kann, und ich sollte nicht wiederkehren, laßt es Gretchen nicht entgelten, daß sie mein geworden ist; nehmt Euch ihrer an. Sie ist mein Glück gewesen, glaubt es mir. Gott erhalte uns noch einmal den Frieden!"

Seufzend faltete der alte Herr den Brief zusammen.

Ganz heimlich, trotz aller Kränkung, regte sich etwas wie Sympathie für diese stürmende Jugend, die sich da durchgesetzt hatte mit eigener Kraft. ‚Beneidenswerter Bengel, der da auf der wogenumbrandeten Insel!‘ fuhr es ihm durch den Sinn. „Er lebt, lebt sein Leben aus, und das schöne junge Weib mit ihm. Aber wir — ach, mein armes, liebes, stolzes Stineken, wie waren wir unserer Zeit so zahm und folgsam. Nicht ahnen taten wir solche Verwegenheiten!“

Und dann hieb er doch wieder zornig mit der geballten Faust auf den Tisch: „Wahnsinnig — Alles hinzuwerfen um so ein Frauenzimmer! Was soll aus dem Geschäft werden ohne den Bengel, wenn ich die Augen zutue? Der Große“ — so nannte er seinen Ältesten — „wird es bald klein kriegen, der Grandseigneur, und wenn er nicht, dann die Frau! Herr des Himmels, daß wir so etwas erleben müssen, ein unerhörter Skandal — diese Liebe!“

Er saß, die Faust gegen den Kopf gestemmt, noch eine ganze Weile und starrte auf den Brief, bevor er ihn in sein Portefeuille legte, den Schreibtisch abschloß, die Gasflammen löschte und nach einem Blick auf den Regulator das Kontor verließ. Es war halb ein Uhr.

Oben angelangt, wies ihn die verschlafene Sophie einmal wieder ins Logierzimmer. ‚Madam habe in Ohnmacht gelegen und sei erst durch Baldriantropfen wieder zu sich gekommen, und — —“

Er unterbrach die alte Dienerin mit einer Handbewegung und ging müden Schrittes den Korridor entlang zu dem Stübchen, das er schon lange nicht mehr betreten hatte.

Am anderen Tage stand im Wochenblatt: „Die Vermählung ihrer Pflegetochter Margarete Albert mit Herrn Julius Lorenz, erstem Buchhalter der Firma Fritz Behrens in Hamburg, beehrt sich anzuzeigen

Amalie Wurmstich
vormals Näherin."

Das war die Rache der alten, wunderlichen Frau für die Verachtung ihres Schützlings, und sie schlug wie ein Blitz in Questenburg ein, Jule und Grete Lorenz aber hatten keine Ahnung von diesem Streich ihrer Schutzpatronin.

Die gingen glückselig den Jungfernstieg entlang in aller Morgenfrühe, denn die junge Frau begleitete ihren Mann bis an das alte Geschäftshaus am Rödingsmarkt, wo die Firma ihre Kontore und Speicher hatte, und sagte zu ihm, sie werde ihn um vier Uhr wieder abholen, und dann wollten sie zusammen irgendwo speisen — zum letzten Male, denn von morgen ab koche sie selber, und so gehe das nicht weiter, und heute nach Tische müsse sie noch das Nötige für die kleine Küche einkaufen.

Aber sie kamen nicht mehr zum Einkaufen, denn als sie an diesem sechsten Mai bei ihrem Beefsteak in einem kleinen Restaurant an der Alster saßen, kam der Kellner und sagte mit einem Gesicht, in dem jeder Muskel vor Aufregung bebte, während er eine Flasche Worcestersche Soße auf das Tischchen stellte: „Tja! Nu is das ja woll so weit, mein Herr — der Mobilmachungsorder is da. Tja, mein Fräulein, nu erschrecken Sie man nicht, es geht Ihnen nicht alleine so, Ihr Herr Bräutigam wird keine Zeit haben mit Ihnen spazieren zu gehen in die nächsten Monate — und das

ist ja nun man bloß ein Kinnerspiel gegen mich, wo ich ne lütte Frau und natürlichermang zwei nüdliche kleine Deerns habe — tja, das is noch ein büschen anders — Igittigitt! Ich glaub', min Annemarie überlebt ja woll nicht, wenn ich ihr Adjüs sage —," serviettenschwenkend und kopfschüttelnd ging der Mann dem Büffet zu.

Die beiden jungen Menschen saßen wie betäubt — da war es mit einem Male, das Ereignis, das lange gedroht hatte — stand vor ihnen und hüllte all ihr sonniges, kaum erblühtes Glück in Schatten. — Still und stumm standen sie auf von ihrem Essen, ohne es zu berühren und gingen durch die menschenwimmelnden Straßen ihrem Heim zu. Überall war schon die Aufregung zu spüren, die die Mobilmachungsorder hervorgerufen hatte — —.

In ihrer Wohnung angekommen, saßen sie zunächst ratlos einander gegenüber. Grete weinte bitterlich, er hatte Mühe, sie zu trösten. Dann aber nahm sie sich zusammen — versprach ihm, sich nicht unnütz zu ängstigen und half sein Köfferchen packen. Noch ein selig trauriger Abend war ihnen geschenkt, dann fuhr Jule nach Magdeburg, wo er im Kriegsfalle sich stellen mußte.

Die junge Frau blieb nun allein in der großen, fremden Stadt, und ihr war bange und elend. „Wohin mit dir?" fragte sie sich. „Nach Questenburg kannst du doch nicht, seiner Eltern wegen?" — Ihre Gedanken zogen weiter, dem Schlimmsten entgegen. „Wenn er nicht wiederkommt, wenn er fällt?" fragte sie sich in erhöhter Bangigkeit. Und bei diesem Gedanken flüchtete sie sich in das alte häßliche Kanapee, das schon Gott weiß wie vielen Chambregarnisten gedient hatte, schlug

die Hände vor das Gesicht und weinte um ihr kurzes, mühsam errungenes Glück, das so rasch eine Unterbrechung erfuhr.

Nach einer Weile aber richtete sie den schönen, dunkeln Kopf empor, trug sich Tinte und Papier auf das Tischchen und schrieb ihren ersten innigen Frauenbrief. „Mein geliebter Mann!“ stand darüber.

Karl Lorenz fand am Morgen nach dem Konzert das Wochenblatt auf seinem Schreibtisch im Kontor, die Seite mit der blau angestrichenen Anzeige nach oben gefaltet. Im ersten Moment stieg ihm das Blut siedend heiß zu Kopf, er schlug mit der Faust auf das Papier, knüllte es zusammen und warf es in den Papierkorb, nur um es sofort wieder herauszunehmen und in die Tasche zu stopfen — aber, was half das?

In diesem nämlichen Augenblick lasen tausend und mehr Augen in Questenburg und Umgegend die sonderbare Vermählungsanzeige seines Sohnes im Wochenblatt, und sein und Stinekens Kummer lag aufgedeckt vor ihnen, und Neid und Gehässigkeit freuten sich ob dieser Blamage, die wenigen Gutgesinnten würden ihn und sie mit Mitleid überschwemmen, ihn und seine stolze, übersensitive, arme Frau, der öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen das Schlimmste bedeutete! Ja, um keinen Preis durfte Stineken diese unselige Zeitung sehen!

Er verbrannte sein Exemplar im Kachelofen, um gleich darauf ironisch über sich zu lächeln, „wie ein kleiner Junge,“ dachte er. Hier im Hause gab es allein so und so viel Nummern des Wochenblattes, vom jüngsten Sortiererjungen auf dem Lumpenspeicher bis zum Pro-

kuristen im Kontor las es ein jeder, und wenn er auch sämtliche Nummern unschädlich machen konnte, so würde das wandelnde Wochenblatt, die alte Sophie, ihrer Herrin doch diese Neuigkeit zutragen; mit der Unfehlbarkeit eines Naturereignisses würde sie berichten mit wehleidiger Stimme und in der lautersten Absicht, ihrer Herrin einen Gefallen zu erweisen — denn jede Gemüsefrau, jeder Bäckerjunge und Fleischergeselle würde die Alte fragen: „Ist's denn man bloß wahr, Sophie?"

„Ich nehme das arme Weib, und verreise mit ihr!" entschloß er sich, wir müssen dieser Blamage aus dem Wege gehen, bevor noch die guten Freunde und getreuen Nachbarn ihre wohlmeinende Entrüstung — —

Da kam bereits Lorenz junior, mit blassem, empörtem Antlitz und der Nummer des ominösen Blattes in die Stube. „Verklag das Weibstück, Papa!" näselte er, auf das Papier mit der flachen Hand schlagend, daß es knallte. „Sie muß an selbiger Stelle öffentlich Abbitte leisten, die Person will uns lächerlich machen, will uns blamieren, weiter ist's nichts."

„Wollte Gott, es wäre so! Aber leider sagt das alte Lügenmaul ausnahmsweise mal die Wahrheit," antwortete Karl Lorenz niedergeschlagen.

„Papa!" Es war ein Ausruf des Staunens und der Empörung.

„Dein Bruder hat uns gestern mitgeteilt, daß er sich mit dem Mädchen in Helgoland hat trauen lassen."

„Das gilt nichts bei uns," erklärte Johannes.

„Das weiß ich doch nicht, Hans — und selbst wenn es der Fall wäre —" der alte Mann stockte — „so haben wir Eltern unser jüngstes Kind erst recht verloren, denn dann wird Julius sich in England eine

Lebensstellung suchen und — niemals wiederkommen," schloß Karl Lorenz leise und zuckenden Gesichtes.

„Na, dann nur zu! Ich danke schön! Wenn du gestattest, Papa, so fahre ich heute abend noch zu meiner Frau. Ich sehe nicht ein, warum ich die Folgen dieser albernen Affäre hier am Orte mitgenießen soll, auf die Straße kann man sich anstandshalber nicht mehr wagen, so groß ist die Blamage."

Karl Lorenz sah seinen Ältesten groß und entrüstet an. „Nein, ich gestatte es nicht! Du bleibst hier! Wenn jemand der Blamage entzogen werden muß, so ist es deine arme Mama, und daß ich sie in ihrer tiefen seelischen Entrüstung nicht allein reisen lassen kann, siehst du wohl ein? Deine verletzte brüderliche Eitelkeit kann diesmal erst an zweiter Stelle berücksichtigt werden. Du mußt nämlich bei dieser Gelegenheit einmal zeigen, was du gelernt hast, mein Junge, und meine Stellung im Geschäft vertreten. Sieh nicht so sauer drein, es kann dir doch im Grunde nur lieb sein, dich einmal provisorisch als denjenigen zu fühlen, der du eines Tages mal wirklich sein wirst."

Johannes Lorenz schien ein Rechenexempel durch den Kopf zu gehen. Er sagte rasch und bereitwilliger zu, als sein Vater es erwartet hatte: „Ja natürlich, Papa, selbstverständlich, Mama muß hier fort."

Am Abend, um zehn Uhr, entführte der bequeme Landauer von Lorenz senior die beiden alten Leute dem Klatsch der guten Stadt, hinaus in die Harzwälder nach dem sogenannten Wildhause, das einsam und meilenfern von jedem bewohnten Fleckchen lag. Herr Lorenz wußte nichts Besseres, als das kleine Försterhaus, dessen augenblicklicher Bewohner ein Spielkamerad von ihm gewesen

war, als er noch in die Dorfschule ging, den er immer mal wieder aufgesucht hatte gelegentlich seiner Harzstreifereien mit Johannes und Julius. Dann hatten sie sich ihrer Jugendstreiche lachend erinnert von damals, als der jetzige Förster beim Herrn Lehrer im Schulhaus in Pension war.

Sophie mit den Bettsäcken und allerhand Komfort sollte andern Tags nachkommen.

Als Karl Lorenz mit seiner Frau durch die nächtlichen Wälder dahinrollte — Christine Lorenz saß in ihren Schmerz versunken teilnahmslos da und starrte ins Leere — faßte er plötzlich ihre Hand, und indem er zu dem Vollmond hinauf wies, der sein silbernes Licht über die Tausende von grünen Buchenwipfeln ausgoß, die zu seiten der schönen Landstraße im Nachtwind rauschten, sagte er: „Siehst du, Stineken, hier ist Frieden, und hier wollen wir versuchen uns mit dem Schweren auszusöhnen, was uns vom Schicksal auferlegt wurde.“

Sie wandte ihre Augen von dem Wege, der sich breit und weißlich schimmernd neben den Wagenrädern hinzog. „Wie meinst du das?“ fragte sie hart. Es war, als wenn die sonst so biegsame Frauenstimme in brüchiges Metall verwandelt sei.

„Ich meine, daß man das Unabwendbare mit möglichster Fassung ertragen soll, mein Stineken,“ sagte er verschüchtert, „daß wir's versuchen sollen, das Beste herauszufinden aus der unseligen Geschichte.“

Da riß sie ihre Hand aus der seinen, und sich fester in ihren Mantel hüllend sprach sie: „Nein! — Nein! — Niemals! — Ich nicht! Wenn er gestorben wäre — ich hätte mich unter Gottes Willen gebeugt, hätte all-

mählich mich versöhnt mit unserem Geschick, aber — täglich neu den Stachel, daß er in unwürdigen Verhältnissen lebt — nein — ich bitte dich, Karl — schweig ein für allemal!“

„Wenn er gestorben wäre?“ murmelte Karl Lorenz. „Frau, weißt du denn, was du da sagst?“ Und er konnte nicht anders, er rückte in die äußerste linke Ecke, so entsetzte er sich vor dem unversöhnlichen Haß seiner Frau.

Keine zwei Tage waren ihnen vergönnt in dem weltfernen Försterhause, Tage, die Christine Lorenz völlig schweigend verbrachte in dem Putzstübchen der Frau Försterin oder unter der schönen Hubertusbuche in der Nähe des Hauses, schweigend, mit in den Schoß gelegten Händen, neben sich den rührend besorgten Gatten, der sie von Zeit zu Zeit mit schmerzlichen Blicken beobachtete und sie durch irgend eine harmlose Frage oder Bemerkung abzulenken suchte —, da rollte auch hier der erste leise Donner des heranziehenden Kriegsgewitters.

Die Frau Försterin hatte dem verstimmten Karl Lorenz gerade gesagt, es scheine, als ob Madame Lorenz sich das mit ihrem Sohne zu Kopfe genommen habe, er müsse doch bald den Doktor fragen.

Da trug der Förster die Kunde von der Mobilmachung ins Haus; er hatte, vom Pürschgange heimkehrend, den expressen Boten mit einem Briefe getroffen, hatte diesem das Schreiben, das vom Postamte kam, abgenommen, um dem Manne den späten Rückgang durch den Wald zu ersparen, und überreichte es nun Karl Lorenz, der noch mit der Försterin im Gespräch war vor der Haustüre.

Karl Lorenz ging sofort mit dem Brief in die Moos-laube, wo Frau Christine vor dem gedeckten Tisch saß und auf ihn mit dem Abendessen wartete.

„Von Johannes, Stineken," sagte er und hielt die bebende Hand Christinens fest, denn sie witterte jetzt bei jedem Schreiben eine erneute Unglückskunde. Und dann las er: „Lieber Papa, die Mobilmachungsorder ist da. — Es wäre besser, du kämst nach Hause, denn außer dem Prokuristen müssen sich fast alle unsere jungen Leute stellen —." Dann schwiegen sie beide.

„Also doch" — sagte er ganz benommen, aber er sah seine Frau nicht dabei an. — „Mein armes Stineken," fuhr er dann fort — „bleib du ruhig hier mit Sophie, ich muß fort, noch heute nacht zur Stadt zurück, denn drei von den jungen Leuten im Kontor werden einberufen, da muß ich auf dem Platze sein. Bleib du hier, mit Sophie."

„Ich fahre selbstverständlich mit," antwortete sie ohne Besinnen, „mein Platz ist an deiner Seite."

Karl Lorenz wandte sich ab und wischte über seine Augen, diese Bereitwilligkeit nach der völligen Apathie der beiden letzten Tage rührte ihn. „Ja, Stineken," sagte er, „komme mit. In solchen Momenten wird der eigene Kummer klein, und weißt du — in der Stadt," setzte er zögernd hinzu, „ich meine, da kann man doch auch rascher Nachricht haben von Julius, er wird ja doch auch mit müssen, Stineken — ja — —"

Er verstummte und ging hinaus, das Anspannen zu bestellen, es quoll ihm erstickend in der Kehle empor.

Amalie Wurmstich lag mit gebrochenem Fuß im Bette, und Duna Sperling, die täglich zweimal zu ihr

kam, um die nötigste Ordnung für das alte, wunderliche Weiblein zu schaffen, mußte ihr erzählen von der Aufregung in der Stadt.

„Und die Husaren, Fräulein Duna?“

„Rücken übermorgen aus, Madame Wurmstich.“

„Und Bismarcken hat der Kerl durch den Mund geschossen? Wie kann einer, der blind is, man bloß so sicher treffen?“

„Gott bewahre — Madame Wurmstich, der ist ganz gesund, der ist nicht blind, der heißt nur Blind.“

„Jott sei Dank! Die Lutzen sagte, er wäre blind, aber den Kerl sollte der König vierteilen lassen.“

„Der wird schon seine Strafe bekommen, Madame Wurmstich.“

„Ach, heutzutage sind die Gefängnisse die reinsten Verjnügungsetablissements. Jawoll, Fräulein Duna, lachen Sie man nicht. Denken Sie man bloß, sie kriegen nich etwa Wasser und Brot, nee — ordentlich Erbsen mit Speck, mit buntem Speck, was dem König Wilhelm sein Lieblingsessen is — und das soll Strafe sein? Ach Jott, nu wollen Sie all wieder gehen, Fräulein, und der Tag is so lang, und die Lutzen kommt ja, seit wir mobil sind, kaum noch her! Zum Erbarmen geht's mich! Und immer so bei offener Türe liegen! Heute früh kam schon einer von die Husarenreservisten hier rein ohne anzuklopfen, so janz konnamores.“

„Nee, daß Jrete mir das so übel genommen hat mit der Heiratsanzeige — ich hatt's doch bloß jut jemeint! Das hab' ich doch nich verdient, und wo doch ihr Mann jetzt fort is, sie hätt' doch 'nen Trost an mir. Aber da bleibt sie in ihrem Trotz mutterseelenallein

sitzen in Hamburg und läßt mich hier liegen wie 'nen geprellten Frosch."

„Das war aber auch ein Streich von Ihnen, Madame Wurmstich, das war nicht etwa schön," sagte Duna Sperling.

„Aber die reine Wahrheit, was denn sonst? Und Luft muß sichs Jemüte auch mal machen, Fräulein, sonst wär' ich halb vor Freude und halb vor Wut jeplatzt. Liegen Sie man mal mit'n vierfachen Beinbruch in die Falle und können sich nich rühren, und dann kommt der Doktor un fragt ganz höhnisch: „Na, Madam, wo waren Sie denn? Sie waren woll gar in England bei der Königin Viktoria? Dann is 'r auch noch unanständig geworden un hat was vom Hosenband gesagt, was ich am Ende auch bekommen hätte. Da hab' ich gedacht: J du, warte man! Hab' ihn gebeten: ‚Herr Doktor, ich lieg nu da und kann nich fort! Stecken Se doch, bitte, mal diesen Brief in 'n Kasten'; darauf stand: ‚An Frau Julius Lorenz, geborene Albert in Hamburg'; ‚un wenn Sie Ihre Jüte voll machen wollen, dann schmeißen Sie den zweiten Brief an die Redaktion vom Wochenblatt auch noch dazu'. Hat er gesagt: ‚Na, recht gerne', un ist ohne die Briefe anzusehen gegangen. Unterwegens hat er natürlich die Adressen gelesen, das ist natürlichermang, das tut ein jeder, denn wie er wiedergekommen ist, hat er neugierig wie eine Elster gefragt: ‚Na, Sie können hier doch nich so allein liegen, kommt denn das Fräulein nich wieder, die Sie immer bei sich hatten?' Hab' ich geantwortet: ‚Ich glaube ja woll kaum, denn junge Leute trennen sich nicht gern in der ersten Woche ihrer Ehe. — Sie hat nämlich Herrn Jule Lorenz geheiratet,

'ne jroßartige Hochzeit', sagt' ich — wär's gewesen, ‚unter der Teilnahme der ganzen Bevölkerung hätte die Trauung stattgefunden', sagte ich, und da macht er ein Gesicht wie 'n Jänserich, wenn's donnert."

Duna verbiß sich ein Lächeln. „Ich bin überzeugt, Gretchen kommt jetzt, wo Julius doch nicht bei ihr sein kann." —

„Ich glaub' nicht dran" — beharrte die alte Frau.

„Aber es wird sich schlecht reisen lassen augenblicklich," meinte Duna, „und außerdem will sie gewiß ihren kleinen Hausstand noch ordnen in Hamburg, oder sie nimmt nochmal in Magdeburg Abschied von ihrem Mann?"

„Ja, ja! Und ich sterb' hier unterdessen! Nee, Fräulein Duna, sie tückscht, sie hat all immer mal getückscht — und ich habe so 'ne Angst vor der Nacht, und jede Bewegung tut mir weh."

Da klinkte leise die Tür, und eine schlanke Gestalt im grauen Alpakakleide trat über die Schwelle, riß das weiße Strohhütchen mit dem Feldblumenkranz vom Kopfe, warf es achtlos nebst Umhang und Tasche auf den nächsten Stuhl und kniete am Bette der alten Frau nieder.

„Ach, Base, was sind das für Zeiten! Sie sind krank und Julius geht in den Krieg, und anstatt daß Sie in dieser schweren Zeit zu mir nach Hamburg kommen, muß ich in Questenburg sein, wo mich jeder angafft und bekrittelt! Was habe ich nur eben jetzt ausgestanden von der Post bis hierher! Alle Leute scheinen unterwegs zu sein, und alle haben sie mich so angesehen, und sich mit den Ellbogen angestoßen und gelächelt!"

„Gott sei Dank, daß du da bist, Grete," sagte Duna

sogleich. „Laß doch die Menschen! Was würde Julius sagen, wenn er dich so reden hörte, so verzweifelt und aufgeregt? Es ist doch sonst deine Art nicht gewesen?“

Und Grete trocknete wirklich ihre Tränen, gab der alten Frau einen Kuß und sagte, Duna umarmend: „Hier im Hause komme ich mir ja auch ganz geborgen vor, ich brauche ja nicht auf die Straße zu gehen, und übrigens ist es mir auch gleichgültig,“ setzte sie hochaufatmend hinzu, „wenn ich nur Julius nicht verlieren muß — alles andere ertrage ich schon.“

„I warum soll denn er grad nich wiederkommen, Gretchen,“ meinte die Base gerührt — „du weißt doch! 'ne jede Kugel trifft nicht — Kind, wenn du nicht zu müde bist, mach doch 'nen Kaffee, und wieder so einen guten, wie du früher gekocht hast, und Dunachen, Sie holen gewiß ein bißchen Kuchen? Bin ich man glücklich, daß du da bist!“

Und als Duna ging, um von der gegenüberliegenden Konditorei Gebäck zu holen, nahm die alte wunderliche Wurmstich die Hand der schönen jungen Frau und flüsterte, sie an sich ziehend: „Du bist mich doch nich mehr böse, Kind, wegen der Anzeige?“

Grete lächelte ein wenig. „Ach, daran denke ich schon nicht mehr, wer denkt auch in solchen Zeiten an derartige Kleinigkeiten.“

Als noch spät am Abend Grete Lorenz am Bette der alten Frau saß, die über ihrem eigenen Schwatzen eingeschlafen war, und an ihren jungen Mann dachte, der mit dem Unteroffizierportepee einberufen war nach Magdeburg, klangen vom Hofe der alten großen Ökonomiegebäude, in denen sich die Ställe der dritten Schwadron befanden, die Lieder der dort einquartierten

Reservisten, alte, traurige, naive Volkslieder, die Grete kannte, und die heute doch so schwer und bedeutungsvoll klangen von Scheiden und Meiden, von Sterben auf grüner Heide und von glücklicher Wiederkehr. Und die Sehnsucht der jungen Frau hob ihre weißen schimmernden Flügel und ihre Hoffnung ebenfalls, und wie zwei weiße Tauben schwebten sie vor der drohenden dunklen Wolkenwand, die emporgestiegen war am Himmel der Völker, und so viel Leid und Tränen, so viel stolzen Ruhm, so viel tiefe Demütigung, so wunderbare Siege barg. Alles wollte sie ertragen, dachte sie, nur wiederkehren sollte er, den sie so grenzenlos liebte, auf dessen Mut und Treue sie so stolz war!

Sie hatte ihm geschrieben, daß sie zu der Base gereist sei, die hilflos daliege, was würde er dazu sagen. Er wußte sie ungern in der Nähe seiner Familie. Wäre doch die alte Base Wurmstich zu transportieren, sie könnte so ruhig mit ihr in ihrem kleinen Hamburger Quartier sitzen, aber das war ja ausgeschlossen.

Indem sie noch so sann, hörte sie, wie die alte Frau sich rührte. „Du, Grete," sagte sie, „was die Lutzen ist, die hat mir erzählt, der Johannes Lorenz hätte gesagt, deine Heirat habe keine Gültigkeit, aber ihm könnt's ja gleich sein, ob sein Bruder dich angeführt hätte, oder nicht; Julius würde dich schon zur rechten Zeit abfinden."

„Base!" stöhnte Grete, „ich kann's mir ja denken, daß der Johannes sich so geäußert hat, aber muß ich es denn wieder erfahren?" Aber dann lächelte sie, rasch gefaßt; sie hatte es Julius versprochen, sich über keine Gehässigkeiten mehr aufzuregen. „Schlafen Sie doch lieber, Base!" sagte sie ruhig.

„Ja, das täte not! Seit zehn Tagen habe ich kein Auge zugetan —“ murmelte die alte Frau. „Greulich bin ich zugerichtet von dem Doktor, an die dreißig Knochensplitter hat er mir rausgezogen, und der Barbier Keßler sagte, ich könnt' 'ne Equipage beanspruchen von der Stadtverwaltung, ich wäre durch das Glatteis und die Schneematsche zu Falle gekommen, der olle Fritze Sauerzapfe hat nich ordentlich da gefegt, der Alte säuft, sagt Lutze — aber warum stellt der Bürgermeister so 'n Kerl denn an — darunter kann doch kein anständiger Mensch leiden! Lutze sagt, er wollt' mich 'ne Eingabe machen an den Magistrat wegen tägliche Spazierfahrten auf Stadtunkosten — man bloß, sagt er, sind alle Pferde mit mobil gemacht, sogar Hans Lorenzen seine nobeln Rappen, bloß Lorenz' senior haben ihre Kutschpferde behalten dürfen, weil sie, die Pferde nämlich, schon zu alt sind, aber die werd' ich woll schwerlich kriegen zum Ausfahren, was meinste, Grete?“ —

Und die Zeit schritt vorwärts, und bei jedem ihrer Schritte klirrten die Waffen, rollte der Donner der Kanonen, knatterten die neuen Zündnadelgewehre der Preußen da draußen auf Böhmens Gefilden. Länder waren annektiert, Könige und Fürsten ihrer Throne verlustig gegangen. Die Siegesglocken klangen über das preußische Land, und die Verlustlisten brachten die Namen der Toten und Verwundeten. Da war mancher Questenburger Junge dabei, und mancher blühende, schneidige Husar, dem der Degen entsank, wenn er sterbend vom Pferde stürzte.

Aber die Trauer derjenigen, die dem Vaterlande Opfer bringen mußten, ging unter in der Begeisterung,

die die Siegesbotschaften auslösten. Da faltete manche Mutter die Hände, wenn abends die Lichter der Illumination aufflammten, manche Frau und Braut, mancher Vater und Bruder mochten denken — hier brennen die Siegeszeichen und — „unserer" liegt vielleicht dort auf dem Schlachtfelde im Dunkel der Nacht, tot und stumm oder verwundet. — Ich kann nicht einstimmen, ehe ich nicht weiß, was aus ihm geworden ist, der da mitfocht, aus dem unsern, dem meinigen.

Und in den Stuben saßen sie beisammen, die Eltern mit den Geschwistern, oder die alte Mutter, die ihre drei oder vier Söhne da draußen wußte, und mochten nichts sehen von dem festlichen Lärm der Straßen vor Angst und Herzeleid.

So saß Duna Sperling mit ihrer nach Art schwergeprüfter nervöser Frauen ewig klagenden Mutter, und so saß die junge Frau am Bette der alten wunderlichen Madame Wurmstich. Sie bangten und beteten um ihre Lieben da draußen in Böhmens Gefilden und zupften Charpie und erzählten sich, was sie gehört oder gelesen hatten, und suchten einander zu trösten. Nur an einem Hause schien die Brandung der bewegten Zeit abzuebben, nur in den Lorenzschen Zimmern ward nicht von den Kämpfen gesprochen, wenigstens nicht in denen der Madame Christine Lorenz.

Es waren viel leicht blessierte Soldaten eingetroffen in der Stadt, nicht allein von der eigenen Garnison, auch von anderen Regimentern, sogar Österreicher, die mit gleichem Wohlwollen in den Krankenhäusern und Lazaretten verpflegt wurden, die umhergingen in Questenburg und von den Bürgern und Honoratioren zum Speisen eingeladen wurden, nur in das Lorenzsche Haus

wurde keiner entboten. Frau Christine schien nicht zu wissen, daß es Barmherzigkeit zu üben galt. Sie, die sonst so gerne gab und half, sie saß in gänzlicher Schweigsamkeit und nähte ein Hemdchen oder Jäckchen nach dem anderen in der Hinterstube mit den alten Rokokomöbeln, als ob die Ausstattung dieses Künftigen das einzige wäre, was sie noch interessieren konnte.

Weder Karl Lorenz noch sein Sohn Johannes, der noch immer Strohwitwer war, wagten vor der sonderbar stillen Frau ein Wort von den kriegerischen Ereignissen zu erwähnen, denn dann trat ein sonderbarer Zustand ein, ihre Augen wurden starr und gläsern, sie schien irgend etwas Entsetzliches in weiter Ferne zu sehen, die Nase wurde spitz, und ihre Lippen kniffen sich fest zusammen; ein paarmal sprach sie auch etwas, aber Karl Lorenz konnte es nicht verstehen. Er erschrak jedesmal heftig, faßte die kalten, zitternden Hände und redete von anderen Dingen. — „Hör mal, Stineken, das und das, und dieses und jenes," am liebsten von Blanka und ihrer Mutterhoffnung, und dann kehrte die Frau langsam wieder zurück in ihr schweigsames apathisches Wesen.

Eines Tages reiste Johannes nach Schlangenbad ab, wo Blanka sich mit ihrer Mutter eingenistet hatte. Einen großen Koffer voll Erstlingswäsche gab ihm Frau Christine mit, die für zehn Enkel gereicht haben würde, und nun saß sie müßig, am liebsten in dem Saal des Mittelgeschosses mit den verhängten Fenstern, in irgend einem der mit Staubkappen geschützten Sessel, faltete die Hände und starrte auf das Bild ihrer Mutter. Zuweilen lief sie ruhelos umher im Hause, ließ Möbel klopfen, Vorhänge aufstecken, die Teppiche bürsten und so weiter.

Der Kreisphysikus Arndt, ein alter Freund des Hauses, der unter dem Vorwande von Karl Lorenz' Asthma täglich vorsprach, sagte, man müsse sie gewähren lassen vorläufig, er halte diesen Zustand für die Folge der fortwährenden inneren Angst um den Sohn, den sie aus ihrem Herzen zu bannen trachtete, und den sie doch mit allen Fasern ihres Mutterherzens liebe. Wenn der Junge erst glücklich wieder in Hamburg mit seiner Frau säße werde sie auch wieder allmählich zu ihrer normalen Verfassung zurückkehren, und mit der Zeit werde sie ja auch wohl über die Wahl seines Herzens hinwegkommen und sich mit der jungen Frau aussöhnen.

„Doktor, das wird sie nie!" erklärte Karl Lorenz, „das hat sie zu sehr erschüttert, denn auf den Jungen hatte sie alle ihre Hoffnungen gebaut, deren Erfüllung das Leben ihr persönlich versagt. Sie sah in ihm den ihr Gleichwertigen in der Familie, sie hoffte von ihm einen Ausgleich für — — — —"

Karl Lorenz zögerte; er wollte sagen: „Für ihr Herabsteigen zu mir," aber er verbesserte sich — „sie hoffte die Schwiegertochter nach ihrem Herzen von ihm, Doktor, denn die Frau Blanka — na, Sie wissen ja, die hat ihr den Johannes entfremdet, er ist *ihr* Kind nicht mehr. Nun macht ihr der Julius den Strich durch das Exempel und holt sich die Frau aus dem untersten Souterrain — ach Gott, wozu noch darüber sprechen!"

Eines Tages in aller Frühe — ein heißer, schwüler Julitag war es — da läuteten wiederum die Glocken, einen Sieg verkündend, und der Türmer von St. Marien ließ aus den obersten Luken des Turmdaches seine schwarzweißen Fahnen wehen nach allen vier Himmels-

richtungen. — Die Jugend stürmte aus den Schulen zurück und schrie „Hurra!“ Auf allen Haustürschwellen standen die Leute, und die alten Weiblein guckten unter ihren weißen Hauben aus den Fenstern, und von Mund zu Munde lief die Siegeskunde: „Eine große Schlacht, ein vollkommener Sieg!“

In das offene Fenster der kleinen ebenerdigen Stube der alten Frau Wurmstich schrie der Polizeidiener Lutze ein paar Worte hinein, zum ersten Male hörte die junge Frau, die am Tische saß und schrieb, die Namen: „Sadowa, Königgrätz“. Sie schloß eilig ihren Brief an Julius — sie pflegte immer vor dem Wachwerden der alten Frau an ihn zu schreiben, — mit den Worten: „Sadowa? Königgrätz? Liebster, was werden diese Namen für mich bedeuten?“ schloß sie ihren Brief. „Wirst Du leben in dieser Stunde? Oder liegst Du unter den Gefallenen, den Schwerverwundeten, von denen der alte Lutze erzählte, ‚fünfzigtausend Tote‘ sagt er. — Es muß übertrieben sein, sonst wäre es furchtbar! Gott im Himmel mag geben, daß Du beschützt geblieben bist, daß Du lebst! Nichts will ich weiter, alle Schmach, allen Haß will ich ertragen, wenn Du, mein geliebter Herzensmann, nur gesund zurückkehrst. Käme doch bald eine Kunde von Dir, die mir dies sagt.“

An diesem Tage litt es die junge Frau nicht im Hause, das zu verlassen sie nur des abends bisher gewagt hatte. Mitten durch die Straßen eilte sie bis in die enge Gasse unterm Schlosse, wo Duna wohnte, und kam in ein Trauerhaus. Bleich und verstört trat ihr Duna entgegen, mit leiser Stimme und tränenlos berichtete sie: „Robert ist gefallen, sein Hauptmann telegraphierte es uns eben. Mutter sitzt ganz still in der

Sofaecke. — Verzeih nur, Grete, ich kann dich nicht hineinführen."

Die junge Frau umarmte ihre Freundin und ging mit einem fast übermächtigen Angstgefühl wieder heim. Also, es war doch möglich, schon heute Nachricht zu erhalten? Vielleicht lag schon eine gleiche Depesche für sie da, wenn sie ins Zimmer der Base trat!

Sie lief mehr als sie ging durch die sonnenheißen Straßen, aber auf die hastig hervorgestoßene Frage nach einer Depesche antwortete Amalie Wurmstich tadelnd: „Du machst dich ja ganz hin, Jrete! Wenn was passiert wäre, hättest du auch schon Nachricht, der Feldwebel wollte dir doch gleich depeschieren, wenn ihm etwas geschieht, wenn 's der Fall wäre, hättest du auch Nachricht, das hat er dir ja fest versprochen."

„Aber, wenn nun der Feldwebel auch gefallen ist, Base, so wie Robert Sperling und noch fünfzigtausend andere gefallen sind — wer gibt mir dann Nachricht?"

„Ach, was wird denn der Julius gleich tot sein? Mach dir ein Glas Himbeerlimonade, Kind, und setz dich still hin! Du reibst dich ja auf mit deiner Angst, wir können doch mit aller Jewalt nichts Bestimmtes erfahren auf 'm Plutz? Hab man ein bißchen Jottvertrauen! — Nee, weißte Jrete, so 'n Krieg is was Gräßliches, und ich komme immer wieder darauf zurück —, wenn sich unser alter Wilhelm mit dem Franzen von Österreich duwelliert hätte, denn wär's einer, der drauf ging, aber so — —"

Grete hörte nichts mehr von dem gutmütigen Gefasel der alten Frau am Fenster, sie lief abermals aus dem Zimmer und trat in die Haustür, um zu erfahren, was es wieder gäbe, denn die Klingel des Ausrufers

hatte etwas weiter oben in der Straße abermals geschellt, und just als sie auf die Schwelle trat, hub der alte, dicke Seemann, der über der Polizeiuniform mit dem himbeerfarbenen Kragen und Aufschlägen, die sich über seinen ungeheuerlichen Leib wölbte, den breiten Ledergurt, an dem die Glocke hing, von der Schulter zur Hüfte trug, seinen Spruch an: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß der Rat der Stadt Questenburg aus Anlaß des Sieges bei Königgrätz einen Dankgottesdienst angeordnet hat mit Anschluß einer Kollekte für die Verwundeten. Der Gottesdienst findet heute nachmittag drei Uhr in der St. Marienkirche statt, die Rede wird Herr Oberprediger Schmidt halten."

Von zwei Uhr ab schon saß Grete Lorenz in der Kirche, die um diese frühe Stunde bereits gedrängt voll war. Kühl und beruhigend wollte es sie in dem alten gotischen Gotteshause überkommen mit seinen herrlichen Säulenpfeilern. Sie saß auf dem Platze von Madame Wurmstich unter der Kanzel und schob sich dicht an die gotische Säule, um möglichst wenig gesehen zu werden. Ihr gegenüber befanden sich die in die Zwischenräume der herrlichen Bündelpfeiler eingebauten „Priechen"*) der Honoratioren. Die Fensterchen davor mit den alten Butzenscheiben waren heute sämtlich geöffnet, ein Zeichen, daß alle erwartet wurden, um zu danken und zu loben. Auch das alte Betstüblein der Lorenz war weit aufgetan, und der matte Goldschnitt der Gesangbücher, die der Kirchendiener sorglich aufgeschlagen bereits dorthin gelegt hatte, schimmerte bunt in den Sonnenstrahlen, die durch die alten Glasmalereien der hohen Fenster fielen.

*) Provinzialausdruck.

Grete erschrak, als sie das aus Holz geschnittene, von Barockschnörkeln umrahmte Doppelwappen erkannte über den zwei Fenstern, das die alten Gutmanns, der Mode ihrer Zeit gemäß, die von jedem angesehenen Patrizier ein Wappen verlangte, vor beinah zweihundert Jahren dort anbringen ließen. Ihre Blicke klammerten sich an das heraldische Schild darin, zwei festverschlungene Hände und auf einem Spruchband die Worte: „Ewig dein in Treuen".

Hastig sah sie sich um nach einem anderen Platz, sie meinte, sie könnte es nicht ertragen, hier zu sitzen, wenn dort drüben Frau Christine eintreten würde, aber die Kirche war so gefüllt, daß sie nicht einen leeren Platz mehr erblickte, und so senkte sie den Kopf und blieb sitzen. Sie war hergekommen, nicht um zu danken, nur um ein baldiges Lebenszeichen von ihrem jungen geliebten Mann zu bitten und darum, daß er gesund sein möge zu dieser Stunde, daß es Frieden werde, daß er zu ihr heimkehren möge in Bälde. Diese Bitten flogen immer wieder durch ihre erschütterte Seele. Sie bat Gott, wie ein Kind seinen Vater bittet: „Ach, ich bin ja auch nicht besser, wie alle die anderen, die heute ihr Liebstes beweinen müssen! Lieber Gott im Himmel, warum solltest du mich verschonen? Aber, bitte — bitte, tue es doch, wir haben uns so lieb, unser Glück ist noch so neu und so süß — laß es nicht schon jetzt zu Ende sein!" Und zuletzt: „Du mußt, Herr Gott, du mußt ihn mir wiedergeben, wenn ich nicht verzweifeln soll!"

Und jetzt setzte die Orgel ein, und die Gemeinde stimmte an „Nun danket alle Gott —" und erschütterte die Seelen der Menschen.

Wie verwirrt hob Grete den Kopf, und ihre Blicke gingen zu der „Prieche" der Lorenz hinüber. Da saß Herr Lorenz in dem verschossenen veilchenblauen Samtsessel, den Kopf gesenkt, und hielt das Buch in der Hand, aber er sang nicht. Und Grete dachte, wie lieb sie den alten Herrn immer gehabt hatte seit ihren Kinderjahren schon, wie gütig er ihr stets begegnet war, und wie in diesem Augenblick die gleiche Angst, wie die ihrige, in seinem Herzen stehen mußte. Hätte sie nur gedurft, sie wäre zu ihm geschlichen in das trauliche dämmerige Abteilchen, wäre zur Seite seines Stuhles niedergekniet und hätte geflüstert: „Laß uns zusammen beten, Vater, wir haben ihn doch beide gleich stark und gleich treu lieb."

Ach, daß das nicht möglich war, daß die Eltern ihres Mannes zu ihr sandten und sagten: „Um seinetwegen wollen wir dir die Arme öffnen, — weil er dich liebt, bist du uns wert!"

Ihre Augen konnten nicht los von Karl Lorenz, der, als der Gesang vorbei war, sich zurücklehnte mit auf die Lehne gestütztem Haupt, um der Rede des Oberpredigers zu lauschen. Was der Geistliche sprach, rauschte wie eine unverständliche Melodie an der jungen Frau vorüber, sie sah nur immer den Vater des liebsten und einzigsten Menschen, den sie besaß.

Unbeweglich saß er dort, das Profil halb von seiner Hand verdeckt, unter der der graumelierte Bart hervorquoll. Dann wandte er den Kopf plötzlich nach dem Hintergrund der stubenartigen Kammer, stand auf und trat in die Dämmerung zurück. Allmählich unterschied Grete noch eine zweite Gestalt, die schien mit Herrn Lorenz zu flüstern, und just in dem Augenblick, als der Prediger sprach:

„Und nun lasset uns auch unserer Tapferen gedenken, die in blutiger Schlacht für uns, für unseres Vaterlands Rechte ihr Leben ließen —" — — da verschwanden die beiden aus der Loge. — — Grete sah es mit Unruhe; offenbar hatte man den alten Herrn rufen lassen — es mußte irgend etwas geschehen sein ... etwas Schlimmes, Trauriges ...

„Lasset uns beten für jene," fuhr der Geistliche fort, „die verwundet dort liegen, in Erschöpfung und Schmerzen, vielleicht der Glieder beraubt, auf immerdar Krüppel! Habt sie doppelt liebt, ihr, denen sie zugehören! Du, Vaterland, für das sie bluteten! Ihr, Familien, die ihr jene Helden Söhne, Gatten, Väter nennen dürft. Tragt sie auf Händen, pflegt sie, tröstet sie, denn groß soll ihre Ehre vor euch stehen immerdar!"

Grete konnte der Predigt nicht folgen — der kleine Vorgang ließ sie nicht los. Und Herr Lorenz kam und kam nicht zurück. Gewiß war eine Unglücksbotschaft von den Schlachtfeldern eingetroffen, von dorther, wo jetzt Julius stand! Aber was für eine? Sie krampfte die Hände um das Gesangbuch mit dem goldenen Kreuz. Nie hatte es so auf ihr gelastet, eine Ausgestoßene zu sein.

Endlich tönte das „Amen" von der Kanzel, und der Prediger schritt am Hohen Chor, in dem der Altar stand, vorüber, um gleich darauf in der Kanzlei zu verschwinden. Der Kirchendiener ging mit dem Klingelbeutel umher, die Gemeinde sang: „Preis, Ehr' und Lob dem höchsten Gott," die junge Frau aber saß mit gefalteten Händen und starrte noch immer auf den leeren Platz der Lorenzschen „Prieche". Sie merkte nicht, daß ihre Nachbarin sie erkannt hatte, und der anderen neben ihr

zuflüsterte: „Da sitzt ja dem Julius Lorenz seine sogenannte Frau,“ sie merkte überhaupt nichts von dem, was um sie her vorging.

Erst als das Gebet am Altar kam und der Segen, richtete Grete sich auf. Heute sprach der alte Mann im Talar kein einfaches Vaterunser, heute fand er andere Worte. In tiefer Erschütterung forderte er die Gemeinde auf, auch derer aus ihrer Mitte zu gedenken, die schwere Kunde vom Schlachtfelde erhalten hätten und deshalb nicht hier zugegen seien. Er nannte sechs oder sieben Namen gefallener Husaren des heimischen Regiments, zweier Unteroffiziere und zweier Offiziere. „Auch der hoffnungsvolle Sohn der Frau Gerichtsdirektor Sperling hat dem Vaterland sein blühendes Leben dargebracht. Und schwer verwundet ist ferner Julius Lorenz, der jüngste Sohn unseres verehrten Kirchenvorstandes und Fabrikbesitzers Karl Lorenz, den diese Unglückskunde vor wenigen Minuten aus unserem Dankgottesdienst hinwegrief. Ebenso sind —“

Grete hörte nicht mehr; die Worte brausten ihr vor den Ohren, mit Aufbietung aller Willensstärke stand sie auf, trat aus der Kirchenbank und schwankte den Mittelgang dahin, vorüber an hundert neugierigen Augen. Ein schwüler Hauch fuhr ihr entgegen, als sie draußen stand auf dem einsamen Platz. Mechanisch, wie eine Nachtwandlerin, ging sie weiter und wußte kaum, was sie tat. Nichts empfand sie, als einen brennenden Schmerz im Herzen und den fast übermächtigen Drang, zu wissen, wo der Geliebte sei, zu ihm zu können, ihn wieder zu haben — und wär's auch nur zu einem letzten Blick. So ging sie den Weg zum Lorenzschen Haus und stieg die breite Treppe empor, als wär' sie

da hundertmal gegangen. Kein peinliches Gefühl kam ihr, keine Angst vor Madame Lorenz' Augen — sie fühlte nichts als ihr gutes Recht, nach ihres Mannes Ergehen zu fragen. Wo blieb auch aller Haß und Zorn, nun es um Julius' Leben ging! Hatten sie ihn nicht beide lieb, die Eltern ebenso wie sie?

Wie klein und unbedeutend schien ihr alles, was verbitternd zwischen sie getreten war, in diesem Augenblick größter Seelennot. Angstvoll zuckend schlug ihr Herz gegen das blauweiße Jakonettkleid, und der große weiße Florentiner mit dem dunkeln Kornblumenkranz — ein Geschenk von Julius für die Hochzeitsreise — bog sich über ein blasses Gesicht.

Ganz still lag die Diele mit den schönen alten Schränken vor ihr, als sie die Entreetür aufklinkte. — Grete wartete eine Weile, die beiden Hände aufs Herz gepreßt. Wie eine Ewigkeit dünkte es ihr. Aber niemand kam, und es rief sie auch keiner, als sie nun an die Türe klopfte.

Da öffnete sie in dem guten Recht ihrer Angst einfach die hohe braune Flügeltüre, hinter der sie sprechen zu hören glaubte.

Sie überlegte und dachte nichts, das Vergangene war wie ausgelöscht — sie wußte nur, daß sie sterben müßte, wenn sie nicht nach Julius fragen könnte. —

Auch hier war niemand — doch von nebenan kam ein Stöhnen und Murmeln, ein qualvolles Schreien: „Mein Gott, mein Gott!" und endlich ein bitterliches Schluchzen.

Wie vom Wahnsinn getrieben lief sie hinüber und stand plötzlich in Frau Christinens Wohnzimmer mit dem Nähplätzchen im Erker, den vielen Bildern und

dem weichen Teppich am Boden. Da saß die Mutter ihres Mannes im Sofa, hielt sich den Kopf mit beiden Händen und wiegte den Oberkörper hin und her, wie in höchsten körperlichen Schmerzen. Und vor ihr auf dem Tische lag eine aufgebrochene Depesche.

Die junge Frau näherte sich dem Tische, stützte sich, wie kraftlos, mit beiden Händen auf die Platte und fragte: „Was ist's mit Julius? Sagen Sie es mir — ich habe so furchtbare Angst."

Madame Lorenz saß plötzlich aufrecht und starrte die lichte Frauengestalt an, die jenseits des Tisches vor ihr stand, die Augen bang auf sie gerichtet. Dann wich das Statuenhafte von ihr und machte wilder Erregung Platz. „Wie kommen Sie hierher?" rief sie schrill. „Wie können Sie wagen, hierher zu kommen?" Und sie gab dem Tisch einen heftigen Ruck, daß die junge Frau zurückwich. Bis zur Unkenntlichkeit verändert und gealtert war das Frauengesicht, das Grete zugewendet war.

„Verzeihen Sie" — Grete zwang sich zur Ruhe — „ich muß doch wissen, wie es ihm geht! Ich habe keine Nachricht von ihm. — Und der Geistliche sagte eben in der Kirche" — nun zitterte die junge Stimme — „er wäre verwundet. Schwer verwundet —"

„Wie können Sie wagen, hier einzudringen?" wiederholte fanatisch die alte Dame.

„Aber ich bin doch seine Frau. — Bitte, sagen Sie nur das eine: wo ist er? Was ist es für eine Verwundung?" Und als die andere verbissen schwieg, jammerte sie in gebrochenen Tönen: „Ich muß doch zu ihm! ... Er braucht mich doch ..."

Madame Lorenz schritt um den Tisch herum.

„Mein Mann reist zu ihm," sagte sie hart.

„Und nun gehen Sie — Sie haben hier nichts zu suchen! Ich hab' nichts zu schaffen mit der ... mit einer ..."

Grete schrie auf bei dem furchtbaren Wort, das sie wie einen Faustschlag empfand. — Da trat Herr Lorenz eilig herein.

„Stineken," rief er schon an der Tür. „Aber Stineken — wie kannst du nur," und er stellte sich zwischen die beiden Frauen und winkte Grete heimlich zu. „Bitte, gehen Sie," raunte er rückwärts gewandt, „Sie sehen ja, meine Frau ist krank, sie ist ganz unzurechnungsfähig vor Schmerz!"

Und Grete ging, mit zitternden Knien, die Wangen brannten ihr heiß vor Scham ...

Hinter ihr klang ein dumpfes Geräusch, als fiele ein schwerer Körper zu Boden. Sie wandte den Kopf nicht einmal um. — Wie sie hinunter gekommen war, das wußte sie später nicht mehr zu sagen, nur des einen entsann sie sich, daß unten, in der Durchfahrt des Hauses, der Johann ihr beigesprungen war. Der Alte, der sie einst oft gescholten wegen der Stelldicheins im Stall mit Julius, war immer noch Kutscher im Hause. Ganz sachte hatte er die Schwankende um die Taille gefaßt und hatte gesagt: „Haben Sie doch man keine Bange, der Herr reist heute noch hin zu ihm, der Wagen ist um sechse bestellt."

Mit trockenen, heißen Augen, in denen die Verzweiflung stand, kam sie bei der Wurmstichen an und machte sich, trotz des Abratens und Weinens der alten Frau, unverzüglich daran, ihre Sachen zu packen. Gegen fünf Uhr war Grete fertig und machte sich auf den Weg zur

Post. Sie hatte der alten Frau kaum adieu gesagt — ihre Gedanken waren schon weit voraus, die waren bei dem Verwundeten.

Auf der Post wartete ihrer eine bittere Enttäuschung. Eine Vorherbestellung der Plätze war unmöglich gewesen, so fand Grete nun Post- und Beiwagen schon besetzt. Eine andere Fahrgelegenheit gab es nicht, Grete schlug deshalb ohne Besinnen, trotz der Glut und des drohenden Gewitters den Weg, der drei Stunden tapferen Zuschreitens erforderte, zu Fuß ein. Sie wußte, den Neunuhrzug würde sie nicht mehr erreichen, aber um Mitternacht ging ein zweiter nach Görlitz ab, der sie noch bis Prag bringen konnte.

Ihre Sachen hatte sie kurz entschlossen daheim gelassen, nur ein leichtes Täschchen trug sie in der Hand und, wie sie meinte, auch genügend Geld in dem Lederbeutelchen, das sie um den Hals gehängt hatte. Mochte aus ihrem Koffer werden, was wollte, wenn sie nur zu Julius kam.

Aber die junge Frau hatte sich das Wandern auf der staubigen Landstraße leichter vorgestellt, als es war. Nach einer Stunde schon war sie furchtbar müde, war auch seelisch zu erschüttert, um Herrin ihrer Kräfte zu sein, nur die Angst um Julius hielt sie aufrecht. Das Wetter, das schon den ganzen Tag gedroht hatte, kam schnell hoch, in der Ferne zuckten schon gelbe Blitze aus den blauschwarzen Wolken nieder, die sich rasch über den Himmel ausbreiteten. In Gretes schmerzendem Kopf jagten sich tausend schlimme Gedanken: die Erinnerung an das Geschehene und allerlei grausige Vorstellungen, ihres Mannes Zustand betreffend, lösten einander quälend ab. Wenn sie Julius

nicht mehr lebend anträfe! ... Wenn das Unwetter sie auf dem Weg überraschte und sie dadurch den Zug verpaßte! ...

Das Chausseehaus wenigstens mußte sie erreichen — wie sollte sie sonst in den nassen Kleidern fortkommen? Aber da klatschten bereits die ersten großen Tropfen aus der Luft und trieben sie unter einen großen Apfelbaum am Wegrande.

Zu gleicher Zeit rollte von Questenburg her ein geschlossener Wagen heran; der Kutscher hatte sich des Unwetters wegen den Mantelkragen hoch über den Kopf geschlagen, und die Gäule prusteten unruhig unter dem Hagelschauer, der jetzt herniederprasselte.

Grete sah dem Gefährt entgegen. Ob sie bitten durfte, mitfahren zu können? Aber dann erkannte sie die Lorenzsche Equipage. Das Unwetter hatte gerade seinen Höhepunkt erreicht mit Blitz und Donner, mächtige Wasserfluten stürzten hernieder, der Baum, unter den sich die junge Frau geflüchtet hatte, konnte ihr keinen Schutz mehr bieten. Da hielt dicht vor ihr der Wagen an, der alte Johann sprang vom Bock, riß den Schlag auf und schrie hinein: „Da steht die Jrete Albert unterm Baum wie 'ne gebadete Katze und weiß nich aus noch ein. Wollen sie denn Herr Lorenz bei dem Wetter nicht mit in den Wagen nehmen? Es ist ja doch man bloß Menschenpflicht —"

Karl Lorenz' Gesicht tauchte auf im Wagen, er winkte und schrie ‚Sie solle kommen'. — Aber es war, als ob die Füße der jungen Frau vor Angst und Scheu im Boden wurzelten, nicht einen einzigen Schritt tat sie. Da hob der Kutscher sie wie ein Kind empor und trug sie zu dem Wagen hinüber. Wie ein Bündel nasser

Kleider flog sie neben Karl Lorenz auf die Polster des Wagens nieder.

Gleich darauf zogen die Pferde wieder an, und das große, schwere Gefährt schaukelte vorwärts. Der Regen, mit Schlossen untermischt, trommelte auf dem Leder des Verdecks, so daß eine Verständigung unmöglich war. Karl Lorenz breitete kopfschüttelnd seine Reisedecke zur Hälfte über Grete und hing der Zitternden ein Plaid über die Schultern, denn das graue Alpakakleidchen war völlig durchnäßt. Johann fuhr, als seien die braven Rosse noch einmal fünf Jahre alt, anstatt ihrer wohlgezählten dreizehn, Blitz und Donner folgten sich jäh, der Regen fiel wie ein Wolkenbruch, und die Glasscheiben der Fenster beschlugen — ein Zeichen, daß nach der großen Schwüle eine tüchtige Abkühlung eingetreten war.

Als das Geklopf der fallenden Tropfen auf dem Leder sich milderte, meinte Karl Lorenz sehr verlegen, das habe sich ja gut getroffen, daß er grad daher gefahren sei. Bei solchem Wetter allein auf der Landstraße — das wäre doch eine gefährliche Sache ...

„Ich danke Ihnen aufrichtig, Herr Lorenz," sagte Grete zurückhaltend. „Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich hätte schützen sollen ... Aber am Chausseehause will ich aussteigen, da wird wohl das Wetter vorüber sein — mir ist, als würde es jetzt schon heller," und sie rieb und putzte an der Scheibe, um einen Blick auf den Himmel zu werfen.

Herr Lorenz wollte vom Aussteigen nichts wissen. Sie hätten doch wohl denselben Weg? Er nehme an, daß sie nach H—stadt wolle, um dort den Schnellzug zu erreichen?

Die junge Frau nickte nur kurz.

„Na also!“ Karl Lorenz fiel aus der Rolle — das Steife lag ihm nun einmal nicht. Er konnte auch nicht unmenschlich sein gegen das arme junge Ding, das ihm der Zufall da beigesellt. „Ich will nämlich nach Böhmen fahren, um meinen armen verwundeten Sohn zu suchen und, wenn's irgend möglich ist, mit heimzubringen,“ sagte er freundlich.

„Ja, und ich will zu meinem Mann,“ antwortete Grete unerschrocken. — Daß sie glühend rot wurde, sah er ja nicht.

Karl Lorenz quittierte mit einem Räuspern und wurde seinerseits rot dabei. Eine verdammte Situation war es doch, in der sie da beide steckten!

Eine Weile fuhren sie schweigend dahin. Dann faßte die junge Frau sich ein Herz: „Verzeihen Sie, Herr Lorenz,“ bat sie leise, „Madame hat mich schroff zurückgewiesen — aber ich muß noch einmal fragen ... Was ist's mit Julius? Was wissen Sie? Als ich heute in der Kirche seinen Namen unter den Schwerverwundeten hörte, da bin ich kopflos vor Schreck und Sorge zu Ihnen gelaufen, in Ihr Haus. Und man hat mich davon gejagt, als ob ich ... als wär' ich ...“ Ihre Stimme bebte und die Augen füllten sich mit Tränen. „Ich will nicht rechten mit Madame,“ schloß sie tonlos, „sie leidet ja auch um ihn ...“

„Meine Frau ist tatsächlich krank,“ unterbrach sie Karl Lorenz. „Der Gram um die Beziehungen ihres Sohnes zu Ihnen nagt an ihrem Herzen. Wenn Sie nicht ganz und gar verblendet sind, liebes Kind, müssen Sie sich doch selbst sagen, daß eine Mutter —“

Grete sah schweigend vor sich hin und faltete die zitternden Hände fest ineinander. —

„Und was ich über seine Verwundung sagen kann," fuhr Karl Lorenz fort, „ist folgendes: In der Nähe von Königgrätz — ich weiß eben nicht, wie das Nest heißt — hat sein Bataillon eine Verschanzung der Österreicher gestürmt, und eine feindliche Granate hat ihm den Oberarm, ich glaube — das Kugelgelenk, zerschmettert. Sergeant Möller, den ich beauftragt hatte, mir immer Nachricht über ihn zu geben, hat Julius auf dem Verbandplatze gefunden, wo er noch immer bewußtlos lag. Ob der arme Junge es durchmachen wird — wer kann es sagen? Und darum, liebes Kind, meine ich, es ist in diesem Augenblick nicht der Zeitpunkt für Auseinandersetzungen, für Hader und Gehässigkeiten. — Sie hatten's wohl auch so im Gefühl. Wir wollen vielmehr miteinander handeln zu seinem Wohl, so gut wir können, denn wir haben ihn beide lieb, — ja, lieb haben Sie ihn ja doch, nicht? Und er Sie — das sei nun, wie es sei; — Sie stehen jetzt unter meinem Schutz. — Alles andere wird sich später finden —"

Er seufzte tief auf und wandte den Kopf, damit sie seine feuchten Augen nicht sähe.

„Ich danke Ihnen!" flüsterte es neben ihm und seine Hand streifte ein scheuer Kuß. „Ich weiß, Sie verstehen mich nicht falsch, Herr Lorenz, wenn ich annehme, was Sie mir da bieten. Ich tue es ja um seinetwillen! An meinen schwergekränkten Stolz darf ich in diesen Tagen nicht denken! Ich habe ja auch ein gutes Gewissen und weiß, daß ich nichts Unrechtes tat."

„Meine Frau liegt mit Fieber und Schüttelfrost, der Physikus beobachtet sie schon lange, was aber einer

im Fieber spricht, sollte als ungesprochen gelten," sagte Karl Lorenz und sah ihr voll ins Gesicht. „Übrigens muß sie in jenem Augenblick einen ihrer rätselhaften Anfälle gehabt haben, denn kaum waren Sie hinausgegangen, so stürzte sie hin wie ein gefällter Baum."

Die junge Frau antwortete nicht; die Erinnerung an diese Szene trieb ihr das Blut zum Herzen zurück, daß sie totenblaß in den Polstern lag. Da merkte Karl Lorenz: sein Stineken hatte das junge Weib geschmäht; und sie begannen ihm beide leid zu tun — das junge Geschöpf hier an seiner Seite, das er schon vor langen Jahren als zutrauliches Kind gekannt, und sein armes, stolzes Stineken, das sich so hatte hinreißen lassen. Wie überreizt mußte sie innerlich sein, um ihres armen Jungen Liebste — „sein Liebstes" wie er in seinen Briefen Grete immer wieder genannt! — in solcher Weise zu beschimpfen! Ja, die Frauen! dachte er tiefsinnig.

Grete rannen plötzlich die Tränen über das blasse junge Gesicht. Er aber, der keine Frau weinen sehen konnte, zog ihren Kopf sacht zu sich heran, daß er an seiner Schulter lehnte, und tätschelte ihn mit der linken Hand.

„Ach, ich will ja alles vergessen, wenn Julius nur leben bleibt!" flüsterte sie endlich, halb beruhigt.

So fuhr das seltsame Paar zusammen in das ungewisse Dunkel hinein.

Karl Lorenz war vom Schmerzenslager des Sohnes schleunigst heimberufen worden an das Krankenbett seiner Frau und hatte sich mit der alten Sophie getreulich in die Pflege geteilt.

Vierzehn bange Tage und Nächte war Frau Christine bewußtlos gewesen, und in ihren Fieberphantasien hatten Grete Albert und des Sohnes Verwundung eine große Rolle gespielt. Nun lag die Kranke zum ersten Mal wieder mit fieberfreien Augen in ihrem kühlen, luftigen Schlafzimmer und sah in ihres Mannes Gesicht, das so schmal geworden war, und in seine seltsam traurigen Augen.

Sie fand die Zusammenhänge noch nicht zwischen dem Heute und dem Vorgestern — es war ihr, als hätte sie, während sie schlief, einen mühsamen Weg zurückgelegt. Verworrene Bilder tauchten auf — Julius' Heirat — der Krieg — Julius' Verwundung! Sie griff an die Stirn und versuchte stöhnend, den schweren Kopf vom Kissen zu heben. Aber er hob sich nicht einen Zoll.

„Julius ... lebt er?"

„Ja, mein Stineken, dank der besten Pflege lebt er."

„Wo ist er?"

„In Freiburg in Schlesien, in einem Schlosse, das eine Gräfin Landeck als Lazarett einrichten ließ. Der arme Junge ist schwer verletzt, Stineken."

„Was ist's?" fragte sie, und das Herz blieb ihr fast stehen vor Angst.

Er zögerte. „Später, Stineken! Später erzähle ich dir alles; die Hauptsache ist — er lebt und —"

„Ich will es wissen, Karl," unterbrach sie ihn mit einem Anflug ihrer alten Energie.

„Sein linker Arm, Stineken —"

„Amputiert?"

„Mein armes Stineken!"

Sie legte ihre Hände vor das schmale Gesicht und sprach kein Wort weiter.

„Mein armes, liebes Stineken, wir haben ihn doch noch!“ tröstete Karl Lorenz.

Aber sie antwortete nicht, und so saßen sie lange stumm bei einander.

Ein paar Tage später kam ein Brief an Karl Lorenz, als er gerade am Bette seiner Kranken saß.

„Von wem?“ fragte sie.

„Von Julius seiner Pflegerin.“

„Also von seiner — seiner —?“

„Ja, Stineken!“

„Was schreibt sie?“

„Soll ich es lesen?“

„Nein! Nein!“ wehrte sie hastig. „Lies nur und teile dann mit, was sie über sein Ergehen berichtet.“

Karl Lorenz las Gretes Brief am Fenster. „Also, Stineken,“ rief er dann forciert lustig und nahm seinen alten Platz wieder ein, „es geht fortschreitend besser mit dem Jungen, aber der Arzt wünscht, er solle bald abreisen — es ist nämlich — es sollen Krankheiten in der Gegend herrschen, man glaubt, es sei Cholera.“

Sie stöhnte. „Auch das noch!“

„Julius läßt fragen, ob wir gestatteten, daß er — —“ da griff die Genesende nach ihrem Herzen. „Nein! Nein!“ rief sie laut, „nicht hierher — nicht hierher — ich kann es nicht! Wenn sie mitkommt ...“

„Aber, Stineken, hättest du gesehen, wie aufopfernd die Ärmste —“

„Nein! Nein!“ In Christine Lorenz' Augen trat wieder der eigentümlich starre Ausdruck, ihre Nase wurde seltsam spitz.

„Aber alteriere dich doch nicht, Stineken,“ Karl Lorenz beeilte sich einzulenken. „Julius läßt ja auch

nur den Vorschlag machen, ob er etwa in der Walkemühle seine Genesung abwarten dürfe?"

Frau Christine hob nur müde die Schultern.

„Also gut — dann gehen sie eben nach dort; einen Platz muß der Junge doch wissen, wo er hingehört in seiner Not," murmelte Karl Lorenz verzweifelt und ging hinaus. Immer wieder die alte Abwehr, der alte Haß!

Wie tat ihm die junge Frau so leid! Er hatte sie schätzen gelernt in den paar Tagen ihres angstvollen Zusammenseins! Wie schlicht, wie bewundernswert gefaßt hatte sie sich gezeigt an dem Schmerzenslager des Verletzten. Tag und Nacht auf den Füßen, immer bemüht zu trösten, immer ein heiteres Gesicht! Und als der Arzt zu ihr und Karl Lorenz sagte: „Der Patient ist nur durch eine Amputation zu retten, geben Sie für den Bewußtlosen die Einwilligung?" Da sagte sie kurz entschlossen: „Ja, tun Sie, was zur Erhaltung seines Lebens nötig ist — er muß leben, er ist so nötig auf der Welt! Was liegt an dem Arm — ich gebe ihm meine beiden zur Hilfe!"

Da hatte Karl Lorenz tief im Herzen freudig das Amen zu dem Bunde gesprochen, den die armen jungen Menschen ohne einen einzigen Segenswunsch geschlossen hatten. Aber was sollte denn nur werden, wenn Christine sich fernerhin ablehnend verhielt? Er hatte so sicher auf einen Ausgleich gehofft, und nun war alles schlimmer als je!

Unten im Kontor setzte er eine Depesche auf an ‚Frau Grete Lorenz, Freiburg in Schlesien, Schloß Landeck'; unbekümmert um die Marotte seines Stinekens gab er der jungen Frau den Namen, der ihr „von

Rechts wegen' nun zukam. Dann befahl er das Anspannen, um die Welt hätte er in diesem Augenblick nicht wieder zu seiner Frau gehen können. In der Walkemühle ging er durch alle Räume und befahl der Frau, die das Haus betreute, alle Räume instand zu setzen. Der junge Herr, der noch sehr schonungsbedürftig sei, käme, um sich hier zu erholen; mit seiner jungen Frau komme er, und der allein habe er es zu verdanken, daß er überhaupt noch am Leben sei, so trefflich habe sie ihn gepflegt!

Immer wieder betonte er gegen alle, die es hören wollten: „Mein jüngster Sohn kommt mit seiner Frau," als gelte es, Grete zu rehabilitieren. Der alten Sophie daheim gebot er, sich um den Wäscheschrank in der Walkemühle zu kümmern, für seinen Sohn und seine Schwiegertochter, er werde indessen bei seiner Frau bleiben.

„Sie hat ihn völlig betört," sagte sich Madame Lorenz, als Karl neben ihrem Bette saß und mit freundlicher Absichtlichkeit von seinen Anordnungen erzählte. Die Frauen waren ja immer seine schwache Seite — gegen weibliche Schönheit und Freundlichkeit hielten seine besten Vorsätze nicht stand. Und hübsch war die Grete Albert ja — sie lächelte geringschätzig vor sich hin — sie hätte es in ihren anmutigsten Jahren an Schönheit nicht mit ihr aufnehmen können, geschweige jetzt, wo sie krank und bekümmert war! Ihrem Manne mit schönem Getue etwas abzuringen, war übrigens nie ihre Art gewesen. Sie hatte sich immer selbst geholfen, und so würde sie es auch diesmal tun. Denn sie vermochte es nicht, sich in diese Heirat zu finden, nie, nie! Armer, törichter Junge! Was war er nun? Ein Krüppel, der schlecht gefreit hatte.

Es war nicht mehr Haß und Empörung in ihr gegen diese aufgezwungene Schwiegertochter, es war eine stumme Verachtung daraus geworden. Eine schwere Last zu ihrem schweren Leben, die man nicht abschütteln konnte, ein Gebrechen, das getragen werden mußte, weil es eben unabänderlich war, so würde sie von nun an die Ehefrau ihres Jüngsten betrachten, äußerlich ruhig, gleichgültig. Nur in ihre Nähe sollte sie nicht kommen, dagegen würde sie sich schützen.

Ein paar Tage später, gegen Abend, als blutrot die Sonne unterging, fuhr der Landauer der alten Lorenzschen Herrschaft in den Hof der Walkemühle ein. Vor der Haustür, die dem jungen Helden zu Ehren hüben und drüben mit zwei Lorbeerbäumen geschmückt war, stand Karl Lorenz und ein junger Mensch in blauweißer Drillichjacke mit blanken Knöpfen. Karl Lorenz hatte ihn angenommen zur Unterstützung der jungen Frau, die den großen, jetzt unbehilflichen Mann unmöglich allein heben konnte.

Dann war da noch ein dienstbarer Geist, eine Witwe, deren Mann im Vorjahr in der Fabrik verunglückt war; die sollte für die Küche sein. Alles dies hatte Karl Lorenz selbst verfügt.

Nun stand er neben diesen beiden in der Haustür und bewillkommnete das junge Paar. Er konnte vor Erschütterung kaum sprechen, als er den schlaff herunterhängenden Ärmel an der linken Seite seines schönen stolzen Jungen sah. Stumm küßte er den blassen Julius, dem das Lächeln der Freude auch nicht recht gelingen wollte, und küßte auch die junge Frau, die ihre Tränen rinnen ließ, als sie neben ihrem Manne die geschmückte Schwelle überschritt.

Im Saale, der alle ihre süßen Mädchenträume und Hoffnungen gesehen, waren beide Türen geöffnet, und der trauliche alte Garten breitete sich in der Abendsonne smaragdgrün vor ihren Blicken aus, traulich und friedlich, unsagbar friedlich. Zwei große Lorbeerbäume flankierten auch hier die steinerne Treppe, die hinunterführte zu dem breiten Mittelgang, und unten, wo er endigte, stand unter den hohen Rüstern und Ulmen das kleine weiße Biedermeierlusthäuschen mit gastlich weitgeöffneten bekränzten Türen.

„Mög's euch hier gefallen," sagte Karl Lorenz, „mögt ihr Gesundheit und Kräfte hier finden, möge der Friede hin und her gehen zwischen unsern Häusern!"

„Wir danken dir von ganzem Herzen, Vater!" antwortete Julius, den Grete, erschöpft wie er war, mit Hilfe des Dieners auf ein Ruhesopha gebettet hatte, nahe dem gedeckten Kaffeetisch.

„Und Mama? Wie geht es ihr?" fragte traurig der Heimgekehrte.

„Mutter ist in der Genesung, Julius. Du weißt, wie zart ihre Nerven sind, sie darf gar nicht wissen, daß du gekommen bist; in den nächsten Tagen soll sie nach Alexisbad."

„Mit dir doch, Papa?" fragte Grete und goß ihrem Mann eine Tasse Kaffee ein.

Karl Lorenz schüttelte mit einem ungewohnt ernsten Ausdruck den Kopf. „Nein," sagte er, „ich kann jetzt nicht fort aus der Stadt, ich bin ja ganz allein im Geschäft."

„Allein? Wo ist denn Johannes?"

„Doch in Spaa, bei seiner Frau und Schwiegermutter, die von Schlangenbad aus dahin übergesiedelt

sind, mein Junge. Laß dich das nicht kümmern," beruhigte er lachend, als er Julius' entrüstete Augen sah. „Ich bin ja noch ein junger Mann, nur ein bißchen marode bin ich von den Sorgen um dich und die Mama, aber nun, wo ihr beide euch wieder herausgerappelt habt, da werd' ich bald wieder der alte sein im Geschäft."

„Du siehst wirklich recht angegriffen aus, Papa. Schreib doch an Hans, daß er kommen soll."

„Das nützt nichts, Jule! — Sieh mal, der Johannes wartet auf seinen Kronprinzen, will Blanka jetzt nicht gern verlassen, — was am Ende natürlich ist —, und die will wiederum nicht von Spaa weg, so lange noch der Geruch von Blut und Leichen über Deutschland schwebt — so schreibt sie wörtlich. Und wenn Blanka etwas nicht will, dann ist nichts zu machen. Nein, laß nur, Julius, ich werde schon allein fertig; wenn nur Mama erst wieder auf dem Posten ist, dann kommt auch alles andere ins Lot. Ich will euch aber auch nicht länger stören, Julius muß ins Bett. Gegen acht Uhr kommt der Kreisphysikus, um nach dir zu sehen, Jule! Er sollte dich eigentlich empfangen, hat mir aber einen Boten geschickt, er habe plötzlich ein paar schwere Fälle bekommen. — Morgen sehe ich wieder nach euch; gute Nacht, Kinder!"

Der alte Herr stand auf, küßte den Sohn auf die Stirn und stand dann vor der schlanken jungen Frau. „Leb wohl, liebes Kind — der alte Papa hat seine Sache hoffentlich recht gemacht mit seinen wirtschaftlichen Maßnahmen — was?"

Da hielt sie sich nicht; wie ein jubelndes Kind sprang sie auf und schlang die Arme um seinen Hals: „Du liebster, bester Papa du!" sagte sie zutraulich, „ich

habe dich ja schon immer so furchtbar lieb gehabt, wie ich noch die kleine Grete war, die beim Großvater auf dem Fabrikhof wohnte! Sei bedankt für jedes gute Wort, das du mir je gegeben hast, damals und jetzt in dieser schweren Zeit!"

Und sie küßte ihn herzhaft und zärtlich wieder und wieder. „Durchs Feuer gehe ich für dich, Papa!" beteuerte sie in ihrer impulsiven Art.

„Na — na —" schmunzelte er verlegen, „da wollen wir mal die Probe drauf machen. Übrigens erwidere ich deine Liebe rechtschaffen, Kind, und solange ich etwas tun kann für dich und Julius, geschieht es sicher; bittet nur Gott, daß er mich noch ein paar Jährchen leben läßt, dann soll wohl alles in Ordnung kommen."

„Ach," lachte sie, „du bist ja noch jung, Papachen, hast ja noch kein einziges weißes Haar, du mußt noch lange, lange bei uns bleiben!"

Sie begleitete ihn auf den Hof hinaus, wo der Wagen unter den Linden hielt und Kutscher Johann am steinernen Tisch Frühbirnen und Reineklauden aß. Sie waren so süß wie seit langen Jahren nicht. Als er seinen Herrn sah, stopfte er rasch ein paar Hände voll in den Kasten unter dem Kutschersitz.

„Entschuldigen Sie man, Herr Lorenz," er kletterte schwerfällig auf den Bock. „'s ſt ja schad' um das schöne Obst! Die Leute lassen's ja reineweg auf den Bäumen verfaulen, weil sie Angst haben vor die olle Cholera. Unter 'm Schlosse soll ja schon einer dran gestorben sein heute morgen."

„Ach was!" antwortete Karl Lorenz. „Bange machen gilt nicht bei mir, aber mit Pflaumen brauchst du dich auch nicht grad' abzugeben, hörst du! Vorsicht ist immer-

hin geboten, das gilt auch für dich, Kind, — kein rohes Obst und ins Trinkwasser einen Schuß Rotwein! Adieu, Kinder, auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Papa, und nochmals Dank!" rief die junge Frau ihm nach. Sie stand auf der Schwelle und ahnte nicht, daß dies ein Abschied für immer war. Froh wie ein Kind kam sie in den Saal zurück, warf sich vor dem Lager ihres Mannes auf die Knie und schmiegte ihren feinen Kopf innig an seinen rechten Arm. „Jule! Jule! Unser Traum von einst! Unser Saal, unser Garten und wir beide darinnen! Ist's nicht schön?"

„Ach, mein armes Mädel!" rief er erschüttert. „Ja, der Traum ist Wahrheit geworden — aber wie?"

„Überschwenglich schön!" beharrte sie. „Wir haben uns! Was macht es denn, daß dein Arm verloren ist? Dein Herz ist das alte und Papa mit uns versöhnt — hättest du das für möglich gehalten?"

Er streichelte über das herrliche blauschwarze Haar. „Hast recht!" gab er zu. „An das, was noch Schweres kommen wird, wollen wir beide heute nicht denken. Wir haben uns wieder, das ist die Hauptsache. Und nun schließe die Türen nach dem Garten, Schatz, es kommt ein feuchter Hauch herein, und mach die Türe nach dem Schlafzimmer weit auf, damit ich dich vom Bette aus hier umhergehen sehen kann."

Sie tat, wie er wünschte. Der Kreisphysikus kam zum Verbandwechsel, dann lag Julius Lorenz im Bette und schlief nach der Reise den Schlaf der Erschöpfung.

Seine junge Frau stand mit gefalteten Händen am Saalfenster und sah in den Garten hinaus. Durch die hohen Bäume schien der Vollmond, er zeichnete das

Muster der Gardinen auf den alten, eichengetäfelten Fußboden hinter ihr und wob um ihr Haupt eine zarte Gloriole. Das Rauschen des Flusses, der über das Wehr stürzte, drang durch die Scheiben gedämpft an ihr Ohr. Ein sonderbar traumhafter Zustand überkam sie und plötzlich ein seltsames Bangen, als stehe etwas Grauenhaftes hinter ihr. Sie schüttelte sich förmlich. Sie kannte dieses jähe Zusammenschrecken, bei dem die Questenburger zu sagen pflegten: Der Tod läuft über das Grab eines Menschen, der zu uns gehört! — Ein alter Glaube, der wohl von den Harzdörfern herunter seinen Weg gefunden hatte. Sie war nicht abergläubisch, aber in diesem Augenblick fürchtete sie sich so, daß sie sich nicht umzuschauen wagte. Ihre selige Stimmung von vorhin war wie hinweggeweht. Die Ahnung eines großen Unglücks hatte sie befallen, und doch wußte sie nicht, daß genau in diesem Augenblick Karl Lorenz von der Seite seines schlummernden Stinekens aufstand und in die Logierstube schlich, denn er fühlte sich plötzlich krank und wollte sein Stineken nicht stören.

Er weckte Sophie und ließ durch sie den Markthelfer bestellen, der solle schnell den Kreisphysikus holen.

Der Arzt kam und verordnete dieses und jenes mit ernstem, undurchdringlichem Gesicht, so daß Sophie, kreideweiß vor Schreck, die Tasse mit dem Kamillentee fallen ließ. „Die Cholera — Herr Doktor? Um Jottes willen, es is doch nich die Cholera?“

„Holen Sie mal den Johann herauf!“ befahl der Arzt, anstatt zu antworten, „wir wollen den Patienten in heiße Tücher schlagen.“

Als aber die atemlose Sophie wieder herauf ge-

feucht kam, noch bleicher und entsetzter wie vorher, und hervorstieß: „Johann kann nich kommen, er liegt in Krämpfen und schreit wie wahnsinnig“ — — Da schickte der erfahrene Arzt das alte, zitternde Mädchen fort, um im Vorzimmer ihrer Herrin zu wachen, und blieb mit dem Markthelfer bei seinem alten Freunde. So lange, bis der gegen ein Uhr morgens den letzten Seufzer ausgehaucht hatte, nach schwerer Qual.

Das ganze Haus roch plötzlich nach Chlor, auf den Straßen roch es ebenso, und nach kaum einer Stunde kamen die nach Wacholderschnaps duftenden Leichenträger mit einem Sarg, und ehe sich noch die Sonne aus dem Gewölk des Augustnebels hervorgerungen und Karl Lorenz sein Haus verlassen hatte, war das Logierstübchen aufgescheuert, standen die Fenster weit aufgesperrt, und die alte Sophie saß blaß wie ein Gespenst auf der Diele und wartete auf das Klingeln ihrer Herrin, die noch fest schlief; sämtliche andere Dienstboten standen und saßen um sie her mit blassen Gesichtern, auf denen sich Grauen und Angst malten.

„Jott im Himmel,“ sagte Sophie zum hundertsten Male, „wie soll ich der Madame das bloß beibringen? Sie stirbt mich doch unter den Händen vor Schreck! Und keine Seele da von der Familie, keins von den Kindern ... keine Seele!“

„Aber gestern ist doch Herr Jule gekommen mit seiner jungen Frau?“ meinte schüchtern die Jungfer.

Sophie fuhr auf: „Jott nee! Wenn man so was hört! Der Jule ist selber noch totkrank und *sie* —?“ Eine Welt von Verachtung lag in den Worten.

Und dann kam der Oberprediger, und Sophie atmete auf: „Doch *eine* Seele,“ murmelte sie, „der unserer

Madam das Furchtbare sagen könnte!“ Und just in diesem Augenblick tanzte die Schelle, die über einem der hohen Schränke hing, und meldete laut, daß die Herrin des Hauses erwacht sei zu einem der düstersten Tage ihres Lebens.

Johannes Lorenz kam nicht nach Haus zur Begräbnisfeier seines Vaters. Er schrieb, er dürfe seine Frau nicht aufregen, sie fürchte sich vor der Cholera. So blieb er in seinem waldumrauschten Ardennenbade, wo es noch keine Cholera gab.

Christine Lorenz war auf dem Friedhofe die einzige der ganzen Familie; so schwach sie sich fühlte, sie hielt sich doch aufrecht. Viele gaben Karl Lorenz nicht das Geleit, nur die Herren vom Kontor und die wenigen guten Freunde, die noch in der verseuchten Stadt geblieben waren. Denn Karl Lorenz' plötzliches Sterben war gleichsam das Signal gewesen zu dem grausigen Todesreigen, der nun in Questenburg anhub. Ungezählte Familien hatten fluchtartig die Stadt verlassen und saßen nun in den Badeorten und Dörfern des Gebirges.

Madame Lorenz bemerkte augenscheinlich gar nicht, wie gering die Beteiligung war. Sie selbst war noch immer nicht recht zur Besinnung gekommen seit ihrer mehr seelischen, als körperlichen Erkrankung. Sie hörte auch nicht, was der neue Diakonus, der den Verstorbenen kaum gekannt hatte, nun an seinem Grabe sprach; er vertrat den Oberprediger, den die furchtbare Seuche wohl auch gepackt hatte, wie ein Bericht aus der Pfarre vermuten ließ.

Die Zeremonie war bald vorbei, der Kirchhofwärter schloß die Tür des Gewölbes, und die Leidtragenden drängten in fast verletzender Eile mit ein paar gemurmelten Worten um die Witwe, der die alte, unaufhörlich schluchzende Sophie zur Seite stand. Madame Lorenz nahm plötzlich ihren Kreppschal ein wenig fester um die Schultern und ging mit herabgelassenem Schleier, gestützt auf das alte treue Mädchen, so rasch sie konnte, dem Ausgang zu. — Die Arbeiter der Fabrik, die fast ohne Ausnahme zugegen waren, wichen ehrerbietig vor ihr zurück, aber sie schien keinen einzigen zu bemerken. „Wenn sie doch bloß weinen könnte!" dachte Sophie tiefbekümmert und schritt hinter ihrer Herrin her.

Als Christine den breiten Mittelgang herausschritt, trat aus dem Seitengang, sich dem Strom der Leidtragenden entziehend, eine schlanke Gestalt in Trauerkleidung. Frau Lorenz sah ihr wie suchend nach — eine Erinnerung stieg in ihr auf . . .

„Jott, Madam," flüsterte Sophie plötzlich, „das is ja doch dem Herrn Jule seine . . ." und sie starrte hinter der Fremden drein, die der langwallende Schleier fast verhüllte.

„Schweig!" herrschte Christine Lorenz sie an und schritt, an den gaffenden Arbeitern vorüber, schnell dem Wagen zu, auf dessen Bock an des verstorbenen Johann Stelle der Kutscher eines Geschäftswagens saß, ein kleiner, schmächtiger Mann, dem die Livree des Verblichenen viel zu groß und weit war.

Stumm saß Christine während der Fahrt ihrer verängstigten alten Dienerin gegenüber, stumm schritt sie, an ihrer Etage vorbei, die Treppe zum zweiten Stock empor und schloß sich, ihrer Gewohnheit gemäß, mit den

Bildern der Eltern ein, um traurige Zwiesprache mit ihnen zu halten.

Sie gedachte des eben Begrabenen, der ihr ein guter Mann gewesen, wenn sie im Anfang ihrer Ehe auch oft mit ihrem Lose gegrollt, und der sich nun, ohne Abschied zu nehmen, von ihrer Seite gestohlen hatte! Sonst, wenn sie ein bißchen geträdelt hatte und er in seiner pünktlichen Art früher fertig gewesen war, pflegte er zu sagen: „Ich geh immer voraus, Stineken! Nimm dir nur Zeit mit dem Nachkommen!" Aber diesmal hatte er nichts gesagt! Ohne ein Wort war er von ihr gegangen. Und vielleicht war's gut, daß er auch jetzt wieder „vorging", denn hatten sie sich nicht auseinander gelebt, seit Julius den törichten Streich gemacht?

Im Anfang war Karl ja auch auf ihrer Seite gewesen, aber seit er mit Grete gereist war, um Julius zu suchen, da ... Nein, gewiß, es war besser so ...

Sie starrte mit fieberheißen Augen durch die Dämmerung des Saales und konnte das Bild der Frau im Atlaskleid und Myrtenkranz nur noch wie durch einen Schleier sehen. Wieviel Elend war über alle gekommen! Erst das mit Hans' und dann Julius' Heirat! Sie hatte keinen zurückhalten können — die Kinder gingen ihren eigenen Weg.

Sechs Wochen waren vergangen nach Karl Lorenz' Tode. — Für seine Witwe Wochen der tiefsten, traurigsten Einsamkeit in dem leeren Hause auf dem Sankt-Marien-Kirchplatz; — für die jungen Leute in der Walkemühle Wochen des schwersten Herzeleides.

Besonders Grete konnte sich gar nicht fassen, denn

mit dem alten Herrn war ihr die mächtigste Stütze für ihre Lebensstellung genommen, mit ihm hatte sie ihren wärmsten Fürsprecher, ihren besten Freund verloren.

Weder Christine noch die junge Frau hatten des Sterbens acht gehabt, das rings um sie her wütete.

Madame Lorenz schloß sich gänzlich ab. — Sie war nicht geflüchtet, wie die meisten taten, die irgend die Mittel dazu besaßen, der grausigen Seuche zu entgehen. Das hätte sie der Arbeiterschaft des Geschäfts, die dann ganz verwaist gewesen wäre, nicht angetan. — Aber sie hatte sich mit der alten Sophie von der Außenwelt isoliert, sie wollte von all dem Grausigen nichts wissen, gab nur mit vollen Händen Geld zur Linderung des unsäglichen Elends.

Auch das junge Paar auf der Walkemühle lebte, als ob es eine Seuche nicht gebe. So wollte es der Arzt in Rücksicht auf den genesenden Mann, und so blieb es, bis eines schönen Tages die alte Amalie Wurmstich kam und der jungen Frau berichtete: Dunas Mutter sei ganz plötzlich gestorben und das arme Mädchen graule sich so in dem einsamen Quartier. Ob Grete denn nicht Raum für sie habe? Und Grete hatte die arme Duna mit offenen Armen aufgenommen.

Das war vor etwa acht Tagen gewesen. Seither saßen sie nun in dem alten Gartensaal in Trauer und Niedergeschlagenheit, wenn die Frauen allein waren, in einer leisen gemachten Sorglosigkeit, so lange Julius bei ihnen weilte. Denn Trauriges sollte ihm ferngehalten werden.

Anfang November ließ endlich die Seuche nach.

Die alte Wurmstich brachte auch diese Botschaft persönlich zur Walkemühle hinaus.

Sie traf Grete und Duna am großen, runden Empiretisch, auf dem zwei Schiebelampen brannten, mit den Ölkästen gegeneinander gestellt, damit niemand in der Runde einen Schattenplatz haben sollte. Duna las Freitags „Soll und Haben", das Grete noch nicht kannte, vor, und Jule Lorenz wanderte nachdenklich mit unhörbaren Schritten auf und nieder.

Er sah bleich aus und hatte ein paar unjugendliche, tiefe Falten auf der Stirn, denn er empfand täglich stärker das gänzliche Schweigen, das seine Mutter wie eine Mauer zwischen ihnen aufrichtete.

Er wußte nichts von ihr als das, was der Medizinalrat ihm mitteilte, nämlich: daß die Eröffnung des Testaments erst nach Johannes' Rückkehr stattfinden konnte, daß dieser Heimkehr bis jetzt die Cholerafurcht der Frau Blanka entgegengestanden habe, und daß Frau Johannes Lorenz vor zirka fünf Wochen zur Freude ihrer Schwiegermutter einem Töchterchen das Leben gegeben habe.

Das war alles. — Aus tiefen Gedanken emporschreckend, blickte Julius der alten Frau entgegen, die drollig geziert ins Zimmer trat und wichtig wie immer vor ihm knickste.

„Ich störe doch nicht? — Guten Abend, Herr Lorenz. Guten Abend, meine Damens; es ließ mir keine Ruhe, — ich muß doch erzählen, daß die Cholera erloschen ist! Prompt auf den fünften November, — polizeilich erloschen! — Die Witwe Lutzen hat's mir erzählt. Sie weiß's vom Nachfolger ihres Mannes; der alte, dicke Lutze hat ja doch auch noch zuguterletzt dran glauben müssen. Sie haben's woll gehört? Seit drei Tagen ist nu kein Fall mehr gemeldet; Gott sei Dank, daß

man wieder ohne Angst seine sauren Jurken essen kann und wieder ein Glas Milch trinken darf."

Grete und Duna nahmen der Alten freundlich Tuch und Kapuze ab und nötigten sie aufs Sofa.

„Ach laß nur, Jrete,". wehrte die Wurmstich, als Grete Kaffee bestellen wollte, „es ist ja doch gleich Abendbrotszeit, da will ich mir den Appetit nicht verderben. — Ich habe dir übrigens ein paar von meinen selbsteingemachten Jurken mitgebracht. — Und denkt nur! Ich bekomme nun auch schon wieder Arbeit. Die Questenburger haben sich besonnen; du glaubst gar nicht, Jretchen, lauter Änderungen an Wäsche, nichts wie Umzeichnen von Namen. — Ihr glaubt ja nicht, Kinder, was für ein Erben und Sterben gewesen is in der Stadt und in den großen, vornehmen Häusern! Was bloß so allein bei den Vollbrings für ein Teilen losgegangen ist, wie die Frau Ökonomierätin gestorben is," fuhr sie eifrig fort, „hundert Dutzend Servietten und mehr — alles selbst gesponnen und eigen gewebt. Übrigens, Dunachen, in Ihrer Wohnung ist alles sauber und wohlverschlossen, und die Wäsche liegt frischgewaschen in der Wohnstube auf dem Tisch. Sie ist ordentlich ausgekocht. Ich habe gestern nämlich nachgesehen. — Die Wirtin lüftet brav in den Stuben, — ja, und was ich noch sagen wollte, Sie wissen vielleicht noch gar nicht, Herr Julius, Ihr Bruder ist ja heute mittag wieder gekommen mit Sack und Pack und Kind und Kegel. — Ich ging da zufällig über den Marienkirchplatz, als die große Kutsche von Ihrer Frau Mutter kam, und da sah ich man, wie sie alle ausstiegen, der Herr Bruder und seine junge Frau und so 'ne Amme mit kunterbunten Bändern. Sie trug das Kind. —

Großartig fein sah der Wurm aus, nichts wie Spitzen und Säumchen und Seide und Mull — —"

„Ach, ist der Johannes da?" meinte Grete scheinbar gleichgültig und streifte scheu Dunas blasses Gesicht, das sich in diesem Augenblick tief über die Näherei beugte.

„Ja, Jrete, er hat woll müssen! Die Sophie hat der Lutzen gesagt, die alte Dame hätte auf einmal die Geduld verloren und telegraphiert, nu möchten sie kommen, denn das Testament sollte nu endlich mal aufgemacht werden! Und da haben sie sich ja woll herbemüht! Jotte, Jrete, nu is ja dein Mann aus der Stube gegangen? Ich spreche ihm gewiß zu viel? Aber ich gehe nachher gleich wieder — es ist mir so wie so unheimlich, spät abends von hier nach der Stadt zu gehen."

„Julius ist noch immer recht nervös," entschuldigte Frau Grete ihren Mann.

„Ach, natürlich, es wird ihm auch alles mögliche im Kopfe herumgehen, schon das mit 'n Testament. — Aber dann, paß nur auf, Jrete, dann wird auch Ruhe! Dann könnt ihr sorgenlos leben, ihr zwei, denn dein Schwiegervater hat, wie die Leute sagen, Jeld wie Heu zusammengebracht!"

„Mir wäre es lieber, er lebte noch!" sagte Grete sorgenvoll. „Denn das Geld, das möglicherweise an Julius kommt," — sagte Grete.

„Möglicherweise? Nu doch allemal! Was du dir nur wieder zusammendenkst! Übrigens, was hin ist, ist hin, Jrete, Ihr müßt Euch mit all den anderen trösten! Nicht, Fräulein Duna? Wie viele sind nicht mehr und haben nichts wie Elend hinterlassen! Zum

Beispiel der alte Oberst von Ziegenfels! Von dem seiner Pension haben sieben Töchter mitgelebt — was fangen die nun an? Davor kann ich meiner Seele manches liebe Mal nicht einschlafen, und es geht mich doch gar nichts an."

„Ja," sagte Duna leise, „es geht vielen noch trauriger wie mir."

Aber Grete schwieg dazu; sie horchte nach der Türe hin, hinter der sie ihren Mann wußte.

„Weißte, Grete," meinte plötzlich Amalie Wurmstich und erhob sich, „nu jeh du man zu deinem Manne, ich komme lieber ein andermal wieder, wenn alles in Ordnung ist mit euch. Fräulein Dunachen, bringen Sie mich doch ein Stückchen man bloß über den Hof weg und über die Brücke! Ich hab' eine schauderhafte Angst vor dem finstern Steg am Wasser, bei der Stichdunkelheit unter die Bäume."

Sie hüllte sich trotz des schwachen Protestes der jungen Frau in ihr Tuch und zündete das Lichtstümpfchen in ihrer großen Laterne an, — dann gab sie Grete die Hand und ging mit Duna zusammen hinaus.

„Das is nu das Jlück," schrie Amalie Duna in die Ohren, als sie beim starken Rauschen des aufgezogenen Wehres auf dem schmalen Steige hinschritten unter den hohen Bäumen, „einen einarmigen Mann und 'ne unversöhnliche Schwiegermutter! Sie soll ja gesagt haben, sie würde Julienssen schon noch befreien von der Jrete, koste es, was es wolle!"

„Ach, Madame Wurmstich, Sie müssen nicht alles glauben, was Sie hören," sagte Duna. Übrigens irrt sich Madame Lorenz, die Liebe der beiden hält fester wie Ketten und Stricke."

„Na ja, Fräulein Duna, so spricht man, wenn man jung ist! Jott, ich glaube ja auch an die Liebe von den beiden, — aber steter Troppen höhlt den Stein! Das ist ein wahres Sprichwort. An Quälereien und Quengeleien ist schon manche große Liebe gestorben."

Die alte Frau brummelte noch mehr vor sich hin, aber das verstand Duna nicht mehr.

Als sie jetzt aus der tiefen Dunkelheit der Bäume traten, legte Madame Wurmstich die Hand auf die Schulter des jungen Mädchens.

„Dunachen, Sie gefallen mir nicht, Sie drömmeln zu sehr vor sich hin, — 's kommt nichts bei 'raus bei die Drömmelei, arbeiten Sie! Sie können's ja! Ich sage Ihnen, Weißnähen ist ein schönes, sauberes Metier, und jetzt ist was zu machen in dieser Branche, — ich will's mal näher mit Ihnen besprechen in diesen Tagen. Sehen Sie, keiner hilft Sie von Ihren Standesgenossen — bis auf Julius Lorenz. Und ob der's in alle Ewigkeiten kann? Wo er doch noch gar nicht weiß, wie's wird? — Also geht's auch keinen was an, wenn Sie ein Geschäft aufmachen, Dunachen. Die tausend Dhaler, die Sie haben, sind ein ganz nettes Anfangskapital, und ich helfe noch mit ebenso viel von meinen Spargroschen. Wie ich Sie kenne, ist Sie Gnadenbrot was Zuwidres, und Gesellschafterinspielen, das muß man so 'ne Damen überlassen, wie die Fräulein von Ziegenfels, die nich zufassen gelernt haben. Überlegen Sie's sich. — Bretschneider und Bock geben jetzt die Weißwaren auf in ihrem Geschäft und richten eine Garderobeabteilung ein. — Und wer ist denn sonst noch da für Taschentücher, Hemden, Chemisetten und feine gestickte Unterröcke und all so was! Na, weiter keiner in janz

Questenburg! Überlegen Sie, mein Döchterken. Und dazu kommt ja nu ein ganzes Bataillon Infanterie mit seine Offiziersfamilien, — Herren, Damen und Kinder her. Was da alleine für Kittelschürzen gebraucht werden! Und im April wird die Bahn eröffnet, und da gibt's auch feine Leute, so zum Beispiel wie der Bahnhofsinspektor; und was sie nicht selber brauchen, braucht's Personal an Vorhemdchen und Manschetten, und die jungen Stubenmädchen an Schürzen und Hauben. — Gu'n Abend, Fräulein Duna, — überlegen Sie's sich — und schönen Dank für die Begleitung!"

Die alte Seele klopfte Duna noch einmal so energisch und wohlwollend auf die Schulter, daß sie beinahe zusammenbrach.

Dann stand das Mädchen allein in der Dunkelheit und sah dem Schein der Laterne nach, die die alte Frau vor sich her trug auf dem einsamen Weg an der Queste.

Duna wandte sich um und ging zurück. Recht hatte die wunderliche, alte Seele ja, — wenn Duna selbst sich nur nicht gar so müde und kraftlos gefühlt hätte! Nicht einen Funken Energie hätte sie augenblicklich aufzubringen vermocht zu einem einzigen Schritt auf dem Wege der Selbständigkeit.

Es wäre doch eigentlich das beste gewesen, sie wäre mit der Mutter dahin gegangen, von wo kein Wiederkommen ist!

Wie sie es sich ausmalte, ihr Leben hinter der tickenden, surrenden Nähmaschine und am großen Zuschneidetisch, da überkam sie ein wahrer Ekel! — Nein, nein! Sie hatte es sich einmal anders gedacht — so schön und so glücklich. — Wie abwehrend streckte sie die Hände vor sich hin in die Dunkelheit. — Aus den Fenstern hinter dem Ge-

zweig jenseits des Flusses kam Lampenschimmer und tanzte auf den Wellen des Wassers — so friedlich und heimatlich winkte er zu ihr herüber — aber er bedeutete für sie keine Heimat, nur eine kurze Rast am Wege des Lebens. — Sie wollte ja auch arbeiten, wollte kämpfen, gewiß. — Aber noch ein Weilchen des Ausruhens wollte sie haben, des Sammelns, der ungestörten Trauer um alles, was sie verloren hatte! — „Nur noch ein paar Wochen," dachte sie. — Und nun hatte es die alte Frau mit einmal so eilig, sie aufzurütteln, sie hinein in neuen Kampf zu stellen. Duna schreckte plötzlich zusammen. Aus dem Dunkel hinter ihr kamen Schritte, eilige, leichte Männerschritte. — Sie wich zur Seite und ging rascher dem Eingang des Mühlenhofes entgegen, zu dem das Brückchen hinleitete. Aber so sehr sie auch eilte, kurz vor der Haustüre hatten die Schritte sie doch eingeholt. Duna erkannte im Schein der großen Laterne, die oben in der Verglasung der Haustür nach draußen und drinnen leuchtete, — zu ihrer Bestürzung Johannes Lorenz. Sekundenlang schlug ihr das Herz so stark, daß es ihr fast den Atem nahm, — dann ward es ebenso plötzlich still, — eine Empfindung eisiger Kühle beschlich sie. — Sie neigte ein wenig den Kopf auf Johannes' Gruß, ging die Stufen hinan und trat in das Haus. — Der Mann hinter ihr zögerte einen Moment, er mochte sie auch erkannt haben.

Oben in ihrem kalten Zimmer, dessen Fenster weit geöffnet standen, setzte sich Duna auf den erstbesten Stuhl und versuchte Herr über ihre zitternden Nerven zu werden.

Johannes hier zu sehen hatte sie nicht erwartet. Was wollte er nur? Heute mittag erst war er in

Questenburg eingetroffen, — und jetzt schon kam er heraus und zu Fuß? Aber schließlich — er hatte ja das Recht dazu trotz der Feindschaft mit Julius; vielleicht war er gekommen, um sich mit dem Bruder zu versöhnen? Mochte dem aber sein, wie es wollte, — ihres Bleibens war hier nicht mehr! Das war ihr eben klar geworden. Aber wohin? Duna fröstelte. Der einzige Verwandte, den sie besaß, der Bruder ihrer verstorbenen Mutter, hatte ihr ein kurzes Verweilen in seinem Hause angeboten. Aber das wäre auch nur für einige Wochen, nur, bis sie eine Stellung gefunden! Der Onkel hatte mehrfach betont: er könne Duna leider nicht bitten, für immer in sein Haus zu kommen, denn er habe ja selber acht Kinder. — Also dorthin konnte sie nicht. — Und die Brüder? Der älteste, der just seinen Doktor gemacht hatte, war gefallen, die anderen rangen jetzt selbst schwer um eine Lebensstellung, jung und unbemittelt, wie sie waren. Und dennoch — fort mußte sie, das stand fest; sie durfte Johannes nicht mehr begegnen. — Duna sprang auf und schloß rasch die Fenster, — denn unter ihr, aus dem Gartensaale, klang Julius' Stimme laut herauf, und sie durfte und wollte nichts hören.

Gleich darauf schlich sich Grete ins Zimmer und setzte sich neben Duna aufs Bett, — blaß und mit sorgenvollen Augen.

„Weißt du, wer unten ist?" fragte sie leise.

„Ja," antwortete Duna, — „ich bin ja mit ihm zusammengetroffen vor der Haustüre —"

„Und weißt du, was er will, Duna?"

„Wie kann ich das wissen? Weißt du es nicht?"

„Ich denke, er will mit Julius sprechen — meinetwegen — Julius soll mich lassen —," sagte Grete tonlos.

„Aber da gibt es doch nichts zu reden, Grete — ängstige dich doch nicht," bat Duna die zitternde junge Frau.

Die aber redete aufgeregt weiter.

„Ich war grad mit Julius wieder im Saal, als die Wurmstichen sich verabschiedet hatte, und wir warteten nur auf dich. Da steht er auf einmal mitten im Zimmer, streckt Julius die Hand hin — und sagt: ‚Na, guten Tag, du armer Kerl, daß wir uns so wiedersehen müssen!' — Von mir nahm er gar keine Notiz. Erst als Julius sagte: ‚Grete, darf ich dir deinen Schwager vorstellen?' da machte er mir so 'ne steife Verbeugung. Und dann fragte er: ‚Julius, kann ich dich ein paar Minuten unter vier Augen sprechen? Ich komme im Auftrage von Mama.' Da bin ich natürlich sofort gegangen — —"

Duna schwieg. Sie dachte an das, was Amalie Wurmstich über Grete gesagt hatte.

Kein Ton drang mehr von unten herauf. Eine große Stille war um die beiden bangen, jungen Menschenkinder.

So verging eine lange Zeit.

Endlich klopfte der Diener an: „Die Damen möchten hinunter kommen."

„Ist der Herr noch da?" fragte Duna schnell.

„Nein, Fräulein Sperling, er ist schon vor zehn Minuten gegangen."

Da liefen sie beide die Treppe hinab, und Grete sah fragend auf ihren Mann.

Aber Julius saß scheinbar gleichgültig am Tisch und mühte sich, mit der einen Hand ein Stück Schinken zu zerschneiden.

„Da siehst du's, Grete, — ich werde nicht fertig ohne dich," sagte er scherzend.

Sie zerschnitt ihm das Fleisch mit zitternden Fingern.

„Sag's, Julius, — Duna kann's ja hören, — was will Mama von dir?" stieß Grete hervor.

„Der Johannes sollte nur nachsehen, ob ich schon gesund genug sei, um der Testamentseröffnung beizuwohnen, die in drei Tagen erfolgen soll! — das ist alles —"

„Du gehst doch hin?"

„Selbstverständlich! — Nur das darauffolgende Familienessen im kleinsten Kreise lehnte ich dankend ab."

„Aber warum? Gehe doch lieber, — sei nachgiebig," bat Grete rasch.

„Ich denke nicht daran, liebes Kind! Ich besuche Familienfeierlichkeiten nur in Begleitung meiner Frau."

Grete ward bleich bis in die Lippen. „So," sagte sie leise. „Nun fängt es an."

Er bemühte sich, sorglos zu lachen, aber es gelang ihm nicht recht.

„Kind," sagte er dann, „was willst du nur? Wir haben es doch oft genug ausgesprochen, daß wir beide uns genug sind."

Da fühlte sie, daß sie in diesem Augenblick die Stärkere sein müsse, und nickte ihm zu. „Ich will gewiß nichts weiter, Schatz!"

„Na also — dann sind wir ja wieder einig! Am siebenten wird das Testament eröffnet, alles weitere findet sich dann."

Grete schwieg. Sie wollte nicht fragen: „Was habt ihr sonst noch miteinander geredet?"

Aber er kam selber damit heraus. „Johannes habe davon gesprochen, daß sein Töchterchen demnächst getauft werden solle. Es sei ein so zartes, kleines Wesen,

daß Blanka gleich heute nachmittag mit der Mutter auf Kriegsfuß geraten sei. Denn die hatte ganz betroffen gesagt: ‚Ach, du armes Kind, aber Blanka, siehst du, das ist die Folge deines Schnürens!‘ Damit habe ja Mutter eklig ins Fettnäpfchen bei der jungen Mama getreten. Und dann habe er noch erzählt, daß es die höchste Zeit sei, er baue sich ein Haus, recht weit ab vom Geschäft und von der Mutter; erstlich um derartige Zusammenstöße künftig zu vermeiden und zweitens, damit das Kind viel frische Luft habe, denn es sei tatsächlich ein kümmerliches Endchen Menschheit. Um das Grundstück handle er ja schon lange, sei auch soweit einig mit dem Besitzer, — draußen die große Gärtnerei mit dem Koniferenbestand am Lustwäldchen; es frage sich ja nun nur noch, wie Vater das Testament gehalten habe, denn, wenn es noch das alte sei von vor acht Jahren, das er gemacht habe, als er an der Lungenentzündung so schwer krank war, dann hätte ja Mutter allein zu bestimmen, — aber er hoffe doch, Vater habe ein Kodizill hinterlassen, — und zum Schluß meinte er noch, wir, er und ich, wollten doch alles vergessen und zusammenhalten, denn Mama gegenüber müsse man notwendig in geschlossener Reihe stehen!“

„Und was sagtest du?“ fragte Grete mit gesenkten Augen und nahm wie spielend ihr Besteck wieder auf.

„Ich sagte ihm, der Bibelspruch in unserer Jungensstube, den Mutter uns nach einer gehörigen gegenseitigen Prügelei eines Tages dorthin gehängt, sei mir noch sehr wohl im Gedächtnis: ‚Siehe, wie fein und lieblich ist es und so weiter.‘ Aber wie man in den Wald rufe, so schalle es auch heraus. Wir unserer-

seits, nämlich du und ich, Grete, hätten übrigens nichts einzuwenden gegen Verträglichkeit und Frieden —"

„Wir unsererseits?" warf Grete ein. „Du wolltest wohl sagen, ‚ich — meinerseits —'!"

„Nein, gerade das ‚wir' betonte ich." Die junge Frau lachte nervös und wandte sich, um das Thema zu verlassen, an ihre Tischgenossin, die still, ohne zu essen, ihr gegenüber saß.

„Aber, Duna, du mußt besser essen! Wie willst du gesund werden, wenn du an allem bloß schnupperst?" tadelte sie freundlich. „Mein alter Großvater sagte immer: ‚Die Maschine will Öl', — und der Organismus des Menschen ist die feinste Maschine, die es gibt!"

Duna lächelte ein bißchen und schob ein winziges Stückchen Schinken in den Mund.

Als die Gravensteiner Äpfel zum Nachtisch gegessen waren, zog sich Julius mit dem Diener ins Schlafzimmer zurück. Grete nahm den Schlüsselkorb und hielt in der Wirtschaft Umschau, kam zurück und saß noch ein Weilchen bei Duna am Tisch.

„Lasse dich doch nicht so verstimmen durch den Besuch vorhin," sagte die junge Frau, „ein zweites Mal kommt der Johannes schwerlich wieder. Er ist doch nur im Auftrag seiner Mutter hier gewesen — wegen der Testamentseröffnung."

„Woher willst du wissen, daß er nicht öfter kommt, Grete? Du hast doch selbst gehört, daß Johannes erklärt hat, die Brüder müßten zusammenhalten gegen ihre Mutter."

„Du hast aber auch gehört, was Jule geantwortet hat. Jule scheint mir gar nicht sehr für ein Hand-in-Hand-gehen zu sein in diesem Falle."

„Grete, sei mir nicht böse, aber ich muß fort! Es geht über meine Kraft! Ihr seid so gut und treu — aber die Angst, ihn wiederzusehen, ertrage ich nicht."

„Ja, Duna, wo willst du denn aber hin, um des Himmels willen?"

„Zur Base Wurmstich," erklärte schnell das Mädchen.

„Na, Duna, es gibt ja schlechtere Plätze für ein junges Mädchen, das ein Herz voll schweren Leides hat. Die alte Amalie ist eine ehrliche, treue Seele — aber, ob du ihr sonderbares Gehabe auf die Dauer ertragen wirst?"

„Wir wollen arbeiten zusammen," antwortete Duna, „wir wollen einen Laden auftun."

Grete saß still und dachte nach. Dann meinte sie: „Die Idee ist gut. Du weißt ja, Duna, daß ich früher, wenn die alte Amalie die Rede auf solch Unternehmen brachte, selber mit Feuer und Flamme dabei war, — aber — —"

„Aber nun brauchst du mit dergleichen nicht mehr zu rechnen," unterbrach Duna sie.

Grete sah traurig an ihr vorüber.

„Wer weiß?" sagte sie leise.

Duna lachte ein bißchen. „Das ist doch jetzt völlig ausgeschlossen."

„Glaubst du?" fragte die junge Frau. „Ich sage dir, Duna, mir ist mehr als bange zumute. Nicht um das bißchen Mammon! — Jule hat ja nichts Ehrenrühriges getan, und die Mittel zum Leben muß ihm seine Mutter ohne weiteres geben. Und wenn nicht, ich wollte uns schon beide durchbringen, wenn er wirklich enterbt werden sollte. Nein, es ist anderes, was mich quält! Es kommen mir oft so schwere Gedanken,

alles mögliche Schreckliche mal' ich mir aus. Denn siehst du, Duna —, ich würde schon zufrieden sein mit solchem Leben, ich für meine Person kenn's ja nicht anders, als so von der Hand in den Mund, aber er, Duna! Er! Wenn seine Mutter in ein paar Tagen Universalerbin wird, und wenn sie erklärt: ‚Mein Junge, du hast gegen meinen Willen geheiratet —, trenne dich von der hergelaufenen Person oder — sieh zu, wo du bleibst' —, — dann ist das Unglück fertig —, denn das könnte ich nicht ertragen, daß er meinetwegen etwas entbehrt! Gewiß — er würde sich nicht beklagen, er würde alles auf sich nehmen! Zuerst, Duna! Aber die Stunde würde schon kommen, in der er unterliegen würde —, und wenn ich mir das so ausmale, Duna, dann packt mich jetzt schon die Verzweiflung! Du weißt nicht, wie oft ich am Fenster stehe, nachts, wenn Julius ruhig schläft, und hinunter in das Wasser sehe, das da an der Mauer vorbeischießt, und immer male ich mir aus, wie ich da mal hinunterspringen werde — eines Tages ..., wenn es so kommt —"

„Aber Grete!" rief das Mädchen erschreckt, „wie kannst du dir nur so Greuliches ausdenken? Denke lieber dran, was aus Julius würde, wenn er dich etwa nicht mehr hätte —?"

„Ach, er bekäme zwanzig für eine, so liebenswürdig wie er ist und so schön. — Aber siehst du, dann kommt auch der Trotz und der Egoismus, und ich nehme mir vor —, du gibst ihn nicht her —, du kannst es nicht. Duna —, ich will ja alles ertragen, was seine Familie mir antun mag, Verachtung und Gehässigkeit, nur bei ihm bleiben muß ich, Duna —, und deshalb rede ich ihm zu, daß er seiner Mutter nachgibt, zu allem ja

sagt, was sie will — nur nicht in dem einen! — Ach — mir ist's ja so gleichgültig, ob sie mich als Tochter anerkennt oder nicht. — Ich will ja gerne hier draußen bleiben in aller Zurückgezogenheit und ihm sein Heim behaglich machen, ihm helfen, ihn führen —, wenn's nur ... — Und wenn ich ihn nur eine Stunde des Tages sehe —, wenn ich nur nicht ganz fort muß von ihm —"

Und die sonst so zuversichtliche Grete nahm ihr Taffetschürzchen vor das Gesicht, um ihre Tränen zu verstecken; dann ging sie auf die Gartentür zu, die der Diener nach jeder Mahlzeit zu öffnen pflegte, und verschwand in dem Dunkel der Herbstnacht. —

Duna folgte ihr. Sie verstand es nur zu wohl, dieses Bangen und Zagen, diese Furcht vor stets neuen Kämpfen und Nörgeleien, die auch den stärksten und mutigsten Menschen endlich erschlaffen und erlahmen mußten. Wie eine Vision sah sie plötzlich Frau Christines Gesicht mit dem Zuge um den Mund, der so streng geworden war, seitdem sie den Sohn an Grete verloren. Eine Gegnerin würde sie Grete sein, die leicht Siegerin bleiben könnte, wenn es ihr gelang, die Liebe der beiden zu erschüttern. Aber an diese Möglichkeit nur zu denken, wäre Frevel gewesen, fühlte Duna. Diese junge, starke Leidenschaft war zu echt und zu wahr. —

Als sie jetzt neben Grete stand, die auf den Stufen des kleinen weißen Biedermeierhäuschens hockte, kaum erkennbar in der Dunkelheit, sagte sie: „Du mußt deinen Mann und seine Liebe zu dir nicht kränken, auch in Gedanken nicht, liebes Herz. Er hat dir zum Zweifel keine Veranlassung gegeben. Du mußt

dir selbst auch mehr Macht zutrauen, dich nicht so gering einschätzen. — Komm, Grete, sei ruhig! Du wirst schon den ersten Platz behalten in seinem Herzen."

Sie schlang den Arm um die Weinende und zog sie zärtlich zu sich empor. — Eng umfaßt wanderten sie noch ein Weilchen in den nachtdunklen Wegen umher und sprachen sich gelegentlich Mut ein und gelobten, einander nie zu verlassen, wie so junge Menschen wohl tun in ihrer Angst vor der drohenden unbekannten Zukunft. — Bald siegte auch Gretes Heiterkeit, sie war wieder voll Zuversicht und Glück. —

„Unsere Liebe ist ja zu schön und heilig, sie kann nicht untergehen, Duna."

„Ja," sagte das Mädchen kurz, „Liebe, die vergeht, — war keine —"

„Und darum sollst du auch wieder froh werden und sollst die wahre Liebe noch finden, du liebes Tierchen du!" tröstete Grete.

Aber Duna schüttelte den Kopf. —

„Niemals, Grete, denn ich habe Johannes bis zur Stunde nicht vergessen können, und all mein Stolz und all meine Verachtung, die ich vor den Menschen zeige, die sind gemacht, daß du es nur weißt, — und wenn du mir jetzt sagst, ‚Duna, wie ist's möglich, daß dir dieser unbedeutende Mensch, der dich so verletzt und betrogen hat, noch immer im Herzen sitzt?' dann kann ich dir auch keine Erklärung geben. Aber es ist nun einmal so! Ich zittere, wenn ich nur seinen Namen höre, ich denke unausgesetzt an ihn und bange und sorge mich um sein Glück. Und wie Julius vorhin erzählt hat, daß sein Kind ein elendes, miesriges Würmchen ist, da hätte ich schreien können, so weh tat es

mir. Denn ich ahne, wie ihn das schmerzen muß. — Tausendmal frage ich mich: Schämst du dich denn nicht? Hast du denn gar keinen Stolz? — Aber ich hab' weder Stolz noch Scham, nur Schmerz, daß ich ihn so verlieren mußte. — Ich liebe ihn und bitte nur Gott, daß Hans es nie erfährt. — Auch du darfst niemand erzählen, was ich dir eben sagte, Grete, auch Julius nicht! — Aber einmal, siehst du, einmal habe ich mich aussprechen müssen! Einer muß es wissen, daß ich nicht verachten kann, weil ich liebe." — Noch einmal küßten sie sich, — dann stieg Duna die Treppe empor in ihre Stube und weinte sich in den Schlaf, wie schon so manchen Abend ihres jungen Lebens.

In der Frühe des 7. November hatte Madame Lorenz den Wagen geschickt, um Julius zur Testamentseröffnung abzuholen, die um elf Uhr vormittags stattfand. Grete hatte ihn fast fußfällig gebeten, er solle seiner Mutter nachgeben, und doch auch zu Tisch bei ihr bleiben, aber er hatte ihr gar nicht darauf geantwortet. — Nun saß sie in der Dämmerung des frühen, merkwürdig warmen Novemberabends im Saal am Fenster und erwartete ihn. Sie würde den Wagen, der ihn heimbringen mußte, schon jenseits der Gartenmauer erkennen, denn die Sträucher und Bäume waren bereits stark gelichtet. Sehr still und heimlich war es um sie her, im Gegensatz zu dem Aufruhr in ihrem stürmenden, zitternden Herzen.

Duna war in die Stadt gegangen, da sie genau wußte, sie könne Johannes Lorenz heute nicht begegnen. Sie wollte einmal nach dem Rechten sehen in der verlassenen Wohnung, die noch bis 1. Januar die ihre

war, und dann abends noch auf ein Stündchen zu einer alten Freundin ihrer Mutter gehen, die in der schlimmen Cholerazeit ihren einzigen Sohn verloren hatte.

Das junge Paar in der Walkemühle würde sich heute viel zu sagen haben, so war's ganz gut, Julius fand Grete allein, wenn er aus der Stadt wieder heimkehrte. —

Grete war voll peinigender Unruhe. Wie würde sich ihr Leben gestalten, wenn die Eröffnung vorüber war? Es mußte ja irgend etwas geschehen. — Julius' Barmittel waren erschöpft, und wovon sollten sie dann leben? Die Pension, die Julius bekam, die reichte ja nicht hin und nicht her —, sein hilfloser Zustand erheischte zu viel. Überdies bestand der Arzt dringend auf einer Erholungsreise für Julius erst nach Wiesbaden, dann nach dem Süden. Und Julius selbst wollte der Ausblick in eine untätige Zukunft nicht behagen. Wer aber würde ohne weiteres dem Einarmigen eine Stellung geben? Und was für eine? Das väterliche Geschäft wäre eben doch das einzig richtige für ihn! Und ohne Zweifel würde er dort auch seine Lebensaufgabe finden, — wenn — — sie nicht wäre. Und Grete stand wiederum vor dem Schreckbild, das sie so oft schon quälte, sah ihn enterbt und verstoßen, wollte von ihm gehen und sah, wie der Mann sie nicht lassen wollte, weil er eben ein Ehrenmann war. Und ihre verzweifelten Gedanken endeten wieder bei dem Mühlbach. Denn sie durfte Julius nicht verkommen lassen in Armut und Unzufriedenheit. — Ja, wenn er der gesunde, junge Mensch noch wäre, mit dem sie damals vor dem Altar des Kirchleins in Helgoland gestanden! — Aber so, hilflos, dem Mangel preisgegeben?

— Oder wenn er aus kleinen Verhältnissen stammte und Behaglichkeit und Luxus nicht entbehrte, weil er dergleichen nie gekannt! Mußte sie sich nicht zum Opfer bringen? Nur leben, leben konnte sie dann nicht! — —

Was war ihr nur, daß sie so mutlos zitterte — sie, die so resolut und frisch sonst war? Die Seelenangst dieser letzten Wochen hatte sie wohl mürbe gemacht. Auch jetzt wieder, wie der Zeiger der Uhr unaufhaltsam weiterglitt, steigerte sich ihr Zustand zu einer unsäglichen Qual, — einer fremden, sonderbaren Angst, die fieberhaft in ihren Adern klopfte. „Nur nicht krank werden," flüsterte sie vor sich hin, „nur jetzt den Kopf oben behalten!"

Endlich sah sie die Laternen des Wagens schnell hinter der niederen Mauer vorüberhuschen. — Sie richtete sich empor und wollte ihm entgegen, aber dann sank sie wie von einer schreckhaften Offenbarung überwältigt wieder in den Sessel zurück, ihr Kopf ruhte einen Moment mit geschlossenen Augen an der Lehne, und um ihren erblaßten Mund zitterte etwas wie ein wirres, staunendes Lächeln. —

Das also? Das sollte ihre Unruhe bedeutet haben, ihre Angst — ihre Niedergeschlagenheit? Und in dieser Minute wurde es ihr klar, wo ihr Mut so klein, so gesunken war! Nun wußte sie ja, daß sie auf ihrem Posten bleiben müsse, ganz gleich, ob sie von der Familie anerkannt werden würde oder nicht, denn sie hatte heilige Rechte, — sie vertrat die Rechte ihres Kindes. —

Sie richtete sich auf und sah ihren Mann ins Zimmer treten, sah seine Augen nach ihr spähen, sah ihn herüber-

kommen zu ihr und sah ihn niederknien vor ihrem Sessel. —

„Grete,“ sagte er mit weicher Stimme, viel zu weich für die gemachte Fröhlichkeit, die er seinen Augen zu geben trachtete, „ich bringe dir keine guten Nachrichten, aber doch nicht so schlechte, wie ich eigentlich erwartet hatte. Wir werden immer nur uns haben, Mutter ist unversöhnlicher denn je. — Aber ich weiß es, wir sind uns beide genug, — und du bist tapfer und hängst nicht an äußerem Schein.“

„Wir werden nicht immer nur uns haben, Jule,“ antwortete sie, und lachte ihn an. — Purpurrot wurde sie in diesem Moment. Dann ein fragender Blick von Auge zu Auge, und er hatte verstanden. Und dann sah die junge Frau ihren Mann weinen. Zum ersten Male sah sie, wie schwere Tropfen über seine Wangen flossen, die er ungeschickt genug mit seiner einzigen Hand zu trocknen bemüht war. Sie nahm ihm das Tuch weg und tupfte die Tränen auf und drückte seinen Kopf an ihr Herz, unter dem zaghaft und schüchtern ein kleines Herz sein Schlagen begonnen hatte. Ein kleines Herz, das ihnen beiden gehörte.

Sie hatte ihren Mann als Knaben, als Jüngling gekannt; niemals hatte sie ihn weinen sehen. Sie war bei ihm gewesen, als man ihm nach der Amputation gesagt hatte, daß der Verlust seines Armes nötig gewesen sei für die Erhaltung seines Lebens und daß er fortan ein Krüppel bleiben werde, und er hatte ihr zugelächelt: „Nur zu, wenn's sein mußte — meine Frau mag mich auch so leiden, — und er hatte seine Tränen männlich unterdrückt, als ihm der alte Arzt des Vaters Tod mitteilte. — Jetzt weinte er. — Die Freude über

die Kunde, die Grete ihm brachte, löste die bange Spannung aus, die ihn seit des Vaters Tode in Bann gehalten hatte, seine von der Verwundung geschwächten Nerven gaben nach. — Aber sie konnte wieder lachen, und sie tat es auch.

„Laß die Tränen, Jule," sagte sie froh, „wir sind ja so glücklich! Und jetzt wollen wir unser Abendbrot essen, — und dann mußt du erzählen, wir sind allein heute abend. Und ich habe von Vaters französischem Rotwein eine Flasche aus dem Keller geholt, — komm", — und dann setzten sie sich einander gegenüber und nickten sich zu und dachten still an den alten guten Mann, der noch am Tage, an dem er starb, diesen Wein in ihren Keller hatte legen lassen, und sie tranken stumm zu seinem Gedenken, — und dann stießen sie auf das kleine Künftige an, und Julius sagte: „Karl soll er heißen."

Und endlich kam Julius zum Erzählen: Sehr feierlich sei es gewesen bei der Eröffnung des Testaments. Im großen Saal war des guten Vaters Bild bekränzt gewesen — und Blanka in Krepp und Flor! Mutter sei zuerst in Tränen ausgebrochen, als sie ihn erblickt habe mit nur einem Arm; sie habe mit zuckendem Gesicht nach dem leeren Rockärmel gegriffen, als er vor ihr stand und ihre Lippen darauf gedrückt, aber seine Rechte habe sie übersehen, die er ihr zum Gruß geben wollte. Außer der Familie wäre noch eine Schwester seines Vaters zugegen gewesen, die man bisher wenig oder gar nicht gekannt habe, und verschiedene Leute, die mit Legaten bedacht seien im Testament. Der Justizrat habe dann das Testament vorgezeigt, um sehen zu lassen, daß die Siegel unverletzt seien, und dann habe er es verlesen.

Natürlich sei es das alte Testament gewesen von dazumal, und Vater habe Mutter als Universalerbin eingesetzt, ganz kurz und ganz bündig mit allen Rechten und mit Ausschluß einer Vormundschaft, die seine Söhne nicht benötigten bei solcher Mutter. — Auch sollte die Mutter so lange das Recht, selbständig zu schalten und zu walten, haben, wie es ihr beliebe, auch wenn die Söhne großjährig geworden seien indessen, — denn der Erblasser wisse ganz genau, daß sich seine Frau zurückziehen werde, sobald sie das Geschäft ohne Risiko in die Hände der Söhne legen könne. Zu leiden werde ohnedies unter ihrem Regiment niemand haben, denn sie sei eine der gerechtesten Naturen, die er kenne, und außerdem lege er, Karl Lorenz, mit Absicht die ganze Gewalt in ihre Hände, weil Fabrik und Vermögen ausschließlich von ihr stammten und weil er sich immer nur als ihren Verwalter und Mehrer ihres Eigentums betrachtet habe.

„Und deine Mutter, — was tat sie, hat sie das angenommen?" forschte Grete atemlos.

Julius Lorenz hatte gerade sein Glas in der Hand, hielt es gegen die Lampe, die den Purpur seines Inhaltes durchschimmerte, und setzte es ohne zu trinken wieder auf den Tisch. —

„Ja," sagte er kurz und finster. Sie faßte nach seiner Hand und sah ihm teilnahmsvoll in die Augen.

„O," sagte er zögernd, „mir ist's nicht unlieb so, Kind; Vater hat ganz recht, sie ist klug und gerecht, und wenn sie nicht wünscht, daß Johannes Chef wird, so ist's sicher nur ein Vorteil für die Fabrik." —

„Brachte Madame Lorenz denn ihr Mißtrauen Hans gegenüber zum Ausdruck?" forschte Grete erstaunt. —

Julius zögerte ein wenig, ehe er begann: „Mama sagte bei Tisch —"

„Du hast also doch mitgespeist?" unterbrach sie ihn.

„Ja, — Mama hatte, jedenfalls um in diesem Augenblick mich nicht zu kränken, angeordnet, daß sie mit Hans und mir allein speisen werde. — Blanka verschwand nach der Testamentseröffnung. Hans hatte Mama wohl erklärt, daß ich augenblicklich nach Hause gehen würde, sobald ich inne würde, daß ich in dir gekränkt werden solle. — Nach Beendigung der Zeremonie, als alles gegangen war und wir nur mit Mutter in dem großen Speisezimmer neben dem Saal allein waren, brachte sie nach der Suppe das Gespräch auf die letzten Bestimmungen Papas und erklärte, sie sei gesonnen, die Leitung des Geschäftes zu übernehmen, wie er es bestimmt habe. Auf wie lange wisse sie noch nicht, — augenblicklich aber schienen ihr die Persönlichkeiten der Söhne noch nicht abgeklärt genug. — Wir wären in den Jahren, wo wir durch fremden Einfluß noch gar zu leicht nach dieser und jener Seite zu beeinflussen wären. Männer würden wir eben erst Mitte der Dreißig sein. Hans ging anfangs sehr in die Höhe, verstieg sich zu Bemerkungen wie folgende: Mama habe doch keinen Dunst von dem Geschäftsgange, und was die Leute sagen würden zu solchem Mißtrauensvotum? Und Vater habe das Testament gemacht, als er und ich noch dumme Jungens waren, das habe sich doch gewaltig geändert usw. — Und ob denn überhaupt kein Kodizill da wäre? — Darauf sagte Mama sehr ruhig, ja, es wäre eines da, sogar eines, das ihn beträfe, worin Vater bestimme, daß alle bisherigen Ausgaben seines ältesten Sohnes, die er als Luxus habe erkennen

müssen, z. B. das Halten einer eigenen Equipage, Pariser Schneider, Schulden für die Ausstattung, sowie für Delikatessen, unnötige Dienerschaft, von dem einstigen Barvermögen abgezogen werden sollten, damit Julius, ich —, nicht zu kurz komme. Johannes war natürlich käsebleich geworden und meinte: Was Vater sich dabei denn gedacht habe? Bis zu einem gewissen Grade habe Vater ja recht, aber ich sei auch nicht zu kurz gekommen bisher, und Mama habe mir alle Augenblicke Geld nach Koblenz geschickt. — Darauf antwortete Mutter, daß ich nicht hinausgekommen wäre über die jährliche Summe, die als Unverheirateter für mich ausgesetzt gewesen sei, und die nicht höher gewesen wäre wie die, die e r seinerzeit erhalten habe. Und nun wären wir ja, sagte sie dann, auf dem Punkt angekommen, wohin sie uns hatte haben wollen. Sie nannte darauf die jährlichen Summen, die sie uns auszusetzen gedachte zum Leben, bestimmte, daß Hans und ich uns in die Geschäfte des Hauses zu teilen hätten, und daß wir den alten Herrn Stein, den Prokuristen, zu unserer Hilfe behalten sollten, da er völlig eingeweiht sei in die Geschäftsusancen. — Auch erbot sich Mutter, in den dritten Stock zu ziehen und Hans und Blanka ihre Wohnung zu geben im ersten Stock, da ja doch die Repräsentation des Hauses von jetzt an auf seinen Schultern ruhen müsse. — Mir stellte sie es anheim, auf der Walkemühle wohnen zu bleiben, und versprach unaufgefordert, Reparaturen an der Wohnung vornehmen zu lassen; auch setzte sie noch eine anständige Summe aus für mich zur Haltung eines Coupés für die täglichen Fahrten ins Geschäft; ferner bot sie mir an, mir die Kurkosten in Wiesbaden oder Teplitz zu bezahlen, damit ich mich

richtig erholen könne, da der Kreisphysikus ihr gesagt habe, daß ich dieser Kur dringend bedürftig sei, und hinterher solle ich nach Paris gehen, um mir einen künstlichen Arm anfertigen zu lassen. Ich habe mich bedankt und erklärte mich einverstanden. — Hans aber, der kalkweiß war, sagte, daß er bedaure, von ihrem freundlich vorgeschlagenen Wohnungswechsel keinen Gebrauch machen zu können, weil er Blankas und des Kindes wegen das dumpfe Stadthaus auf alle Fälle zu verlassen gedenke, und daß er sich eine Villa bauen werde vor dem Tor. Der Platz sei bereits gekauft, und er verlange einen Teil seines künftigen Erbes voraus, den er für den Bau zu verwenden gedächte, und zwar sofort. —

„Ich kann dir sagen, Grete," unterbrach sich der Erzähler selbst, „Mama dauerte mich in diesem Augenblick, denn sie sah zum Vergehen aus, bleich mit halberloschenen Augen. Aber sie sagte zu mit dem Vermerk, daß die Interessen von seinem jährlichen Fixum abgezogen würden."

„Was meinte er dazu?" forschte Grete ängstlich.

„Er sah noch verbissener aus, zwang sich zu einem kurzen Lachen und schwieg."

„Und dann?"

„Dann stand Mutter rasch auf, reichte mir die Hand und sagte, der Justizrat werde alles ordnen, ich solle mich nur für die Reise vorbereiten, — und ebenso gab sie Hans die Hand. Dann ging sie. — Ich folgte ihr bald, weil Hans sich wie ein Rasender gebärdete und kolossal räsonierte. Ich hätte auch mal das Maul auftun können, sagte er, und warum erwachsene Menschen sich so etwas bieten lassen müßten, und Vater sei ein

Weiberknecht gewesen und weiter nichts; — und wie ich mir denn gefallen lassen könne, behandelt zu werden wie ein dummer Junge, der in die Ecke gestellt werde, und wir sollten doch gemeinschaftlich das Testament anfechten. Jedenfalls fände er es unerhört, daß ihn seine Mutter als ‚Siemanndl' hinstelle. Er habe ja Gott sei Dank in seinem Hause die Hosen noch immer an, und ob ich denn dich beschimpfen lassen wolle? Du seiest doch meine rechtlich angetraute Frau. — Da bin ich zu der Klingelschnur gegangen, habe geläutet und meinen Wagen bestellt, habe ihm eine Verbeugung gemacht und gesagt, ich freute mich über die Wandlungen seiner Ansichten über dich, aber vorderhand gedächte ich keinen Gebrauch davon zu machen; und dann bin ich gegangen, habe der alten Sophie, die mir, heulend und schreiend über meinen fehlenden Arm, den Havelock überziehen half, einen Taler geschenkt und bin hierher gefahren; das heißt, nee, zuerst habe ich bei Goldschmied Klinkert halten lassen und habe dir etwas mitgebracht. — Fasse mal hier in die linke Rocktasche, Schatz; einmal mußt du doch auch so'n bißchen Firlefanz bekommen. Es ist die höchste Zeit! Und das Datum lassen wir dann noch eingravieren, nicht?"

Die junge Frau hielt im nächsten Augenblick ein Etui aus braunem, feinem Leder in der Hand; auf dessen weißem Samtpolster lag ein zierliches Medaillon aus schwarzer Emaille in Herzform, das mit einem großen Brillanten geschmückt war. Ein zierliches Kettchen war bestimmt, es daran zu tragen.

Grete freute sich wirklich kindisch über dieses erste wertvolle Zeichen seiner Liebe. Sie hing es sich um und fragte immer wieder staunend, ob das auch nicht

zu kostbar und zu prächtig für sie sei, und er sagte, es sei ein Abbild seines eigenen „dunklen" Herzens, und der Stein sei ihre Liebe, die es erst wertvoll und strahlend mache, und sie müsse es nun tragen, immer und nie ablegen. —

So hatten sie ein paar schöne, fast zu schöne, glückliche Stunden, wie sie ihnen noch nie beschieden waren, und Grete verstieg sich zuletzt zu der gläubigen Zuversicht: „Vielleicht wird deine Mama mich deinetwegen doch noch lieb haben eines Tages, vielleicht, wenn ich ihr unsern Künftigen eines Tages entgegentragen kann, und er ist so schön und kräftig und klug wie du, Jule, meinst du nicht?"

Da stand er rasch auf und sagte mit ganz verfinstertem Gesicht: „Denke nicht daran; du würdest dich einer großen Enttäuschung hingeben. Ich kenne Mutter."

Und als in diesem Augenblick Duna zurückkam, brach das Gespräch ab.

Das Mädchen sah nur noch, daß etwas Ungewöhnliches die Schönheit der jungen Frau erhöhte. Etwas Strahlendes, Glückliches lag über ihr, und sie sagte zu dem blassen Mädchen: „Morgen beraten wir über dich und deine Angelegenheit, Dunachen. Julius wird das Rechte schon finden." —

Wieder waren Jahre vergangen, wieder waren Schlachten geschlagen. — Deutschland war Siegerin geworden gegen den Erbfeind, die Franzosen. Groß stand es da in der Welt wie nie.

Und wieder hatte die gute Stadt Questenburg das ihrige getragen an Leid und Kummer und hatte das ihrige getan im allgemeinen Jubel und Opfer gebracht

in Tränen und in stolzer Siegesfreude und hatte die heimkehrenden Krieger empfangen mit beispielloser Opulenz.

Deutschland war groß und stolz geworden, und Questenburg war groß und stolz geworden, das gute, alte Questenburg. Es hatte einen stattlichen Bahnhof, es hatte zwei elegante, mit zeitgemäßem Komfort eingerichtete Hotels, es hatte eine große Garnison und ein künstlerisches Siegesdenkmal, das sich inmitten eines mit gärtnerischen Anlagen geschmückten Platzes erhob. Ein lebensgroßes Reiterstandbild war es, das einen Husarenoffizier darstellte, wie er in die Brust getroffen vom vorwärtsstürmenden Pferde sinkt. Der Reiter sollte die Züge des Rittmeisters von Brannenburg tragen, der bei einer Attacke auf feindliche Artillerie fiel. —

Auch eine Villenvorstadt besaß Questenburg. Das Beispiel von Johannes Lorenz hatte Schule gemacht. Einer nach dem andern der reichen Questenburger war ihm hinausgefolgt aus der engen Stadt, und Bauspekulanten hatten große, schöne Miethäuser erbaut.

Die alten Wälle waren in blühende Gärten verwandelt, die sich wie ein blumendurchwirkter Gürtel um die ehrwürdigen grauen Mauern schlangen.

In den Gärten der Villen leuchteten smaragdgrüner Rasen und darauf Teppichbeete, in allen Farben funkelnd, gleich Edelsteinen.

Im Stadtinnern waren die Straßen und Plätze belebt. Die alten, schmalen Bürgersteige hießen jetzt „Trottoir“ und bestanden aus Granitplatten. Das Pflaster der Hauptstraßen und des Marktplatzes war glatt und eben, und auf letzterem wurde zu Kaisers Geburtstag Parade abgehalten.

Es gab ein Wiener Café und ein paar Münchner Bierstuben, und es gab eine Menge eleganter Schaufenster.

An der Marktecke, wo die Breite Straße auf den Platz mündet, fiel eines ganz besonders auf. Es war mit gewähltem Geschmack hergerichtet. Zarte Spitzen und durchsichtige Mulls, Stickereien, Gardinenstoffe, fertige Blusen und gestickte Batistkleider und Unterröcke in dem einen Fenster; im zweiten Wäsche, vom feinsten bis zum einfachsten Genre: Damasttischtücher, Teegedecke, Frisiermäntel, Kinderkleider, Schürzen. Jeder Frau mußte das Herz aufgehen bei diesem Anblick, sie mochte wollen oder nicht!

Über der Glastüre prangte ein blaues Schild; darauf stand: „Wäsche- und Weißwarengeschäft von J. Sperling und Kompanie."

Drinnen, hinter dem Ladentisch, hantierten zwei nette, junge Mädchen als Verkäuferinnen. Zuweilen, wenn zu viele Kunden da waren, gesellte sich auch eine alte, wunderliche Frau dazu; sie trug Hängelöckchen zu beiden Seiten des Gesichtes, die gerade so aussahen wie der Behang eines Wachtelhündchens.

Sie war wie stets äußerst patent in schwarzen Kaschmir gekleidet, trug eine schwarze Taffetschürze und ein Häubchen aus schwarzen und weißen Blonden mit gelben Bändern.

Von ihrer Lieblingsfarbe konnte sie nicht lassen, die alte Amalie Wurmstich; denn sie war nach wie vor „brünett", und dafür war Gelb eben die einzig passende Couleur.

Ganz selten aber, und zwar nur so um Weihnacht herum, erschien die hübsche Besitzerin höchstselbst und

fragte die Kundinnen nach ihren Wünschen und bediente sie mit ruhiger Liebenswürdigkeit.

Nur bei einer Dame machte sie eine Ausnahme und verschwand aus dem Laden, wenn diese hineintrat, und das war, wenn Blanka Lorenz den Laden betrat — und Blanka Lorenz kam oft; sie ließ sich Berge von eleganten Sachen vorlegen, wählte aus, ließ sich die Gegenstände zuschicken, aber sie fragte nie, was diese kosteten. Und obgleich seinerzeit die langen, großen Rechnungen an Frau Blanka gesandt wurden, wiederholt gesandt wurden sogar, erfolgte doch nie eine Bezahlung, bis auf ein einziges Mal, wo die Nota durch Zufall in die Hände des Hausherrn fiel und umgehend beglichen wurde.

Leider aber kam Blanka anderen Tags und entnahm einen noch größeren Posten Waren, als die ebenbezahlte Rechnung betrug, und die Geschichte blieb sozusagen dieselbe.

Madame Wurmstich beschloß, fortan die Rechnungen gleich an Hans Lorenz zu adressieren, aber das erlaubte Duna Sperling unter keiner Bedingung.

Und darin begriff die alte, treue Seele sie nicht, daß sie immer wieder Rücksichten nahm auf die Frau des Mannes, der ihr einst den größten Schmerz ihres Lebens zugefügt hatte.

Duna selber war tatsächlich auch ganz verzweifelt über Hans Lorenz' Frau. Aber sie konnte nicht anders handeln. —

In dem Hause auf dem St. Marienkirchplatz wohnte Frau Christine Lorenz in ihren alten Räumen wie stets.

Sie hatte noch immer die Zügel des Geschäfts in den Händen, aber die Hände waren müde geworden.

Wie gerne würde sie diese Zügel in die Rechte ihres Sohnes Julius gelegt haben!

Aber davon ahnte dieser nichts, denn sie durfte und konnte Hans als Ältesten nicht übergehen, sie mußte eben beide als Herren einsetzen und scheute sich doch, letzterem auch nur die Hälfte der Macht einzuräumen. Und dazu hatte sie ihre triftigen Gründe.

Die beiden Brüder waren schon lange nicht mehr einig in geschäftlicher Beziehung. Sie saßen längst nicht mehr in einem Kontor, sondern hatten sich getrennte Räume eingerichtet. Es war schon zu peinlichen Auseinandersetzungen zwischen ihnen gekommen über die neuerdings von Hans geplanten Einrichtungen, über die billigeren und natürlich minderwertigeren Einkäufe und die dadurch bedingte weitaus schlechtere Ausführung der Waren. So gut wie die englischen Stoffe wären die ihrigen immer noch lange, hatte Hans gesagt, und das Publikum wolle gar nicht besser bedient sein, es wolle eben nur billig kaufen.

Die Folgen der Feldzüge von 66 und 70/71, wo die Bestellungen sehr flau eingingen, wären ja zu überwinden gewesen, wenn nur nachher die alte Güte der Fabrikate beibehalten worden wäre, wie zu Karl Lorenz' Zeiten und vorher. Aber Hans wollte nicht. Die Ware hatte Ansehen, das weitere ging ihn nichts an. Das Rohmaterial mußte aufs billigste beschafft werden, sonst warf es nichts ab bei den teuern Arbeiterlöhnen.

Dabei lagerten große Posten Tuche und Stoffe unverkauft in den Speichern. Die Maschinen produzierten ja gleich viel, ob Orders vorlagen oder nicht, die Arbeiter mußten beschäftigt werden, der Betrieb durfte

nicht stille stehen, und nach und nach blieben große Bestellungen aus. —

Hans schimpfte bei seiner Mutter über die schlechten Zeiten. Er nannte einige kleine Fabriken, die bereits auf dem trockenen saßen. — Ja da konnte man sich eben nicht wehren!

Das war das vermaledeite Freihandelsprinzip, das war das Manchestertum, das die deutschen Fabriken ruinierte. England beherrschte den Markt. Das war die ungeheure Konkurrenz; das war die amerikanische Krisis der Kriege in Buenos Aires, wohin man bisher große Posten geliefert hatte. Die Franzosen taten auch das ihrige, den Absatz in den Exportplätzen mit ihren Fabrikaten zu überfüllen. Auch wäre der neuste Trick sehr ungünstig; es gäbe da Händler von Übersee, die den kleinen Betrieben und den Handwebemeistern die Waren in noch unfertigem Zustande abkauften, diese selber fertig machen ließen, so daß die großen und größeren Fabriken, die so billig nicht verkaufen könnten, dadurch eingingen. Julius habe vorgeschlagen, die Kunstwollegewebe ganz auszuschalten und sich den Beigestoffen zuzuwenden, aber er, Hans, scheue die Kosten der Anlage, es wäre Jacke wie Hose, die Arbeitslöhne seien enorm hoch, pro Mann ungefähr sechs Taler die Woche. —

Madame Christine pflegte ihr Teil dabei zu denken. Sie ließ sich nach solchen Gesprächen ihren Sohn Julius rufen. Der kam dann mit gefurchter Stirne, sprach wenig, konnte aber nicht anders, als zugeben, daß der Gang der Fabrik immer schlechter geworden sei.

Ludwig Bindekranz sei ihnen weit vorausgekommen, hatte er vor kurzem bemerkt.

Seinen größten Kummer, seine hauptsächlichste Sorge verschwieg er der alten Frau. — Er wollte nicht sagen: „Wir gehen nicht durch die Weltlage zugrunde, sondern durch Hans' und Blankas Verschwendungssucht." Er mochte den Bruder nicht anschwärzen.

Frau Christine konnte allein beurteilen, wie lange die Fabrik der Ungunst aller Verhältnisse trotzen konnte.

Ihre Söhne hatten keine genaue Kenntnis von dem Umfange des Vermögens.

Julius stand auch nicht so mit seiner Mutter, daß er fragen konnte diesbezüglich. Er war ihr eher fremder geworden im Lauf der Jahre.

Hatte doch diese sonderbare alte Frau in all der Zeit nicht ein einziges Mal nach seiner Familie gefragt; und er besaß doch drei liebe Kinder, zwei prächtige Jungens und ein süßes Mädelchen.

Madame Lorenz schien nur ein Herz zu haben für das einzige Kind ihres ältesten Sohnes, für die kleine, blasse Viky mit dem spitzen, traurigen Gesichtchen und den stillen Augen, die sonderbar farblos wirkten zu dem stumpfen, hellen Blond der Haare.

Die Kleine war ihr ein und alles und die Liebe gegenseitig. Sobald Viky aus der Schule kam, kehrte sie bei ihrer Großmama ein, und dann konnten diese beiden zusammen stundenlang im Erker sitzen mit einer Handarbeit, ohne ein Wort zu sprechen, nur zufrieden, daß sie beieinander waren.

Nur wenn die alte Sophie, die noch ein wenig kompletter und asthmatischer war als sonst, eine Erfrischung, eine kleine Leckerei hereintrug, gab es, angeregt durch die alte Dienerin, ein wenig Unterhaltung.

Und jeden Abend spielte sich dieselbe Szene ab. „Viky,“ — die Kleine hieß Viktoria — „du mußt heim,“ meldete Sophie, „das französische Fräulein ist da ...“ Und dann erklärte das Kind unfehlbar, es wolle erst 'mal fragen, ob Besuch zu Hause sei, und fast stets kam es wieder: „Großmama, ich bleibe bei dir. Mademoiselle sagt, Papa und Mama haben Besuch“ oder „Papa und Mama sind ausgegangen, und mit Mademoiselle ist's so schrecklich langweilig; sie liest den ganzen Abend Romane; ich mache meine Schularbeiten bei dir, gelt?“

Und dann blieb das Kind gleich über Nacht. Es war ja doch zu schön, mit Großmama am Tisch zu sitzen unter der Hängelampe und zuzuschauen, wie sie Patience legte. Am allerherrlichsten aber war es, wenn das Kind mit Großmama schlafen ging in dem weiten, großen Zimmer, in dem die grünverhängten Himmelbetten noch nebeneinander standen wie zu der Zeit, als Großpapa noch lebte. Was gab es da alles zu sehen an Raritäten und interessanten Dingen! Da stand der Nippesschrank, der Großmama gehörte, als sie noch ein kleines Mädchen war. Unglaublich reizende Sachen waren darin. Winzige silberne Möbelchen, eine Elfenbeinkugel wie eine Haselnuß groß, die ein ganzes Kegelspiel enthielt, Meißner Porzellanfigürchen, ein Fächer mit Rokokoliebespaaren; der stammte von Großmamas Großmama, von der, die oben im Saal hing im Brautstaat, und ein kleiner, abgeschabter Kinderschuh dazwischen; den hatte Onkel Julius getragen, wie er ein ganz kleines Kind war; wenn Großmama den anschaute, dann kamen ihr immer Tränen in die Augen; und Großmamas Hochzeitskranz, an dem die Myrtenblättchen

braun gedörrt und zum größten Teil abgefallen waren und ihr silberner Hochzeitskranz und das Myrtensträußchen aus Großvaters Frack, das er bei der Trauung getragen. —

Und während Großmama Toilette für die Nacht machte und Sophie ihre alte Herrin in die spitzenbesetzte, weiße Wäsche hüllte, durfte sie das alles anschauen.

Wenn Großmama im Bett lag, half Sophie ihr auch beim Entkleiden, und das schmächtige, kleine Menschenkind streckte sich wohlig und selig in dem großen, großen Bette des Großvaters, den es nie gekannt, und fragte und fragte; und Großmamas Gesicht sah so klein und wunderlich aus unter der spitzenbesetzten Falbel der Nachthaube, gerade wie im Märchen. Es roch so köstlich nach welken Rosenblättern und Lavendel; das Nachtlämpchen zuckte und warf spielende Lichter über die alten Bilder an den Wänden, daß es aussah, als nickten sie aus dem Rahmen zum Bette hinüber, und dann verdämmerte alles vor den müden Äuglein zu einem wundervollen, süßen Kinderschlaf.

Aber nicht immer war es so heimelig und traut.

Es gab Abende, an denen keine Patiencen gelegt wurden, wo Großmutter im Sofa saß bei tief verschleierter Lampe und vor sich hinstarrte und kein Wort sprach, so, als ob sie ihr Enkelkind ganz und gar vergessen hätte.

Die alte Sophie hockte dann wie ein dunkler Schattenfleck in irgend einem Zimmerwinkel unbeweglich und schaute ihre Herrin an mit kummervoller Miene, und die kleine Viky wagte sich nicht zu rühren im Erker, wohin sie sich geflüchtet hatte.

Das war, wenn Großmama Kummer und Ärger gehabt hatte, und solche Abende kamen jetzt oft und öfter. Auch daheim in dem schönen, lichten Hause am Lustwäldchen gab es schlimme Stunden. Vikys schöne, blonde Mama war in letzter Zeit oft böse und zankte sich mit Papa. Ganz laut zankte sie zuweilen und sagte, sie werde abreisen. So oft sagte sie das! —

Freilich abends, wenn der viele Besuch kam, dann waren sie wieder gut miteinander, der Papa und die Mama; dann konnte Mama so herzlich lachen und war sehr lieb mit ihr und Papa. Besonders lustig war sie, wenn Onkel Maderna da war; und er war fast immer da und brachte ihr Tüten und Mama Rosen, und Onkel Maderna war es auch, der eines Tages zu Mama, die ungehalten war über ihres Töchterchens häufige Besuche bei der Großmama gesagt hatte: „Lassen Sie der alten Frau doch die Kleine, gnädigste Frau. Sie ist so einsam, und Kinder sind die besten Versöhner."

Das gefiel ihr. Onkel Maderna war ein schöner, lieber Onkel, viel schöner wie der Papa.

Heute war ein besonders schlimmer Tag. Der Papa war furchtbar böse und schalt so laut auf Onkel Julius, daß es bis in den Saal hinunterschallte, wo Viky mit ihren Freundinnen bei der Geburtstagschokolade saß. — Ein Duckmäuser wäre er, der liebe Julius, ein Erbschleicher, ein Pedant, — ein Kerl, der kein bißchen zu leben verstünde, aus Widerspruchsgeist und Philistertum zusammengesetzt! Einer, der verkommen wäre unter dem Pantoffel seiner Hofdame. Er pflegte seine Schwägerin, Grete Lorenz, spöttisch die „Dame vom

Hofe", oder die „Hofdame" zu nennen, wenn er ärgerlich von ihr sprach.

Vikys .Freundinnen hatten gekichert und Mademoiselle war ganz entsetzt angerast gekommen und hatte die Türen zugeschlagen und die dicken Portieren noch darüber zugezogen mit den Worten: „Continuez à jouer, mes enfants! ce n'est rien pour vos oreilles."

Das war heute gewesen, heute, wo Julius im Kontor erfuhr, daß Johannes versäumt hatte, sich um die Lieferung der großen Posten Militärtuches zu bewerben, die der Militärfiskus ausgeschrieben hatte, — einfach vergessen —, heute, wo Julius erfuhr, daß Bindekranz und Söhne den Zuschlag hierfür erhalten hatten. — Sie waren furchtbar zusammengekommen darüber, die Brüder. Fällig war dieses Zusammenkommen freilich schon lange, denn vom ersten Tage an war es kein Glück gewesen mit den beiden im gleichen Geschäft. Johannes hatte in den letzten Jahren schon mehrere geschäftliche Fehlschläge auf dem Gewissen. Er war überdies sonderbar lässig geworden mit der Zeit. Er ließ sich alle Augenblicke durch den Prokuristen vertreten, war bald mit Blanka in Paris, bald in London, reiste zu den Rennen nach Baden-Baden, von dort in die Schweiz und depeschierte ungeniert um Geld von irgend solchem Platze aus. — Rittmeister von Maderna, der nach dem Feldzuge seinen Abschied genommen hatte, in Questenburg kleben geblieben war und ein höchst luxuriöses Junggesellenquartier in einer der neuen Straßen vor den Toren bewohnte, war sehr häufig der Begleiter bei diesen Reisen.

Alle Welt sprach darüber, — nur Johannes erfuhr es nicht und Madame Lorenz ebenfalls nicht. Die alte

Sophie sorgte sich und kränkte sich, denn vor ihr nahmen die Leute kein Blatt vor den Mund; aber dergleichen wagte sie doch ihrer alten, versorgten Herrin nicht wieder zu erzählen, nur, daß sie zuweilen eine Anspielung machte auf das beispiellos üppige Leben in der Villa Lorenz, das konnte sie sich nicht versagen.

„Ach Madam, die Frau Johannes Lorenz soll mal wieder die feinste gewesen sein auf dem Ball beim Herrn Oberst, — weißen Atlas mit echten Kanten; Frau Lorenz hat sie vorigtes Jahr aus Brüssel mitgebracht; die Jungfer sagt: Sechzig Dhaler die Elle, — und ein Diamantkollier, — die Jungfer sagt" —

„Ich will's gar nicht wissen, was es kostet, Sophie —"

„Ja, ja — ja, ja, Madam, aber wenn ich bedenke, wie solid und einfach Madam immer waren und wie die Herrschaft überlegt hat, ob der Herr wohl schon wieder neue Oberhemden brauchte und wie Madam immer fragte: ‚Nicht wahr, Sophie, die alten können doch noch 'mal ausgebessert werden, so mit neue Manschetten oder Kragen? Die machen die Reihe länger, und fürs Kontor gehen sie noch.' — Und jetzt bei Herrn Johannes, — nee, Madam sollten's bloß wissen —"

Als ob Frau Christine nicht gewußt hätte, daß ihr Ältester ganz unheimlich darauf los lebte.

Noch besaß sie ja einen eignen stattlichen Fond, von dem sie nehmen und ausgleichen konnte, damit Julius nicht zu Schaden kam, aber es war ihr doch klar geworden aus den Büchern und Geschäftsabschlüssen, daß die Geschäfte lange nicht mehr so glänzend gingen wie früher in den Zeiten ihres Mannes, und daß in den letzten Jahren so gut wie nichts zurückgelegt wurde. Sie wußte, daß die Söhne Sorge haben mußten, um über

Wasser zu bleiben, und deshalb hätte Johannes alle Ursache gehabt, weniger üppig — — na ja — — sie hatte ihm schon oft ihre Meinung darüber angedeutet, aber er schnitt ihr die Worte vom Munde ab und erstickte ihre Ermahnungen durch Klagen über die schlechten Zeiten. Julius sei unausstehlich pedantisch, erklärte er, wenn sie sagte, der brauche nie Geld außer seinem bestimmten Einkommen. Und Julius klebe am Alten. Heutzutage wollten die Leute gar keine Stoffe, die in alle Ewigkeit hielten.

Und wenn Frau Christine entgegnete: „Davon sprach ich nicht, sondern —"

Dann fiel er ein: „Ja, ja, ich weiß schon, du meinst, ich soll der Kundschaft mehr entgegenkommen, aber dafür ist Blanka nicht zu haben, ich kann sie doch nicht zwingen, Diners zu geben für die Herren Reisenden. Sie tut's einfach nicht."

Und damit hatte er seine Mutter auf eine Sache gebracht, auf die sie jedesmal einging, denn sie lag ihr schwer auf der Seele.

Sonst waren die Geschäftsreisenden immer eingeladen worden, und sie und Karl hatten liebenswürdig die Wirte gemacht, sonst hatten die Herren des Kontors an den großen Festlichkeiten des Hauses immer teilgenommen. Das war in Wegfall gekommen. Frau Blanka hätte es ja einfach als eine tolle Zumutung angesehen. In den ersten Jahren hatte Frau Christine dieser Pflicht noch in ihrem Hause Genüge geleistet, aber seit dem Feldzuge war es auf Johannes Lorenz' besonderen Wunsch unterblieben, und Frau Christine hatte, ermüdet von diesem beständigen „Gegen-den-Strom-schwimmen", die Angelegenheit fallen lassen.

Sie konnte es nicht aufhalten, das, was da langsam und stetig vor sich ging, das Zurückweichen des Hauses Lorenz aus der ersten Reihe der Fabriken.

Ein unseliger Zustand war es, und in der einsamen Frau zitterte ein großes Bangen. — Ihr Ältester war zum großen Herrn geworden durch seine vornehme Frau, und wenn er heute eine Jagd pachtete für unendliches Geld, so mußte er morgen den Jagdwagen und die Jucker dazu haben.

Karl war als reicher Mann gestorben, — gelebt hatte er verhältnismäßig schlicht. Hans lebte wie ein reicher Mann und würde vielleicht — ja, wenn's so weiter ging — dann würde es möglicherweise ein schlimmes Ende! —

Seit dem letzten Jahre hatte Hans übrigens keine Forderung mehr getan für seinen eignen Bedarf an Frau Christine, nur immer wieder für Änderungen und notwendige Neuerungen im Geschäft hatte er Geld gewollt, um mitzukommen mit Bindekranz und Söhne.

Von Tag zu Tag hatte sie ihren Sohn Julius hören wollen über diese Dinge und es immer wieder aufgeschoben. Eine uneingestandene, sonderbare Angst hielt sie davon ab, den wortkargen, verschlossenen Sohn darauf anzureden. Sie zweifelte nicht an der begründeten Rechtlichkeit solcher Forderungen von Hans, aber sie brachte es nicht über sich, davon zu sprechen.

Und heute war ihr Unverständliches, unsagbar Bitteres geschehen.

Sie saß in der Wohnstube auf ihrem gewöhnten Platz und hatte in alten Briefen gelesen. Sie wußte, heute würde sie einsam bleiben. Die Kleine hatte Kindergesellschaft; sie feierte ihren neunten Geburtstag.

Schließlich war die Dämmerung gekommen, und sie hatte die Hände über ihren Briefen gefaltet und war trotz aller Wehmut ein bißchen eingenickt in der friedlichen Behaglichkeit ihres alten, lieben Heims.

Dann war sie erwacht und sah, wie Sophie mit der Lampe hereinkam und wie ihr eine große Männergestalt dicht auf dem Fuße folgte, — und dann hatte sie Julius erkannt.

Es war plötzlich wie ein stilles, heimliches Freuen über sie gekommen, daß er doch einmal um diese Stunde den Weg zu ihr gefunden hatte, in der er vor Zeiten als hübscher schlanker Junge so gern mit seinen kleinen Anliegen zu ihr gekommen war, — aber da sah sie, wie sein Gesicht ungewöhnlich ernst, fast finster war. Und dann hatte er auch schon gesagt: „Mama, ich habe eine große Bitte an dich," hatte ihr die Hand geküßt und sich einen Fauteuil herzugezogen. „Darf ich sprechen, Mama?"

„Ja, natürlich, Julius, — was wünschst du?" antwortete sie, und bedrückt fügte sie hinzu: „Ich habe dich auch schon lange mal sprechen wollen."

Aber er hörte das wohl nicht; er sagte ganz einfach: „Ich komme, dich zu bitten, du möchtest es mir nicht verargen, wenn ich mich aus dem Geschäft zurückziehe und wenn ich dich ersuchen muß, mir eine größere Summe meines künftigen Anteils daran auszuzahlen."

Und als sie wie erstarrt schwieg, fügte er hinzu: „Ich muß dich im Interesse meiner Kinder dringend darum bitten, — bisher habe ich mich immer gesträubt gegen diesen Entschluß, aber —"

„Julius, ich bitte dich! Das ist doch nicht möglich, das kann doch nicht sein!"

Die alte Dame war noch blasser geworden, als sie schon war.

„Was hast du für Gründe?“ nahm sie nach längerem Schweigen endlich das Wort. „Wie soll es ohne dich gehen? Du weißt doch, wie Johannes ist. Und dein Vermögen herauszunehmen, verlangst du? „Ja — um Gottes willen, wie denkst du dir das bei den jetzigen Zeiten?“

„Ja, Mutterchen, sieh 'mal, — ich habe eine Frau und drei Kinder, — das vierte erscheint demnächst. Ich möchte — — na ja — eben 'raus aus der Sache!“

„Ich weiß ja, mein Junge, es sind böse Zeiten, aber so schlimm doch wohl nicht, daß die Ratten das Schiff verlassen müssen.“

„Mama, lasse Johannes unter Kuratel stellen,“ sprach er langsam, als müsse er sich zwingen, „lege dich mit deinem Privatvermögen in die Bresche, nimm einen tüchtigen Geschäftsführer, vielleicht, ich sage vielleicht, kannst du die Sache noch halten, — aber ich kann keine Experimente mitmachen.“

„Mein Privatvermögen?“ fragte sie erschreckt. „Aber Julius! Das steckt doch zum größten Teil bereits in der Fabrik, — das hat mir Hans ja doch Kapital um Kapital abgefordert für eure Neuerungen und Maschinen und sonstige Manöver. — Ich verstehe nicht, wie du darauf kommst — —“

Der stattliche Mann vor ihr war in seinem Sessel emporgeschnellt und sah die alte Dame an, als begreife er nicht recht.

„Hans — für Neuerungen?“ fragte er. Und wie sie unbefangen seinen Blick aushielt, merkte er, daß sie felsenfest überzeugt war von der rechtmäßigen Verwen-

dung dieses Geldes, und der Mut fehlte ihm plötzlich, sie aufzuklären und ihr zu sagen: „Dein Sohn Hans ist ein Lump; nicht ein Pfennig von deinem Gelde ist für die Fabrik verwandt, nicht einer!“ Ihm schwindelte vor dieser ungeheuerlichen Enthüllung, er war wie vernichtet.

„Daß du so vergeßlich bist,“ sprach Frau Christine weiter, „Hans hat mir doch noch gesagt, daß die Fabrik gut sechs Prozent zahlen könne, um meinen Zinsverlust auszugleichen.“

„Ja, ja, ganz richtig,“ murmelte er, „ich habe nicht daran gedacht, verzeih! Du hast die Revenüen doch stets richtig bekommen?“

„Ja, natürlich, bis auf die letzten Male, aber es hat ja keine Eile. — Du kommst mir so komisch vor heute abend, Julius. Was tust du für Fragen? Das weißt du doch alles.“

Gewaltsam raffte er sich zusammen.

„Komisch —? Verzeihe, Mama!“

„Überlege es dir nur, Jule,“ redete sie hastig weiter, „Hans und Blanka verbrauchen ja viel, das gebe ich zu und billige es durchaus nicht, aber die Fabrik ist gut fundiert. Ich denke, ein bißchen können wir die böse Zeit noch mit ansehen. Freilich, wenn du daher kommst und willst große Gelder herausnehmen, dann schaut's böse aus. Brauchst du Geld? Wozu denn? Ich hatte so sehr meine Hoffnung auf dich gesetzt. Du bildest so gut das Gegengewicht für Hans seine waghalsigen Sprünge. Ich hoffe, du besinnst dich noch und tust mir den Kummer nicht an? — Ich glaube fast, mein Junge,“ fuhr sie fort, „du hast gedacht, ich gebe dem Hans größere Summen für seine Extravaganzen?

Bei Gott nicht, — und wenn ich ihm etwas gab früher, weißt du, so legte ich stets die gleiche Summe für dich zurück. Willst du die Sparkassenbücher sehen? Es sind ganz nette Posten dabei. — Das Geld stünde dir zur Verfügung. Du kannst es dir holen, willst du?"

Sie sprach rasch und mit einer schlecht verhehlten Angst in der Stimme. Er war ganz wunderlich gerührt davon.

„Mamachen," sagte er, „wäre es denn etwas so Ungeheures, wenn ich das gedacht hätte? Johannes und sein Haus haben dir immer so viel näher gestanden wie ich und das meinige, das du bekanntlich ja ganz verleugnest."

„Du weißt warum, Julius!" sagte sie hastig.

„Ja, ich weiß warum, Mama, und wundere mich noch täglich, wie eine sonst so gütige und gerecht denkende Frau in diesem einen Falle so grausam ungerecht sein kann. Und da in dieser Stunde die Rede auf eine Sache kommt, über die ich mich schon lange gern mit dir ausgesprochen hätte, laß dir sagen; du hast mit deinem feindlichen Beharren mir und meiner Familie gegenüber unendlich viel Herzeleid und Kummer in mein Leben getragen. Es hat langer Zeit bedurft, um meine Frau zu überzeugen, daß sie in meinen Augen genau so hoch steht, als Tochter des armen betrogenen Weibes, als wenn sie das Kind der geborenen Gräfin Wütten wäre, mit welch letzterer seinerzeit der Baron Somme vor dem Traualtar gestanden hat. — Gretchen ist die reinste, beste, aufopferungsfähigste Frau, die es gibt, voll echter Herzensbildung; sie hat mir schöne, gesunde, gut veranlagte Kinder geschenkt; sie macht mir mein Haus zu einer trauten, friedlichen Heimat.

— Ist das noch nicht genug? Soll ein unschuldiger Mensch büßen für das, was seine Eltern gefehlt haben? Das ist grausam ungerecht, mittelalterlich düster ist es! Gottlob, so denken heute wenig Leute mehr. Na also, was ich sagen wollte, Mama, wir haben uns darin finden müssen, daß wir keine Mutter, unsere Kinder keine Großmama haben, wie die in dieser Beziehung weit glücklichere Familie Hans'. — Sähest du unsere Kinder, würde es dir leid sein, um wie viel Freuden du dich schon gebracht hast. Besonders Karl, der Älteste" — er machte eine kleine Pause — „soll mir, wie ich als Kind war, gleichen wie ein Ei dem anderen; und zu jener Zeit, da hat dein Herz doch an mir gehangen mit echter Mutterliebe; das weiß ich doch noch heute."

Frau Christine kämpfte mit sich. Sie war beunruhigt im höchsten Grade; sie wollte und mußte ihren Sohn günstig stimmen, er durfte nicht aus dem Geschäft treten; er mußte wenigstens auf die Herauszahlung seines Kapitals verzichten, sonst war die Fabrik ruiniert.

„So bringe mir deine Kinder," sagte sie kurz und heiser.

„Die Kinder, Mama?"

Sie antwortete nicht.

Da schüttelte er den Kopf und stand auf.

„Also, Mutter, der Rechtsanwalt Barth wird in meiner Angelegenheit mit dir verhandeln. Ich bitte dich, empfange ihn und verzeihe, wenn ich dir Sorge bereite mit meiner Absicht, auszuscheiden. Ich bin es meiner Familie schuldig. Über kurz oder lang wirst du mich begreifen."

Er faßte nach ihrer Hand, um sie zu küssen, aber sie entzog sie ihm.

„Du willst mich zwingen," sagte sie hart, „und ich lasse mich nicht zwingen. Die Kinder, ja, — aber du willst mehr."

„Nein," antwortete er traurig, „zwingen will ich dich nicht, Mutter. Wenn du glaubst, ich habe eine Erpressung zu Gretchens Gunsten ausüben wollen, wenn du meinst, ich hätte nur gedroht, auszutreten, damit du meine Frau als Tochter empfängst, irrst du dich. — Ich will dich nicht veranlassen, etwas gegen dein Herz zu tun, und Grete erst recht nicht. Sie ist viel zu stolz dazu und hat sich völlig abgefunden mit der Tatsache, daß du sie verachtest. — Vergiß es bitte nicht, Mutter, daß ich in aller Ehrerbietung heute vor dich getreten bin, und daß es mir selber bitter leid ist, aus dem Geschäft gehen zu müssen. Es muß sein. — Und, Mutter, wenn du vielleicht schon bald einmal meinen Beistand brauchst und meine Liebe, dann rufe mich. Ich bin immer zu deiner Verfügung — immer —"

Dann war Frau Christine allein, so trostlos allein und verlassen, wie sie noch nie gewesen war. Sie hätte nie geglaubt, daß die Bande, die Julius mit dieser Frau verknüpften, so fest, so unerschütterlich waren, daß auch nicht die leiseste Lücke blieb, wo ein Zweifel an ihrem Wert eindringen konnte. — Und sie haßte diese Frau, und sie wußte bestimmt, daß nur sie und ganz allein nur sie Julius den Gedanken eingegeben habe, auszuscheiden und das Ansehen der alten renommierten Fabrik damit zu schädigen, ja, möglicherweise ihren Ruin herbeizuführen. — Sie wand die Hände ineinander. Was sollte sie tun? Sie wußte, daß Hans und er nicht gut auskamen miteinander und daß die Zeiten schlecht waren, daß Hans experimentierte mit Neuerungen, aber das Benehmen von Julius, das ging

um die Stellung seiner Frau. Und sie konnte doch nicht, nein, sie konnte nicht! Wenn Julius jetzt ging, so war der Anfang vom Ende da. —

Sie wußte in ihrer Bangigkeit nicht, was sie anfangen sollte. Sie begann umherzuwandern wie vor Zeiten in ihrer Unruhe um das Glück ihrer Kinder, aus einem Zimmer in das andere und fand sich schließlich in dem Saal mit den Ahnenbildern, wo sie schon so oft Ruhe gesucht — und sie sagte immer vor sich hin: „So schlimm steht es noch nicht; — er will mich nur zwingen. — Diese Frau will mich zwingen — und ich tue es nicht, — ich tue es nicht — —"

Sie biß sich förmlich fest in diese Idee, diese Frau verlange das Geld, Julius nicht. Sie hatte ihn veranlaßt dazu, der Mutter Daumenschrauben aufzusetzen, indem er drohen mußte, sich zurückzuziehen. — Dann klang wieder die weiche, vibrierende Stimme ihres Sohnes in ihr Ohr; wie hatte er doch gesagt: „Sie hat mir so schöne, gesunde Kinder geboren." —

Je nun, warum sollen junge und schöne Eltern nicht ebensolche Kinder haben? Sie sah kein besonderes Verdienst dabei. — Die Kinder freilich, die Jungens hätte sie gern einmal gesehen. Frau Christine war neulich auf einem ihrer seltenen Ausgänge einmal vor dem Schaukasten eines Photographen stehen geblieben. Da hing das Bild von zwei Jungens aus, in Sammetkittelchen. Und der älteste, das mußte der Sohn von Julius sein, genau wie er, Zug um Zug. Sophie hatte sich hinterher unauffällig erkundigen müssen nach dem Bildchen. Richtig, es war so. — Ja, wenn dieses Kind eine andere Mutter hätte! Aber darüber kam sie nicht weg, kam nicht fort über das Bewußtsein, daß

diese schöne, auffallend schöne Frau ein Kind der Sünde war, trotz aller Reden und Beschönigungen von Julius nicht. Alles andere, eine geringe Abstammung, alles hätte sie verziehen, nur ehrlichen Herkommens hätte sie sein müssen. Das Kind des vertrunkenen Krämers da oben aus dem Harze, — sie hätte es aufgenommen, wenn im Kirchenbuche dabei gestanden hätte, eheliche Tochter des und des, aber das Kind einer ledigen Dienstmagd, die — — nein. — Das wilde Blut des Vaters mußte sich mit aller Bestimmtheit zeigen in dieser schönen Frau und ihren Kindern. Sie würde es nicht erleben, aber Julius. — Julius! Sie hatte ihm vorhin gesagt: „Bringe mir deine Kinder.“ — Aber das war es ja nicht, was er wollte, das nicht. —
— — — — — — — — — — — —

Sie saß lange noch in dem dunkeln, kalten Saal, und der Kopf brannte ihr und das Herz. Als die Tür sich etwas öffnete und ein helles Gestältchen hereinschlüpfte zugleich mit einem Lichtschimmer von der Dielenlampe, fuhr ihr ein Erschrecken durch die Glieder, daß sie zu zittern begann. Gleich darauf fühlte sich Frau Christine von zwei mageren, zarten Ärmchen umschlungen, und eine traurige, halberstickte Kinderstimme sagte: „Großmama, ich komme doch noch zu dir. Laß mich bei dir bleiben, heute nacht, Großmama,“ und dann ein bitterliches, wehes Kinderweinen bis zur Fassungslosigkeit.

„Kind, was hast du denn?“ fragte Madame Lorenz. Keine Antwort, nur das Schluchzen steigerte sich. — „Ist dir etwas geschehen? Wissen denn deine Eltern, daß du hier bist?“

Ein trotziges Kopfschütteln war die Antwort.

„Hat dich Mademoiselle hergebracht?"

Wieder ein Kopfschütteln.

„Ja, was ist denn geschehen?"

Eine lange, durch Schluchzen ausgefüllte Pause — — — der kleine Körper zuckte und zitterte in den Armen der alten Frau.

„Mama und Papa sind böse miteinander, — und Mama ist fortgereist zu ihrer Mama. Sie sagt, sie will nie wiederkommen zu uns," kam es stoßweise aus dem Munde des Kindes.

Frau Christine fand kein Wort. Nur die beklemmende Angst kam wieder, stärker noch als vorher.

„Weine nicht, Viky, komm, wir gehen nach oben. Da ist's warm und behaglich, und Sophie bringt dir deine gute Apfelsuppe, die du so gerne ißt, nicht? — Und sei ganz ruhig, Mama kommt schon wieder; ängstige dich nicht," murmelte sie dann.

Aber die Kleine schüttelte energisch den Kopf.

„Mama kommt nicht wieder," weinte sie, und schmiegte sich eng an Christine Lorenz im Hinausgehen.

„Und Mademoiselle sagt das auch, und die Jungfer sagt, die Abreise wäre längst vorbereitet gewesen, und Onkel Maderna wäre schon vorausgefahren und warte auf Mama — und der käme auch nicht wieder, sagt die Jungfer — und dann haben sie alle gelacht, — so häßlich gelacht." —

Und in diesem Augenblick bekam die weinende kleine Viky den zweiten großen Schrecken, denn ihre blasse alte Großmama wankte plötzlich und sank ächzend zur Erde, und das Kind fiel neben ihr nieder in die Knie und schrie laut und gellend um Hilfe.

Christine Lorenz war ohnmächtig geworden.

Als sie erwachte, stand ihr Sohn Johannes am Fußende ihres Bettes, — verstört und grau, seine Kleidung unordentlich und beschmutzt, wie einer, der stundenlang im Freien umhergelaufen ist, in Regen und Feuchtigkeit, und sich aus Verzweiflung die Haare gerauft hat.

Der alte Arzt saß auf dem Bettrand der alten Frau und hielt ihre Hand.

„Aber was machen Sie denn für Streiche, liebste Freundin," sagte er freundlich, „erschrecken das ganze Haus! — Ohnmachten sind ganz aus der Mode und besonders in unserem Alter, Frau Lorenz."

Aber sie antwortete nicht, ihre Augen hingen starr an Johannes.

„Na, Mama! Gottlob, daß du wieder aus bewußten Augen siehst," sagte er näselnd und verlegen und nickte ihr zu.

„Wie spät ist es?" fragte Christine Lorenz.

„Gegen zehn Uhr abends, Mama."

„Zwei Stunden haben Sie gebraucht, um wieder zu sich zu kommen, liebe Frau Lorenz," redete der alte Herr freundlich. „Aber nun wollen wir Sie aus diesem Äthergeruch heraus in das Wohnzimmer bringen. Und etwas essen, eine ganze Kleinigkeit, einen Eßlöffel voll Champagner zum Beispiel, das wird am besten sein!"

Aber die alte Dame schüttelte den Kopf.

„Was willst du von mir?" fragte sie und sah Johannes aus halberloschenen Augen an.

Der Kreisphysikus stand auf. Er ahnte eine schwerwiegende Auseinandersetzung und ging mit seinen kurzen Schrittchen in die Nebenstube, dem Sohne noch ein Zeichen zumachend, daß er die Patientin schonen solle.

„Ich will ihr nach, Mama," sagte Johannes, „du kannst dir's denken. — Aber dazu gehört Geld, und ich habe momentan nichts, wenigstens nicht genügend. Ich will den Lumpen über den Haufen schießen, der mich schon jahrelang heimtückisch betrogen hat. Ich bitte dich, Mama, gib mir, was du augenblicklich zur Verfügung hast. Ich will ihnen nach heute nacht mit dem Zwölfuhrzuge; ich weiß, sie sind in der Richtung nach Frankfurt —"

Aber Christine Lorenz antwortete nicht, nur ihre Wimpern blinzelten nervös auf und nieder. Gelblichweiß war ihr Gesicht in der dämmerigen Beleuchtung des großen Zimmers. Langsam richtete sie sich im Bette empor, stützte sich auf die linke Hand und sagte mit halb heiserer, tonloser Stimme: „Ich habe keinen Groschen zur Verfügung für diesen Zweck. Lasse sie, — je weiter sie geht, desto besser für dich. Es lohnt nicht, ‚so Eine' wiederzuholen."

Johannes Lorenz ließ unwillkürlich den geschnitzten Bettpfosten los, um den seine Hand lag.

Keine Ahnung war ihm gekommen, daß seine Mutter so einfach und kurz über diesen Fall denken könnte. Er hatte erwartet, sie werde entrüstet sein, sie werde ihm zugeben, daß er gezwungen sei, sich auseinanderzusetzen mit dem Entführer.

Sie riet ihm: Lasse sie laufen! —

„Mama, ich muß," stotterte er, „ich bin blamiert, wenn ich sie nicht zurückbringe, Mama; wenn ich mir das so ganz einfach gefallen lassen wollte!"

„Blamiert bist du, wenn du sie wieder herbringst, denn die Spatzen auf den Dächern pfeifen schon längst deine Schande."

„Mama!“ schrie Johannes auf und fuhr sich in die Haare, „bringe mich nicht um den Verstand! Warum hast du mich nicht gewarnt? Ich habe nichts geahnt. Ich schwöre es dir zu!“

„Glaube ich dir, mein Sohn. Du hast von vielem keine Ahnung! Und warum ich dich nicht gewarnt habe? Weil ich dir Bestimmtes nicht sagen konnte, weil ich kein Mißtrauen säen wollte zwischen euch, denn deines Amtes war es, die Augen offen zu haben! Gefürchtet habe ich es längst, was nun geschehen ist. Du Tor, der du gewesen bist, einen schönen, eleganten, intriganten Menschen in der beständigen Nähe deiner Frau zu dulden!“

Sie hatte das mit einer grenzenlosen Verachtung gesagt.

„Ich bitte dich, Mama, gib mir Geld,“ forderte er. „Ich muß den Kerl fassen; er darf nicht ungestraft davon kommen.“

„Mein Junge,“ unterbrach ihn Frau Christine erbarmungslos. „Wenn du die Frau liebtest, würde ich dir solche Torheit verzeihen, aber du tust es längst nicht mehr, — hast es wahrscheinlich auch nie getan. Deine wahnsinnige Eitelkeit hat sie gewählt, nicht dein Herz, und zu dir hat sie gepaßt wie die Faust aufs Auge. Und ebensowenig paßt zu dir die Duellidee oder das ‚Über-den-Haufen-schießen‘ des Maderna, das du am Anfang erwähntest. Du bist im Grunde eine recht, recht bürgerlich denkende Persönlichkeit. Also benimm dich natürlich; fühle dich meinetwegen gekränkt, bereue die Zeit und das Geld, das du an diese Frau gewandt hast, aber lasse sie gehen. — Das Wiederholen wäre nur noch der Punkt auf dem ‚i‘ deiner Dummenjungen-

haftigkeit. — Das ist meine Meinung! Und nun lege dich aufs Ohr, morgen früh sprechen wir weiter."

Der kleine, aufgeregte Mensch, auf dessen Gesicht die Röte des Zorns und der Beschämung kam und ging, mit dem dünnen, zerzausten Blondhaar und der derangierten Toilette, war auf einmal ganz still.

Er nahm den Zylinder vom nächsten Stuhl und wandte sich stumm der Türe zu.

„Halt," rief sie ihm nach, „beiläufig eine Frage! Die fünfzehntausend Taler im vorigen Monat für Installierung der Beigewebstühle in dem neuaufgesetzten Stockwerk, — sie sind doch für diesen Zweck verwandt worden?"

Johannes schwieg.

„Es würde mich interessieren, das zu wissen," beharrte sie.

„Es war nicht angängig, da gerade Nötigeres vorlag," murmelte er.

„Also doch," sagte sie heiser und ließ sich schwer zurückfallen. Dann winkte sie ihm heftig, sich zu entfernen.

Da ging er mit leisen, vorsichtigen Schritten hinaus und stand dann drunten auf dem windigen Platz, wo der Sturm um die alte Marienkirche sauste und pfiff, völlig ernüchtert und wider seinen Willen einsehend, daß die alte Dame mit ihrer erbarmungslosen Schärfe und Kälte durchaus recht habe, — daß er schon längst das gleiche Gefühl gehabt habe, es könne nicht so weiter gehen, daß eines Tages seine ganze Existenz zusammenbrechen müsse. — Wie in einem Fieber hatte er gelebt, immer in der Sorge, wo nimmst du mit der Zeit die Mittel her zu dem Luxus, den diese Frau für selbst-

verständlich findet. — Niemand hatte es gewußt, was er für Kämpfe durchgemacht hatte zwischen seiner besseren Einsicht und der Feigheit, Einhalt zu tun. — Und wie denn auch? — Das Leben lief, wie die Maschine eingestellt war, von der Spule.

Es war alles so selbstverständlich geworden in seiner Lebensführung, das große, kostbare Haus mit den vielen Domestiken, die Equipage, sein Reitpferd, die Toilette, die Geselligkeit, das Geldausgeben.

„Deine wahnsinnige Eitelkeit," klang ihm das vernichtende Wort seiner Mutter im Ohr, als er weiterstolperte, ohne recht zu wissen, wohin. —

War es wirklich nur die gewesen, die ihn zu Blanka Löwenstern getrieben hatte? Er ging, die Hände in den Paletottaschen geballt, über den Markt.

Es war schon still dort. Nur in der Münchner Bierstube und in dem Café war noch Licht und saßen noch Gäste.

Man konnte hinter den Scheibengardinen die Gestalten sehen, die sich in letzterem um das Billard bewegten.

Am Himmel jagten sich sturmzerrissene Wolken, die bald den hellen Mond verhüllten, bald ihn freigaben, daß er wie ein goldener Nachen auf tiefblauem See segelte.

Wie Johannes da über den großen Platz kam und hinaufsah zum Himmel und von dort über die alten Giebelhäuser, erschien ihm alles fremd und unheimlich. Er blieb stehen und suchte eine Stütze an dem großen, gußeisernen Kandelaber, an dem soeben alle Flammen verlöscht worden waren bis auf eine, denn der Mondschein wurde in Questenburg noch immer als Straßen-

beleuchtung herangezogen — und im Lichte des Mondes sah er plötzlich deutlich weiße große Buchstaben von einem blauen Schild herüberleuchten und las die Worte: „J. Sperling, Weißwarengeschäft.“

Ach, die Duna! — Und dann dachte er, daß sie einmal um seinetwillen so umhergeirrt sei, wie er heute umherirrte, und daß sie sterben gewollt.

Sterben! — Das war ja auch noch das einzige, das ihm blieb.

Und dann fiel ihm sein Kind ein, das kleine, zarte Ding mit dem spitzen, bekümmerten Gesichtchen und den stillen, fragenden Augen — und daß es immer zur Großmutter geflohen war und so verständnislos und traurig daheim umhergeschlichen war, wenn Blanka Gäste hatte und fröhlich war über es hinweg, und wenn er ärgerlich wurde und in seiner Gegenwart schalt, das Kind, das auf Liebe wartete, das kleine, verdorrte Pflänzchen, das nach Sonnenschein verlangte, — das konnte er nicht verlassen!

Ja, wenn des Kindes Großmutter noch einmal zwanzig Jahre jünger wäre, aber so — das schmale, bleiche Gesicht seiner Mutter war ihm heute erschienen wie das einer Sterbenden.

Aber schließlich — was konnte er seinem Kinde sein? Er! — So ein Vater! Ein Mensch, über dem heute oder morgen alles zusammenbrechen mußte.

Daß Blanka ihn und sein Haus verließ, das war das Signal, oder vielmehr Julius hatte es gegeben, Julius, der heute früh mit eisiger Kälte erklärt hatte: „Ich mache nicht mehr mit, richte dich danach.“

Ja, von dem Augenblick an begann es zu krachen in dem Gebälk seines schönen Hauses, und die Angst

vor dem Einsturz war über ihn gekommen, verwirrend und betäubend. Er war zu Blanka gegangen, um sich auszusprechen. Die war so merkwürdig kalt und gelassen gewesen und war immer kälter geworden, je mehr er sich in seiner Angst in Zorn geredet hatte.

Der dröhnende Schall der Türe, die er beim Verlassen ihres Zimmers zugeschlagen, hallte ihm noch in den Ohren.

Stundenlang war er danach in seiner Stube gewesen hinter verschlossener Türe, hatte Bitten, Rufen und Klopfen überhört; erst das Weinen seines Töchterchens hatte ihn vermocht, zu öffnen; da war die Kleine draußen gestanden und hatte ihm einen Brief gegeben, „da, von Mama —". Dann war sie eilends davon gelaufen.

Da hatte er denn gelesen, daß Blanka abgereist sei und niemals wiederzukommen gedächte, und daß sie und Maderna sich schon lange geliebt hätten und nun endgültig zu dem Entschluß gekommen seien, sich angehören zu wollen, auch vor der Welt, und daß Blanka ihn bäte, die Scheidung einzuleiten; sie wolle gern die Schuld tragen, wenn sie nur bald ihre Freiheit bekäme, und Hans solle keinerlei Versuch machen, sie zu holen. Es würde vergeblich sein. —

Ein paar Tage später wußte jeder Mensch in Questenburg das Unglück, das über Familie Lorenz hereingebrochen war.

Daß die Schande sich auch dazu gesellt hatte, das wußte nur die engste Familie.

Im Kontor des Hauses auf dem St. Marienkirchplatz saß Frau Christine Lorenz mit ihren Söhnen

und dem alten Justizrat Bode, dem langjährigen Freund und juristischen Beirat der Familie in stundenlangen Beratungen. Aber zu ändern, zu deuten war nichts an der Tatsache: Hans hatte die Karre in den Sumpf gefahren, und wie sie herausgezogen werden sollte, war nicht zu ersehen. Er hatte unendliche Schulden gemacht, er hatte Kapitalien von seiner Mutter verlangt, die er für notwendige Neuerungen an der Fabrik angeblich gebrauche, und er hatte diese Gelder für sich verwendet, für Reisen, Pferde, Kunstgegenstände und luxuriöse Feste, und endlich, als er nicht mehr wußte, wie und wo er die zu seinem Leben nötigen Summen beschaffen sollte, war er dem Wucherer in die Hände gefallen; außerdem war sein Haus überlastet, und Baumeister und Handwerker waren zum größten Teil unbezahlt geblieben. Wenn man allen Forderungen, die er zu erfüllen verbindlich war, nachkommen wollte, so war das Geschäft ruiniert und seine Besitzer ebenfalls. —

Hans Lorenz saß in der Ecke hinter dem Kachelofen und brütete vor sich hin. Julius rechnete halblaut mit dem Anwalt. Die alte Frau schwieg und blickte mit starren Augen durch das in viele kleine Ruten geteilte große Fenster hinaus, an dem ein eintöniger grauer Herbstregen herunterrieselte. Sie hatte seit dem Abend, als Julius gekommen war, um ihr zu sagen, daß er aus dem Geschäft treten wolle, und an dem sie die Flucht ihrer Schwiegertochter erfuhr, keine Nahrung mehr genommen. Sie fühlte sich völlig gebrochen, in ihrer Ehrenhaftigkeit verletzt, in ihrem Ansehen gesunken. Eine bittere Scham, ein ohnmächtiger Zorn stritten sich in ihr. — Das war das Fazit ihres Lebens: ihr Sohn, ihr Ältester, ein Betrüger und Bankrotteur!

Zuweilen sprang Julius auf, griff sich mit der rechten Hand in die Haare und setzte sich dann wieder hin oder murmelte ein: „Es hilft nichts, es ist alles vergebens.“ —

Dann zuckte die alte Frau jedesmal zusammen, — aber sie wandte die Augen nicht von dem Maßwerk der gotischen Rosette an der Kirche drüben, an der ihre Blicke hangen geblieben waren.

„Nicht das Gericht, nur nicht!“ stieß sie einmal hervor, „nicht die Öffentlichkeit! Alles, was ich habe, stelle ich zur Verfügung, um die Schande zu verbergen, die unserem Hause, unserem ehrengeachteten Namen angetan ist.“

Julius starrte finster vor sich hin. Der Justizrat begann davon zu sprechen, daß er die Opferwilligkeit und die Furcht vor der Öffentlichkeit nicht am Platze fände in diesem Augenblick, aber die alte Dame geriet völlig außer sich.

Und wieder berieten und rechneten die Männer eifrig mit halblauter Stimme.

Als die Gasflammen brannten, kam die alte Sophie mit verängstigten Augen und brachte Kaffee.

Johannes war aufgestanden und hinausgegangen. Keiner hielt ihn zurück.

Nachdem die Herren eilig eine Tasse Kaffee genossen hatten, senkten sich ihre Augen wieder auf die Papiere, es wurde halblaut gefragt und geantwortet. Der Justizrat schüttelte immer häufiger den Kopf.

Als endlich vom Turm St. Marien das Abendläuten erscholl, da wußte Julius, daß seine sorgenlose Zukunft dahin sei, daß er mit seiner Frau und seinen Kindern das armselige Brot eines Arbeiters essen werde, der von der Hand in den Mund lebt.

Er hatte sich bereit erklärt, die Fabrik vorläufig weiter zu führen, da es zu einer Konkurserklärung nicht kommen solle, denn ein Zwangsverkauf wäre unvorteilhaft gewesen.

Sein an der Fabrik stehendes Vermögen war ganz zusammengeschmolzen, was Frau Christine noch besaß, war nur das, was ihr zum Leben notwendig bleiben mußte.

Dem Sohne, der nur auf das Flehen der Mutter hin gewillt war, bei der Fabrik auszuharren, blieb nichts als die vage Hoffnung, bei einem späteren Verkauf der Fabrik aus freier Hand ein kleines Vermögen zu retten; dafern sich die Angelegenheit so ordnen ließ, die Gläubiger mit sich reden ließen und den Sperling in der Hand annehmbarer fanden wie die Taube auf dem Dache.

„Und Ihr Sohn Hans?“ fragte der Justizrat am Schlusse dieses Tages Christine Lorenz.

Da sagte sie mit aller Festigkeit, deren sie noch fähig war: „Das Reisegeld nach drüben, und dann nichts mehr —“

„Hart, aber gerecht,“ nickte der alte Herr, „Amerika ist für solche Naturen das einzige Mittel zur Besserung.“

„Lasse ihm aus meinem Vermögen dreitausend Mark zahlen,“ sagte die alte Dame zu ihrem Sohne.

Dann schritt sie der Türe zu, aufrecht und fest, aber Julius eilte ihr nach. Er kannte seine Mutter. Beim Hinaufsteigen in ihre Wohnung fühlte er, wie der feine, zarte Körper der alten Dame zitterte.

Als er sie dann in die Wohnstube geleitete, wo die kleine, blasse Enkelin ihnen entgegenkam und mit großen,

angstvollen Augen im Gesicht der Großmama forschte, atmete diese auf, als überkäme sie eine Erleichterung, und sie wischte mit der Hand über ihre Stirn, als wolle sie einen Traum verscheuchen.

Unendlich gemütlich sah es hier aus in dem schönen, traulichen Raum, als ob es keine Stürme und keinen Schmerz und keinen Wechsel gäbe im Leben, — aber die Herrin dieser Räume wußte, daß sie über kurz oder lang scheiden müsse von der trauten Stätte, und wie sie stand und umher blickte, da kam das Weh und der Schmerz um diese Wendung so heftig über sie, daß einer ihrer alten Anfälle sie überfiel und ihr Sohn Julius sie tief ohnmächtig auf ihr Lager tragen mußte. —

Als er sie nach langen, bangen Stunden verließ, war es Mitternacht geworden. Die alte Sophie saß am Bette der schwer atmenden Frau, und daneben auf des Vaters Lagerstätte lag noch in den Kleidern die kleine, blasse Viky und schlief ihren festen, tiefen Kinderschlaf, und auf dem schmalen Gesichtchen lagen unter den dichten Wimpern ein paar große Tropfen, aus Angst und Mitleid geweint. — — —

Als Julius sich der Mühle näherte, sah er sowohl im Saale wie in seinem Zimmer Licht. Er wunderte sich und dachte mit Unmut, daß noch Besuch da sein könne, etwa die Duna oder die alte Madame Wurmstich, denen er regelmäßig mit Rat und Tat bei der Führung ihres Geschäftsbuches beistand, obgleich bereits ein Buchführer angestellt war. Es war doch zur Kontrolle ein Auge nötig, dem unbedingt vertraut werden konnte. Aber heute, — heute, wo ihn die Sorgen und das Weh des Geschehenen so arg bedrängten, hatte er nur den einen Gedanken, sich mit seiner Frau auszusprechen.

Was würde sie sagen, wenn sie hörte, wie es stand. Sein Herz war zum Überlaufen voll von Groll und Bitterkeit, nicht allein über den jämmerlichen Burschen, der sein Bruder war, auch über die Verblendung seiner sonst so klaren Mutter. Sie war buchstäblich überrascht worden durch den entsetzlichen Wirrwarr in den Finanzen ihres Hauses, durch den sträflichen Leichtsinn ihres Sohnes.

Und was nun? — Er hatte mit seiner Austrittserklärung viel zu lange gezögert, und er hatte sich jetzt, durch Mitleid und Kindesliebe getrieben, bereit erklärt, das Wrack weiter zu steuern, damit es nicht ganz zerschelle, aber wie — — Eine Gnadenfrist war es, weiter nichts, die sie sich selber schufen, eine kurze Ruhe vor dem Sturm. —

Er kam mit langsamen, schweren Schritten über das Brückchen des Mühlgrabens und in das Haus. Der Sturm hatte sich gelegt gegen Abend, nun setzte eben der Regen wieder ein. — Julius war froh, trotz alledem, daß er unter Dach war, und froh, daß er im nächsten Augenblick Grete gegenüberstehen würde.

Sie kam ihm auch schon entgegen im Flur aus der geöffneten Türe seines Zimmers, hatte den Finger an die Lippen gelegt und deutete auf die Saaltüre. Kopfschüttelnd folgte er ihr, warf in der lieben, traulichen Stube seinen nassen Havelock ab und den Hut dazu und zog die schöne Frau heftig an sich mit einem Laut, der wie ein Aufschluchzen klang.

„Grete," murmelte er erstickt, seinen Mund in den duftigen Wellen ihres Haares vergrabend, „es ist schlimmer, wie wir glaubten, — es ist alles hin! — Gott verzeih's dem Schuft, — ich kann's nicht —"

Sie drängte ihn zurück und deutete wieder mit der Hand auf die Nebentüre.

„Was meinst du?“ fragte er.

„Dort ist er —“ flüsterte sie.

„Was — wer?“

„Hans —“

Die Augen des Mannes gingen funkelnd vor Entrüstung von der Tür zu ihr.

„Was will er, wie kommt er hierher?“

„Ich weiß nicht, was er wollte. Er stand da auf einmal im Saale, wo Duna und ich saßen. — Wie ein Verrückter war er und benahm er sich; er wolle fort, sagte er, aber er habe kein Geld, und ich solle ihm etwas geben, bevor du kämst, und ich solle ihm verzeihen, und er wäre der erbärmlichste, unseligste Mensch, den es gäbe. — Und wie er das arme, zitternde Mädel erblickte, das da im Sessel neben mir saß, ist er auf sie zugestürzt und hat sich vor ihr in die Knie geworfen und gejammert wie ein Kind. Ganz stoßweise hat er gewimmert, — er habe es ja gebüßt, — sie solle ihn nicht fortstoßen, — er habe sich nach diesem Augenblick gesehnt seit Jahren und — —“

„Ekelhafter Komödiant —“ murmelte Julius, „das Mädel wird sich doch nicht betören lassen von seinem Gehabe?“

„Komödie war das nicht,“ sagte Grete.

„Was denn sonst? Hat er dich auch schon herumgekriegt zu einem ganz überflüssigen Mitleiden? Lasse mich, ich werfe den Menschen hinaus, der uns durch seinen jammervollen Leichtsinn ins Elend gebracht hat!“

„Der Mensch ist dein Bruder, und zwischen die Aussprache dieser beiden darfst du dich nicht drängen.“

„Du wirst ihn gleich nicht mehr in den Schutz nehmen, wenn du alles weißt. Gelogen, betrogen, — verschwendet und vertan hat er, den großen Herrn gespielt nach außen, der Lump, und innen die jämmerlichste, kleinste, eitle Seele! — Nicht allein die Handwerker und Geschäftsleute hat er betrogen, sondern auch seine alte Mutter, die an den Kerl bis vor ein paar Stunden geglaubt hat. — Das Unsrige hat er vertan, bis auf eine Bagatelle noch, — ja, sieh mich nur an, er ist reif fürs Gefängnis und verdient nicht, daß er frei ausgeht und sentimentale Weiber ihm noch vergeben und ihn bemitleiden."

Die junge Frau stand mit gesenktem Kopf und hängenden Armen vor ihrem Mann.

„Und eines Tages wird alles verkauft," redete dieser unbarmherzig weiter, „unser Vaterhaus, die Fabrik und alles, — denn, daß ich sie jetzt allein weiterführe, das ist ja nur um die Menschen, denen Mutter die Schande verbergen will, daß wir einen Betrüger in der Familie haben, — um zu retten, was noch zu retten ist."

„Aber die Mühle, unsere Mühle," stieß Grete hervor, zuerst an das Nest denkend, in dem ihre Kinder aufwuchsen, das ihr Glück barg und ihre Liebe. —

Er zuckte die Schultern. „Armes Herze," murmelte er ergriffen.

Sie warf die Arme um seinen Hals: „Nein, — nein, die Mühle nicht, — die Mühle müssen wir behalten," sagte sie mit fester Stimme. „Bis wann entscheidet sich alles? Doch nicht gleich? Ich schaffe Rat, — sieh mal, — nein, jetzt kann ich nichts sagen, — keinen Gedanken fassen, — laß uns ruhig darüber werden."

Sie führte ihn an den runden Tisch vor dem Sofa, wo sie ihm einen Imbiß zurecht gesetzt hatte, und goß ihm ein Glas Wein ein.

„Iß, Liebster, wir sprechen morgen davon, heute nicht. Und sieh die Tür da nicht so finster an! Lasse den Unglücklichen, vielleicht nimmt er aus dieser Stunde einen Hoffnungsstrahl mit in ein schweres, entsagungsreiches Leben, gönne ihm das. — Die Duna wird auch ruhiger, denn sie hat ihn mit einer großen, treuen Liebe geliebt, einer Liebe, die vergeben kann. Ich weiß es. — Sie hat vorhin noch, ehe er kam, gesagt: ‚Er ist weniger schuldig, wie Ihr glaubt. Die Frau trägt die Schuld. — Sein Fehler ist, daß er schwachen Charakters ist. Kann der Mensch eigentlich dafür, wenn er so ist? Er hat seine Seele bei der Geburt mitbekommen, und kämpfen ist nicht jedermanns Sache.‘ Glaube mir, Julius, diesem Menschen hat nur der Stab gefehlt, auf den er sich stützen konnte in seiner Schwäche. Wenn Duna neben ihm gegangen wäre anstatt Blanka — —“

„Da kennst du seine Gemeinheit nicht,“ stieß er erregt hervor. „Geh hinein und warne das törichte Geschöpf, sonst macht sie eine Dummheit!“

„Sie wird auch in diesem Augenblick noch eine Entschuldigung finden,“ sagte die junge Frau. — Dann horchte sie auf. „Ich glaube, jetzt geht er wohl.“

„Lasse sie um Gottes willen nicht mit ihm fort, behalte sie hier über Nacht —“ befahl er laut.

Grete erhob sich und trat in den Hausflur.

Unbeweglich stand dort in dem Schein der Petroleumlaterne Duna Sperling und starrte die Haustüre an, deren Schelle noch immer in wilden Sprüngen tanzte. —

„Duna,“ rief Grete ihr zu — da kam das Mädchen

herüber, mit ganz abwesenden Augen. — „Mach keine Torheiten, Duna!“

Sie schüttelte den Kopf: „Wir haben nur Abschied genommen voneinander,“ sagte sie mit sonderbar klangloser Stimme.

„Auf immer,“ klang es leise nach.

„Heute nacht geht er nach New York.“

Sie nickte Grete zu und schritt der Treppe entgegen.

„Du erlaubst, daß ich in meinem Zimmer bleibe diese Nacht?“

Grete Lorenz nickte stumm und sah ihr nach, wie sie die Stufen hinan stieg, müde und langsam, wie unter einer erdrückend schweren Last. —

Hans Lorenz ging, eine halbe Stunde später, eine Fahrkarte dritter Klasse in der Faust, vor den Anlagen des Bahnhofgartens umher in der kalten Nacht bis gegen vier Uhr morgens, wo ein Personenzug vom Harz herunter kam. Dann sprang er in einen Abteil, und der Zug brauste fort. — Niemand hatte ihn gesehen und war bei ihm in dem Waggon, als ein altes, schlafendes Bauernweibchen. — Er war allein mit seinen Gedanken, die schwer waren von Reue, — von nichts als Reue. Furchtbare Tage hatte er durchgemacht, seitdem Blanka geflohen war. Den zweiten Tag darauf war die längst aufgestaute Flut über das Wehr geschäumt. In seinem eleganten Hause hatte er sich plötzlich nicht mehr sicher gefühlt! Er hatte in seinem prächtigen Herrenzimmer gesessen, das geschmückt war mit allem modernen Luxus eines solchen: Bären- und Löwenfellen, echten Teppichen, alten Gobelins mit Jagdszenen, Ge-

weihen von exotischen Tieren. Vor seinem Schreibtisch hatte er gesessen und sich an den Kopf gegriffen beim Lesen des schrecklichen Briefes von Julius. —

Der hatte gelautet: „Seitdem die Mutter annehmen müsse, daß sie von ihm belogen sei, fordere sie die eingehendste Abrechnung aller ihrer dargeliehenen Kapitalien, und zwar morgen schon.“ — Das war das Ende, er wußte es. — Er konnte den Verbleib nicht nachweisen. Es war so aufgebraucht, das Geld, in seinem und Blankas Haushalt, hatte gar nicht mal gelangt, bei weitem nicht. Er hatte geliehen und wieder geliehen, von Halsabschneidern, zuletzt zu enormen Zinsen. Nun war also die Katastrophe da.

Und die Dienstboten im Hause waren urplötzlich aus devoten Leuten zu unehrerbietigen Kreaturen geworden. Sein langjähriger Diener hatte ihm erklärt, wenn der Herr Lorenz noch ferner etwas von ihm verlange, so bitte er, zuvor bezahlt zu werden, sein Gehalt restiere seit drei Jahren, ebenso denke der Kutscher, sonst würden sie selber sehen, wie sie sich bezahlt machten, bevor sie das Haus verließen. — Johannes Lorenz war im Augenblick nicht imstande, die rückständigen Löhne zu zahlen. Er war grob geworden und hatte gefragt, was ihm, dem Kerl, denn einfiele?

Da war der pfeifend zur Türe hinausgegangen und kam auf kein Klingeln und kein Rufen wieder. — Und dann der heutige Tag!

Diese Tortur im Kontor, in Gegenwart der alten, gebrochenen Frau! Halb sinnlos war er davongerannt, kaum wissend wohin, die letzten drei Goldstücke in der Tasche. Zu irgend einem Menschen wollte er, der ihm auf ein paar Stunden ein Obdach gewährte, und fand

sich plötzlich, er wußte nicht wie, in der Walkemühle in der Wohnstube stehen wie ein Irrsinniger. — Da sah er sie am Tisch, die Duna, neben seines Bruders schöner heiterer Frau. —

O diese Gedanken, diese Reue! Alles, was er verschmäht, verscherzt, verschwendet, das stand als das Begehrenswerteste der Welt vor seinen Augen: Die Heimat, die Mutter, das blasse, zarte kleine Mädchen, dessen bitterliches Weinen so schmerzvoll durch Blankas leeres Zimmer geklungen war an dem Abend, wo diese vergeblich gesucht wurde und grinsende Dienstboten dem Kinde klargemacht hatten, daß die Mama nie wieder kommen werde. Und nun Duna! — Dunas liebes, erschrecktes Mädchengesicht, das vorzeitig so ernste, sorgenvolle Züge bekommen hatte, und das leise, schmerzliche Lächeln um ihren Mund, als er sie im halben Wahnwitz um Verzeihung bat, vor seinem Gange in die Verbannung, als er gestammelt hatte, sie müsse denken, er sei ein zum Tode Verurteilter, nie sähe sie ihn wieder, und da dürfe man ja alles vom Herzen herunter reden, und sie müsse ihm sagen, daß sie ihm verziehen habe oder doch verzeihe und an ihn denken wolle, sonst sei er nicht fähig, sein Leben ferner zu ertragen. —

Da hatte sie mit ihm gesprochen wie zu einem Kranken: Ihretwegen solle und dürfe er ruhig sein, sie habe ihm längst vergeben und trage ihm nichts nach, und sie wünsche ihm alles Gute in seinem ferneren Leben. —

Dann hatte er gesagt, der Boden brenne ihm unter den Füßen, und sie möge Julius sagen, er habe keine Kraft mehr, die Auseinandersetzungen zu ertragen seiner Mutter und ihm gegenüber, und er wolle heute noch

gehen. Für ein paar Tage und zu einem Billett bis Hamburg reichten seine paar Taler noch, und sie möchten ihm nach dort die Mittel postlagernd schicken, die er zu seiner Überfahrt brauche. —

Dann hatte er noch einmal ihre Hände geküßt und sie beschworen, seiner freundlich zu gedenken, und war fortgestürzt. — Nur nichts weiter hören und sehen, nur nicht diese finstere, notgedrungene Schonung von Mama und Julius ertragen müssen, die nicht ihm galt, sondern dem Ansehen der Familie. — Fort, in das Leben der Armut, in den Kampf ums Leben, wie ein Landstreicher — wie ein gehetztes Tier. — Und ihn fror und ihn hungerte. — Wie oft würde er noch frieren und hungern müssen. — Und die Reue, die Reue, und die Räder des Zuges sangen sie mit, die Melodien seines verwirrten Kopfes — frieren — hungern — Reue —

Grete Lorenz allein verlor den Mut nicht in der schweren Zeit, die nun folgte.

„Lasse die Hände davon, Julius,“ sagte sie, als er überlegte, ob er wirklich imstande sein werde, die Fabrik zu halten mit den geringen Mitteln, die ihm noch verblieben waren nach dem Arrangement mit den Gläubigern.

„Selbstverständlich steht dir mein kleines Vermögen zur Verfügung, wenn du es durchaus noch länger versuchen willst, die Fabrik zu behalten, aber ich rate dir ab.- Verborgen ist's ja doch nicht geblieben, wie es steht um die Firma. Ich rate dir ab, den Schein noch länger aufrecht zu halten. Du stellst das letzte Restchen deines Vermögens aufs Spiel und das meinige auch. — Sieh dich doch um, die meisten Tuchwebereien, groß und

klein, haben den Betrieb eingestellt, auch ohne durch ähnliche Zusammenbrüche, wie der unsere, dazu genötigt zu sein. Bindekranz allein floriert noch, der hat alles an sich gerissen. Du zerarbeitest und zersorgst dich, und was haben wir dann? Es muß auf andere Weise gehen, wieder hoch zu kommen." —

Julius Lorenz schüttelte den Kopf.

„Wie werd' ich dein Vermögen aufs Spiel setzen?" sagte er und sah an seiner Frau vorüber. „Und etwas anderes? Ach, liebes Kind, du denkst dir das so leicht. Ich weiß nichts. — Was sollte ich anfangen?" setzte er fragend hinzu und sah an seiner linken Seite hinunter mit trübem Lächeln. „In Stellung gehen etwa? Ein Krüppel wie ich?"

„In Stellung gehen sollst du nicht, wer spricht davon?"

„Ja, meinst du, ich soll die paar Groschen, die uns noch geblieben sind, aufessen, so peu à peu? Mich auf den Sofas herumrekeln vor langer Weile? An den Kindern herumerziehen in Verbissenheit und schlechter Laune, damit sie ein Grauen vor ihrem Vater kriegen? In den Kneipen sitzen und billige Zigarren rauchen, damit nur der Tag vergehe? — Lieber gleich von der Welt, Kind! Dann wärst du glücklicher, und ich auch —"

Die junge Frau warf einen besorgten Blick zu ihrem Mann hinüber, wenngleich sie ihr freundliches Lächeln beibehielt.

Er tat ihr furchtbar leid. Sie sah erst jetzt klar, wie sehr die Familie an der Fabrik hing, an ihrem Namen, an der Stellung, die sie einst in der Stadt hatte. Noch wurde ja gearbeitet mit der Hälfte der Leute und der Maschinen.

Julius ging des Morgens regelmäßig ins Kontor in die Stadt und kam gegen sechs Uhr zurück, von Tag zu Tag niedergeschlagener. Grete hatte Mühe, ihn zu irgend einem Gespräch zu bewegen. Wenn er seine Jungens sah, feuchteten sich ihm die Augen, und er wandte sich schnell ab. —

In der großen Wohnstube seines Vaterhauses saß seine ganz gebrochene Mutter und hockte auf den Stufen des Erkers das blasse, kleine Mädchen mit den fragenden, traurigen Augen, ein Anblick zum Verzweifeln. —

„Der Wurm geht hier auch zugrunde," sagte er heimkehrend zu seiner Frau, „wir alle gehen zugrunde, ja, wenn ich kein Krüppel wäre!"

So war das Weihnachtsfest vorüber gegangen, und drei Wochen vor dem Fest hatte ein viertes Kind in der Wiege gelegen, wieder ein Junge.

Frau Grete war guten Mutes geblieben. Und wenn Julius den kleinen Bengel auch mit trostlosen Augen ansah, sie freute sich über das schöne, starke, gesunde Kind ebenso wie über ihr erstes, wenngleich ihr bei einem Blick in die Zukunft das Herz recht schwer war.

Und endlich war Silvesterabend gekommen, und Julius war heute schon gegen fünf Uhr heimgekehrt.

Jetzt saß das junge Paar sich gegenüber am Tisch in der Eßstube, die von Grete neben der Küche eingerichtet worden war, und Frau Grete redete wiederum ihrem Manne zu, doch endlich einen Entschluß zu fassen.

„Wenn du mich nur machen ließest," sagte sie leise,

„ich richtete schon etwas ein, das mit der Zeit in Flor käme.“

Er lächelte trübe vor sich hin und sagte freundlich, um sie nicht zu kränken: „Und was sollte das wohl werden?“

„Julius, wenn du mich nur ließest,“ wiederholte sie zaghaft und schaute ihn an aus den schönen, noch ein wenig müden Augen der vor kurzem Mutter gewordenen Frau.

„Gott, Kind,“ sagte er müde, „Ihr Frauen macht immer Honigtopfspläne — —“

„Wirklich nicht, Julius! Du sollst ja auch gar nichts dazugeben, nur erlauben sollst du, daß ich mein Kapital dazu verwende.“

„Und wenn es hin ist eines Tages, was wohl mit Sicherheit anzunehmen wäre —?“ fragte er bitter.

„Es geht nicht verloren, Schatz!“ antwortete Grete mit einer ruhigen Sicherheit.

Er zuckte die Schultern und schwieg.

Nach einer Pause sagte er: „Das Geld ist dein, und wenn du es jetzt dort aus dem Fenster in den Mühlgraben wirfst, kann ich auch nichts dagegen haben.“

„Du bist unfreundlich, Julius,“ zürnte sie.

Er fuhr mit seiner Gabel, ohne zu essen, auf dem Teller umher, legte sie dann wie angeekelt hin und die geknüllte Serviette daneben.

„Ich bin sehr müde,“ sagte er und stand auf.

„Leg dich in dein Zimmer, Jule,“ bat sie.

„Ich richte indessen den Punsch im Saale. Du weißt, Duna und das alte Malchen Wurmstich kommen, wie alle Jahre.“

„Auch das noch,“ sagte er resigniert. „Ich schlage vor, ihr trinkt euern Punsch allein.“

„Gott bewahre,“ entgegnete sie, „du feierst mit! Heute nacht wird nicht nur ein neues, hoffentlich glücklicheres Jahr geboren als das letzte; heute wird hoffentlich auch die Zukunft unserer neuen Existenz geboren! Das wirst du nachher erfahren.“ —

„Unter Assistenz von der Frau Amalie Wurmstich wird sie geboren,“ sagte er spöttisch. „Alle Achtung! Da wird man ja was zu hören bekommen.“

„Sie ist ein alter Praktikus, Jule,“ verteidigte Grete ihre alte Freundin.

„Im Lügen — ja! — Weißt du, was sie erst neulich Mutters alter Sophie aufgebunden hat, Grete? Das Wäschegeschäft hätte solchen Umsatz nach außerhalb, daß die königlich preußische Postbehörde sich gezwungen gesehen habe, für dasselbe einen extra Paketschalter mit zwei Expedienten einzurichten.“

Grete lachte herzlich.

„Vielleicht ein prophetisches Wort! Wer weiß? Das Geschäft geht jedenfalls außerordentlich gut.“ — —

Als Duna Sperling mit der alten Wurmstich kam, standen im Saal schon die Schalen mit Nüssen und Pfefferkuchen auf dem Tisch unter der Hängelampe, und im Messingkesselchen brodelte das heiße Wasser zum Punsch. Aus der uralten, blitzblank gescheuerten Zinnterrine duftete Burgunder, Arrak und Zitrone, und Madame Wurmstich hob schnuppernd die Nase.

„Der Punsch erinnert mich immer an den, den uns dazumal Herr Karl Lorenz spendiert hat, und aus welchem hernach Ihre Verlobung öffentlich bekannt gemacht wurde, Herr Lorenz,“ sagte sie, zog sich ihre

gelben Haubenschleifen unterm Kinn zurecht und nahm mit Würde im Sofa Platz, während Duna nach oben stieg in die Kinderstube, wo eben das Jüngste gebadet wurde von Grete.

Das Jauchzen und Toben der Kinder schallte durchs ganze Haus, so stürmisch wurde Tante Duna begrüßt. Das kleine, dunkeläugige Mädchen, das bereits im langen Nachtröckchen war, hielt mit beiden Ärmchen den Hals der Tante umschlungen und verlangte von ihr ins Bettchen getragen zu werden. Die Jungens wollten die Verschen aufsagen, die sie für morgen gelernt hatten.

Das Jüngste schrie im Wasser wie am Spieß.

„Es ist wenigstens gesundes Leben hier," lächelte Duna. „Die arme, kleine Viky sitzt dafür bei der Großmutter, hört kein fröhliches Wort und merkt nicht, daß ein bedeutsamer Abend heute ist. Wie im Gefängnis!"

„Woher weißt du das?" fragte Grete.

Duna wurde ganz rot.

„Ach, — die alte Frau Lorenz hatte durch Sophie Hängerschürzchen gekauft für das Kind, die paßten aber nicht, und ich sollte sie umtauschen; da habe ich — da bin ich — weil mir der Wurm so leid tut — persönlich hinübergegangen und habe nachgesehen, woran es liegt. Armes Geschöpfchen, ich möchte sie so gern dann und wann ein Stündchen zu mir herüberholen."

„Ach," sagte Grete mit einem stillen Lächeln, und hantierte mit ihrem Baby auf der Wickelkommode umher, die jäh errötende Freundin gar nicht anschauend. „Hast du mit Frau Lorenz gesprochen, Duna?"

„Ja, sie nickte mir zu und sagte: ‚Ach, du bist es,

Duna; bitte, nur einfach, recht einfach, keine Fisematentchen und teure Stickereien!' Das war alles."

„Julius ängstigt sich, daß seine Mutter gemütskrank werden könne," meinte die junge Frau, die jetzt auf einem kleinen Stuhl saß und ihrem Jüngsten die Brust reichte.

„Sie sieht erschreckend krank aus, und Sophie sagte, die alte Dame habe eine furchtbare Angst vor dem Verlassen des Hauses, das ja doch über kurz oder lang kommen muß."

„Sie könnte ja möglicherweise darin wohnen bleiben," meinte Duna, „wenn —"

„Wird sie das wollen, wenn sie weiß, daß ich täglich in das Haus käme mit der Regelmäßigkeit einer Uhr oder gar darin wohnen würde?"

„Dann wäre es ihre Schuld, Grete, wenn sie es verlassen müßte."

„Also, Duna, ich glaube, mein Mann wird uns schließlich nichts in den Weg legen, er ist leider ganz apathisch, und ein Wunder ist's nicht, wenn er so geworden ist, niemals hat er so gelitten unter dem Bewußtsein, nur einen Arm zu besitzen, wie jetzt."

„Darum müssen wir handeln, Grete," erkärte Duna eifrig und wir können's auch. Doktor Barth hat eine Berechnung aufgestellt, die selbst für mich optimistisches Geschöpf fast zu günstig klingt. Ich habe sie dir mitgebracht, ein ganzes Aktenstück ist es. Wenn wir alles so einrichten könnten, wie Barth es vorschlägt, und ein bißchen Glück dazu hätten, dann hat unser Unternehmen sicher eine Zukunft." —

„Aber ich riskiere auch das einzige, was ich, was wir haben, Duna," meinte Grete.

„Ja," gab Duna ehrlich zu, „wer kann für Unglück, aber deshalb darf man nicht zögern —"

„Wenn Du das Deinige zusetzt, so leidest eben nur du darunter, Duna, ich habe Kinder —"

„Aber Grete, bist du denn mit einem Male mutlos geworden?"

„Keineswegs, wir wagen es jedenfalls, Duna, denn so geht es doch nicht weiter. Julius ist so mutlos und so angeekelt von seinem jetzigen Leben, daß ich mit beiden Füßen in die Geschichte hineinspringe — auf gut Glück!"

Eine Pause entstand, während der beide auf das Kinderköpfchen schauten, das wohlig an die Mutter geschmiegt lag. —

„Allein hätte ich ja den Mut nicht, Grete," bekannte Duna jetzt, „aber mit dir!"

„Eigentlich gehört gar nicht so viel Mut dazu," meinte Grete, „es gibt sich alles so natürlich; die Firma „Sperling und Kompanie," bei der ich mit einem Teil meines Vermögens beteiligt bin, ist aus ihren jetzigen Geschäftsräumen sozusagen herausgewachsen. Sie hat für ersten Juli drei bis vier große Ausstattungsaufträge; die kann man ja unmöglich in den jetzigen Räumen bewältigen; folglich sucht sie sich größere Räume. — So liegt die Sache."

„Ja, aber — —"

„Wenn Madame nicht verkaufen will, so muß sie es nur vermieten, Duna. Was soll sonst aus dem Hause werden und mit den großen Fabrikgebäuden? Bindekranz will es doch nur für ein Butterbrot kaufen. Ein lumpiges Angebot, Barth ist entschieden dagegen. Bindekranz sagt, Julius und Mutter sollten sich rasch ent-

scheiden, denn für den Fall, daß sie einig würden, wolle er nicht anderweitig bauen. Julius hat — Gott sei Dank — auf Mutters Wunsch vorläufig abgelehnt. Kann das Haus denn besser verwandt werden als so?“

So ging die Rede hin und her, bald hatte die eine, bald die andere Bedenken, aber beide hatten sie Lust und festen Willen. Und endlich hatte sich das kleine Menschenkind satt getrunken und die übrigen waren in ihren Bettchen eingeschlafen. Dann stiegen die Freundinnen hinunter in den Saal.

Madame Wurmstich setzte dort eben Julius Lorenz die Notwendigkeit einer Verbesserung der Räumlichkeiten der Firma Sperling und Kompanie auseinander.

„Wir müssen ein paar große Zuschneidezimmer haben mit vielen, breiten Tischen aus hartem Holz; wir müssen einen Saal haben für die Nähmaschinen mit viel Licht und großen Tafeln, einen Saal für die Glanzplätterei, einen für die Handarbeiterinnen, für die zum Beispiel, die Knopflöcher nähen usw. —

„Wir haben nämlich so viel Aufträge,“ berichtete listig die alte Frau, „daß wir uns Wäschefabrik nennen könnten, wenn wir wollten, und ich weiß es ganz bestimmt, daß wir die Bestellung für drei bis vier große Geschäfte von Berlin und Leipzig bekommen werden, ebenso hat Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin von Rabenstein-Tessen uns alleruntertänigst die Ausstattung ihrer Prinzessin Tochter — —“

Julius bog sich in einem nervösen Lachanfall über die alleruntertänigste Fürstin. „Ja, ja, ja,“ rief er und fuhr sich mit der Hand ans Ohr. „Sie haben jedenfalls allergnädigst zugesagt. — Ich weiß, das Geschäft hat recht viel zu tun, aber ich fürchte, diese aller-

untertänigsten Ausstattungen, die sind in der geehrten Frau Wurmstich ihrem Kopfe entstanden, ebenso wie die Lieferung für die großen, auswärtigen Geschäfte."

Aber da richtete sich die wunderliche alte Frau würdevoll empor, griff in ihren uralten Pompadour, der auf lila Seidenstoff einen gelben, gestickten Kanarienvogel aufwies, und zog ein Schreiben hervor.

„Bitte sehr, bitte ganz gehorsamst, verehrter Herr Julius. Hier ist der Brief vom Hofmarschallamt! Da lesen Sie! Ich lüge nie! Wenn ich was behaupte, stimmt's aufs Haar. Hier:

‚Ew. Wohlgeboren!

Durchlaucht waren mit der Lieferung der Leibwäsche, die für den höchsteigenen Gebrauch bestimmt war, so zufrieden, daß Durchlaucht nicht abgeneigt sein werden, die Ausstattung höchstihrer Prinzessin Tochter aus Ihrem Wäschegeschäft zu beziehen. Durchlaucht wünscht einen Kostenanschlag nach beifolgenden Notizen — —‘

Hier ist auch die Liste der Gegenstände, Herr Julius, — hier ist der Brief!"

Sie faltete einen zweiten Bogen auseinander.

„Allein zehn Dutzend Schemießen," schaltete sie ein, „und so weiter. —

Das Fürstlich Rabenstein-Tessensche Hofmarschallamt.

gez. von Benedixen,

Kammerherr und Hofmarschall."

„So — gratuliere," sagte Julius trocken.

„Danke," erwiderte ebenso trocken die alte Frau, deren Löckchen zitterten in völliger Desperation.

„Na, und kurz und gut, Herr Julius Lorenz, Sperling und Kompanie sind mit Rechtsanwalt Barth in Unterhandlung getreten wegen Ermietung des Hauses

Nummer zehn auf dem Sankt-Marienkirchplatz und eventuellen späteren Ankaufs behufs Anlage einer Wäschefabrik!"

Grete und Duna lachten ein wenig über sein verdutztes Gesicht, und die Wurmstichen schrie: „Und die Firma wird sich künftig nennen: Lorenz, Sperling und Kompanie, — das Kompanie bin ich wegen meinen dreitausend Dalern, die nunmehr schon auf siebentausendfünfhundert angewachsen sind!"

Es war plötzlich eine Stille in dem Zimmer.

Mit finsteren Augen sah Julius von einem zum andern.

„Ah, ihr seid das?" fragte er enttäuscht. „Und Barth erzählte von einem Konsortium."

„Ja, das sind wir," sagte jetzt die blonde Duna sanft, „du weißt ja am besten, Julius, wie weit wir gekommen sind in den Jahren des Bestehens unseres Geschäftes."

Er setzte sich in den Lehnstuhl am Fenster und sah in die Altjahrsnacht hinaus.

Sein Mannesstolz bäumte sich auf.

Frauen fanden einen Ausweg, — schwache, unerfahrene Frauen wollten den Kampf wagen um das Vorwärts- und Aufwärtskommen im Leben, — wagen mit wenigen Mitteln, aber mit dem wundervollen Mut der Jugend und der fröhlichsten Zuversicht.

„Von wem stammt der Plan?" fragte er leise.

„Von Grete," „von deiner Frau," „von mir," scholl es unisono.

Und Grete lief zu ihm hinüber und setzte sich auf seinen Schoß und küßte ihn herzhaft ab.

„Es leuchtet ihm ein!" jubelte sie, „Kinder, es leuchtet ihm ein!"

„Und was sollte mit der Mühle hier werden?“ fragte er.

„Hier wird weitergewalkt!“ rief Madame Wurmstich. „Bindekranz und Kompanie wollte doch so wie so eine Walkerei und Färberei anlegen. Vermietet ihm das Werk ohne das Wohnhaus, das braucht er ja nicht.“

„Ach, ja!“ — Julius erinnerte sich. Barth hatte ihm den Vorschlag heute früh ebenfalls gemacht.

„Kind,“ wandte er sich an Grete, „du wirst ja sterben vor Sehnsucht nach der Mühle, und eine Extrasommerwohnung können sich Anfänger, wie ihr seid, nicht leisten. Überhaupt ihr werdet euch wundern!“

„Der Punsch ist fertig! In ein paar Minuten ist's dreiviertel auf zwölf,“ unterbrach ihn seine Frau, „macht die Fenster auf, daß wir das Läuten von der Stadt her hören,“ und sie lief zum Tisch, um einzugießen.

Sie standen dann alle mit den gefüllten Gläsern in der Nähe der Fenster.

„Ich möchte euch etwas sagen,“ begann Julius und betrachtete der Reihe nach die Frauen, die glühende Wangen und blitzende Augen hatten, das alte Malchen nicht ausgenommen. „Es hört sich ja alles recht schön an, aber es darf nichts so heiß gegessen werden, wie es gekocht wird. Ihr müßt schon gestatten, daß ich mich gründlich über die Chancen des geplanten Unternehmens informiere, bevor zu der Erweiterung eurer Wäschefabrik geschritten wird. — Aber das mag nun sein, wie es will, danken will ich euch in dieser Stunde doch herzlich für den Hoffnungsstrahl, den euer Wagemut in mein bekümmertes Herz gesendet hat. Er ist gekommen wie ein frischer, köstlicher Wind, der in eine

entsetzliche dumpfe Schwüle gefahren ist, Kühlung und Linderung für den versorgten Kopf bringend. Wir wollen anstoßen, fröhlich in Hoffnung auf die mögliche Realisierung eures Planes, auf gesegnete Arbeit miteinander, auf ein glückliches Jahr, auf eine frohe Zukunft!"

Sie ließen die Gläser aneinanderklingen. Dann waren sie still.

Die alte Empireuhr hub aus und tat ihre zwölf altersheiseren, feierlichen Schläge.

„Horcht, die Glocken!" flüsterte Grete, und sie legte den Arm um ihres Mannes Schultern.

Und sie dachten alle stumm an das, was ihre ganze Seele füllte; — Grete an das Glück ihrer Kinder, an das schwierige Werk, das ihr bevorstand; — Duna an einen einsamen, kämpfenden Menschen, der weit draußen irgendwo schwer rang um eine Existenz und um Selbstachtung, der mit Sehnsucht an verlornes Glück denken mochte in diesem Augenblick; — und die alte, wunderliche Amalie Wurmstich, der das Stehen so sauer wurde und die sich mit ihrem Punschglas auf das Sofa gesetzt hatte und die drei jungen Menschen betrachtete, die lauschend auf das Neujahrläuten am Fenster standen, die dachte, ob die alte Frau im Hause auf dem Sankt-Marienkirchplatz wohl endlich ihren Stolz fahren lassen und Grete die Arme entgegenzubreiten gesonnen sein würde im kommenden Jahre, — Zeit wäre es; „Zeit wäre es wahrhaftig," sagte sie halblaut vor sich hin.

Dann aber hielt sie den zum Tisch Zurückkehrenden ihr Glas entgegen: „Auf daß alles so komme, wie wir hoffen und wünschen, — auf daß ich erleben möchte, daß die Lorenz ihr altes Stammhaus wieder ohne

Sorgen bewohnen dereinst, das jebe der liebe Jott! Darauf trinke ich aus!" —

Als in dieser Nacht Grete endlich oben in der Kinderstube bei den Kleinen lag und das neue Jahr seine erste Tagesdämmerung über die Dächer der einsamen Mühle an der rauschenden Queste breitete, hörte die junge Frau ihren Mann noch immer ruhelos auf und ab wandern in dem Saal unter ihrem Zimmer, — fast ärgerlich sprang sie auf, warf ein Morgenkleid über und huschte die Treppe hinunter.

Er wandte sich erschreckt um.

Da sah sie sein trotziges, versorgtes Gesicht und den bittern Zug um den Mund, den sie kannte seit jenem Tage, da er zum ersten Male bei völligem Bewußtsein sich ohne Arm sah und sie ihn hatte mit gemachter Fröhlichkeit trösten wollen. Den gleichen bitteren Zug hatte er jedesmal, wenn eine Gelegenheit gewesen war, wo er hätte zugreifen mögen, wie ein Mann in seinen Jahren zuzugreifen pflegt, um das Leben zu meistern, — und er sich seiner Invalidität bewußt wurde, die ihm das Zugreifen versagte.

Nun stand sie vor ihm mit ihren sanften, dunkeln Frauenaugen und hob die Arme um seinen Nacken.

„Was meinst du, Jule," fragte sie, „was uns das Nötigste ist zu unserem Beginnen? Dein Arm oder dein Kopf? Dein lieber, trotziger, kluger Kopf?"

Und sie tauchte ihre Blicke tief in die seinen, bis sie überquollen von Tränen.

Da drückte er sie an sich und murmelte ein leises: „Verzeihe —"

Oben im dritten Stock im Erker stand Christine Lorenz und sah hinunter auf den Kirchplatz. Die Wipfel der Linden waren ihr zu Füßen, und das Maßwerk der schönen gotischen Fensterrose im Chor der Kirche, zu dem sie sonst hatte aufschauen müssen, stand ihr jetzt direkt gegenüber.

Aber sonst hätte sie kaum gemerkt, daß sie umgezogen war, umgezogen mit einer großen Verstimmung im Herzen, aus dem ersten in den dritten Stock.

Julius hatte ihr die Wahl gelassen, ob sie hier hinaufziehen oder unten bleiben wolle. Sie hatte das erstere gewählt mit dem Zusatz: „Hier merke ich am wenigsten von der Wirtschaft da unten und brauche nichts zu sehen, was ich nicht sehen will.“

Freilich hatte sie nicht das ganze Geschoß zu ihrer Verfügung, sondern nur vier Räume, dieselben der Lage nach, die unten ihr Wohn- und Schlafzimmer gewesen waren, sowie die Eßstube und die Küche.

In den anderen Zimmern wohnten erstlich Iduna Sperling und zweitens die Direktrice der Abteilung für Konfektion nnd Leibwäsche, ein ungewöhnlich großes, blasses Mädchen mit einem gelangweilten Zug um den Mund und ein paar unendlich geschickten, schmalen Händen, aus denen die entzückendsten Arrangements hervorgingen, allerdings nach Gretes Angaben.

Im zweiten Stock waren Festsaal und Speisesaal unangetastet geblieben. Die anderen Räume bewohnte Julius und seine Familie.

Er hatte nach dem Seitenflügel, wo sonst die Speicher lagen, durchbrechen und dort ein paar Stuben für Schlafräume und Kinderstube einbauen lassen.

Der ganze erste Stock des Seitenflügels war für

Geschäftszwecke hergerichtet, große weite Säle und Räume.

Die Fabriksäle und Speicher auf dem zweiten Hofe hatte Bindekranz doch noch gemietet. Der erste Stock des Wohnhauses war vermietet worden an den Landrat von Braunkirchen.

Von Weihnacht bis Ostern hatten die Handwerker unermüdlich geschafft, um alles zweckentsprechend herzustellen.

Zuerst war Auktion gehalten worden.

Die Maschinen hatte ein junger Anfänger in Eschersleben erstanden.

Das übrige Inventar war in die verschiedensten Hände gegangen.

Die Stoffreste kauften alte Kunden in 'den kleinen Städten auf dem Harze auf, und was sonst noch übrig war, hatte Julius den städtischen Anstalten geschenkt, dem Waisen- und Armenhaus und dem Verein zur Bekleidung mittelloser Konfirmanden.

Die gewölbten, schönen Räume zu beiden Seiten der Toreinfahrt blieben links, wie sie gewesen waren, die Geschäftskontors; rechts hatte man das Detailgeschäft eingerichtet, dem Duna vorstand, sehr hübsch, die Warenschränke mit verschiebbaren Türen, der breite Ladentisch, alles schneeweiß mit Gold abgesetzt, und in diesen hohen Vitrinen die Stoffe und die fertigen Muster.

Es gab im Hof eine riesige Waschküche, ein Trockenhaus, eine Plätterei; ferner war der landrätliche Stall dort und im rechten Flügelanbau die Kanzlei des Landrats.

Kurz, man hatte jedes Winkelchen im Hause mit einer verblüffend praktischen Überlegung ausgenützt, und wenn Frau Christine nicht so verbittert gewesen

wäre, hätte sie ihre Freude daran haben müssen. Aber sie zog es vor, nichts zu bemerken. Wenigstens tat sie so, in Wahrheit wußte sie, was jeder Hammerschlag im Hause zu bedeuten hatte, denn sie inspizierte heimlich, wenn die Handwerker das Haus verlassen hatten abends, die Veränderungen, die da vorgenommen wurden. Sophie trug ihr Berichte zu und Julius erzählte ihr voller Eifer von dieser und jener praktischen Einrichtung und fügte jedesmal hinzu: „Meine Frau hat ein Organisationstalent, das großartig ist.“

Die Base Wurmstich war als Kompagnon zurückgetreten und hatte ihr eingelegtes kleines Kapital ausgezahlt erhalten, das nahezu zu dreifacher Höhe angewachsen war während der fünf Jahre, die das Geschäft bestand. Aber entbehren wollte man eine so alte, bewährte Kraft nicht. So war sie mit Gehalt als Oberaufseherin im Nähsaale angestellt worden, und wenn auch die jungen „Nähmamsells“ sich hinter ihrem Rücken über das alte Lügenmalchen halb tot lachen wollten, so hatten sie doch einen heillosen Respekt vor ihr, wenn sie durch die Reihen ging, sich über eine Maschine beugte, um eine Naht zu sehen oder ein Knopfloch beaugenscheinigte. Sie übte eine unbarmherzige Kritik, und jedesmal fragte sie: „Sie denken woll, Sie arbeiten für einen Acht-Groschen-Bazar? Sie arbeiten für das erste Wäschegeschäft in Deutschland; hier darf kein Stich aus der Reihe kommen, — stramm wie 'ne Front Soldaten müssen die Stiche bei so 'ner Naht sein, wie wenn sie in Kaiserparade stehn. — Trennen Sie gefälligst auf! Wir haben keine Lust, uns zu blamieren

um Ihretwillen.“ — Und dann gab's einige Beispiele aus ihrer eigenen Lehrzeit, wo man alles mit der Hand nähte, — was auch jedenfalls immer das feinste bleiben werde, — und die allergnädigste Frau Fürstin habe ja auch keinen Stich Maschinennäherei geduldet bei der Ausstattung allerhöchst ihrer Prinzessin Tochter.

An eben dieser Aussteuer war das ganze Vierteljahr über mit fieberhafter Eile gearbeitet worden; — jetzt war sie beendet, und Grete und Duna hatten auf ihre Bitte, dieselbe als Empfehlung für ihre Fabrik ausstellen zu dürfen, die, wie Amalie Wurmstich sich ausdrückte, „untertänigste Einwilligung“ bekommen von der Frau Fürstin.

Alle diese umständlichen und mühevollen Vorbereitungen hatten Christine Lorenz mehr als weh getan, denn sie glaubte ganz einfach nicht an die Zukunft des Unternehmens, dem selbst ihr Sohn jetzt das größte Interesse entgegentrug. „Weil er eben verliebt ist in die Urheberin dieses Projektes,“ sagte sie sich. Auf keinen Fall gedachte sie den Umzug und die Einweihung der Wäschefabrik hier zu erleben. Sie dachte sich das einfach greulich, denn sie traute Grete einen ganz brutalen Pomp zu anläßlich dieser Gelegenheit. Kurz entschlossen fragte sie bei ihrer Cousine Sattleben auf Engelrode an, ob sie auf vierzehn Tage bei ihr eine Zuflucht fände, sie fürchte sich vor dem Einzug und der Instandsetzung der Fabrik ihres Sohnes Julius, der ja nun als Wäschefabrikant aufzutreten gedächte, wie die Cousine gewiß aus den wiederholten Anzeigen in den Zeitungen gelesen haben werde. — Alles nähere gedenke sie der Cousine mündlich mitzuteilen. Sie sei zwar, hatte sie noch hinzugesetzt, seit Jahren nicht mehr

in Engelrode gewesen, und die Cousine werde sich wohl wundern, daß sie nun so plötzlich die alten, guten verwandtschaftlichen Beziehungen wieder anzuknüpfen versuche, sie habe jedoch so unendlich Schweres durchlebt, daß sie gewiß sei, die Cousine werde ihr verzeihen, sobald diese alles erführe, was sie so menschenscheu gemacht habe. Und die gutmütige Frau Emmy Sattleben hatte denn auch sofort depeschiert, daß Cousine Lorenz hochwillkommen sei.

So war Frau Christine mit der kleinen Viky und der alten Sophie in Lohnkutscher Baumapfel seiner besten Equipage nach Engelrode gefahren und hatte vierzehn Tage im dortigen Fremdenzimmer gesessen, das die Aussicht über den großen Obstgarten hinweg auf die Felder hatte, und war am Ende lange nicht so mitteilsam mit ihren Erlebnissen gewesen, wie es Frau Sattleben erwartet hatte.

Aber eines Tages war es doch noch zu einer Aussprache gekommen.

Julius hatte es gewagt, ihr vor ein paar Tagen einen Brief zu schreiben, in dem er ihr zwar ehrerbietig, aber mit aller Bestimmtheit einige Verhaltungsmaßregeln gegeben und ihr damit ein paar schlimme Stunden geschaffen hatte.

Sie hatte das Schreiben durchgelesen, es einen Tag lang mit sich herumgetragen und es dann im Kachelofen der Logierstube verbrannt. Julius hatte darin verlangt, seine Mutter möchte sich bei zufälliger Begegnung mit seiner Frau doch wenigstens nicht vor Zeugen gegen diese verächtlich benehmen, da ein Zusammenwohnen sonst unmöglich und zur Folge haben würde, daß seine von ihm trotz allem so sehr geliebte

Mutter sich werde entschließen müssen, auszuziehen, da seiner Frau Anwesenheit im Getriebe des neuen Geschäftes dringend nötig sei. — Er verbürge sich anderseits dafür, daß Grete ihr möglichst aus dem Wege gehen werde. Wie schwer es ihm werde, diese Zeilen zu schreiben, könne sich die Mutter kaum vorstellen. Er hoffe in Anbetracht dieses keine Fehlbitte zu tun bei seiner sonst so gerecht und human denkenden Mutter. —

Es war ein Sturm- und Regentag gewesen, als die beiden Damen im gemütlichen Engelroder Wohnzimmer zusammen gesessen hatten beim Kaffee. Viky war mit Cousine Julchen, der unverheirateten jüngsten Haustochter, in deren Stübchen gegangen, um ungestört in einem Töchteralbum zu schmökern, und Frau Christine, der sonst so diskreten Frau Christine war vor Weh und Zorn die Zunge frei geworden, und sie hatte bekannt, was sie gelitten und noch litt unter den unseligen Heiraten ihrer Jungens.

Die gutmütige, aber etwas törichte Cousine Sattleben war ganz Mitgefühl und Teilnahme gewesen, hatte ein paar Tränen gedrückt und geäußert: „Ja, ja, es wäre halt schwer mit Kindern und mit Julchen, ihrer Jüngsten, habe sie auch ihre liebe Not, die weise alle Freier ab, weil sie keinen Landwirt wolle, und da die Älteste einen Juristen genommen habe, so werde das schöne Gut ja wohl mal verkauft werden müssen, aber das Mädel wolle partout nicht auf dem Lande bleiben, offen gestanden habe sie, als die Kinder der Cousine Lorenz noch klein gewesen wären, immer den Gedanken gehabt, die Jungens würden einmal ihre beiden Töchter heimführen, und es sei ein Jammer ohnegleichen, daß es anders gekommen wäre, beson-

ders bei dem Julius Lorenz. Den Bengel habe sie doch immer zum Aufessen gern gehabt, und für den habe ihr Julchen schon als Kind geschwärmt, und der hätte schließlich auch noch neben der Fabrik das schöne Gut in Ordnung halten können, aber da sei ja nun nichts mehr zu wollen, jedenfalls aber wäre es mit der schönen Tuchfabrik nicht so weit gekommen wie jetzt, denn Julchen bekomme ein schönes Vermögen dereinst."

Ein Trost war diese Aussprache nicht gewesen für Frau Christine, sie hatte vielmehr Öl ins Feuer gegossen und gezeigt, was Jule mit seiner Heirat alles verscherzt hatte. Schön war das Schloßfräulein von Engelrode ja nicht und jung auch nicht mehr, — aber das prachtvolle Gut und die standesgemäße Erziehung und das Damenhafte in ihrem Auftreten, das wäre es gewesen, was Julius gebraucht hätte für sein Glück. —

Mit einem Stachel mehr in der Seele war Christine Lorenz wieder abgereist, und der letzte Trost der Cousine Sattleben, daß man ja nie wisse, wie alles kommen könne und daß es wunderliche Fügungen im Leben gebe und daß Ehen schon geschieden worden wären, die aus glühender Leidenschaft geschlossen wurden, hatte nur die Wirkung gehabt, daß Frau Christines Gedanken und Seelenstimmungen ganz wunderliche Sprünge zu machen unternahmen, Sprünge, die ihr sonst so vornehmes und frommes Gemüt verwirrten und ängstigten.

Zu ihrer eigensten Befremdung hatte sie beim Abschied ihre Nichte Julie Sattleben für einige Zeit nach Questenburg eingeladen für den Winter, wenn die Geselligkeit beginne, und erschrak fast zu Tode vor sich selbst ob der wagehalsigen Hoffnungen, die sie an diesen Besuch knüpfte, — unklare, vage Hoffnungen, die, wie

sie sich selber sagte, sündhaft und unehrenhaft waren. Aber, lieber Gott, sie wollte doch nichts mit Gewalt, es mußte natürlich alles von selber kommen, und — und — der Julius war doch nun mal unglücklich, heruntergezogen, deplaziert, er mußte es ja einsehen, heute oder morgen, — eines Tages; es konnte nicht ausbleiben. Und wenn dann zufällig eine Trösterin in der Nähe wäre — so — „ach Gott, verzeih mir meine Sünde," so dachte und seufzte und stöhnte das alte Mutterherz. —

Und mit diesen verworrenen Gedanken stand Frau Christine also am Morgen nach ihrer Rückkehr von Engelrode, so gegen zehn Uhr, am Fenster ihres Erkers und wunderte sich, daß auf dem Sankt-Marienkirchplatz, ihr gerade gegenüber, eine Reihe offener und geschlossener Equipagen hielten, von denen sie eine ganze Menge kannte, daß jetzt sogar an ihrem Hause ein Viererzug vorfuhr, auf dessen Bock Kutscher und Diener in den Fürstlich Rabenstein-Tessenschen Livreen saßen und dem gleich darauf eine alte, dickliche, einfach gekleidete Dame entstieg, mit einer ebenso einfachen jüngeren Begleiterin, in denen Frau Christine ganz verwundert die alte Fürstin und ihre Hofdame, die Freiin von Häbersdorf erkannte. Die alte Dame, gefolgt von ihrer Begleiterin, aber wurde von Julius am Portal empfangen, der in Frack und Chapeau claque sich tief verbeugte, und nahm von einer schlanken, brünetten jungen Frau im weißen Kleide einen Blumenstrauß entgegen, der ihr mit einer ganz hofgerechten Verbeugung dargereicht wurde.

„Hast du das gesehen, Elly?" fragte Frau Christine.

„Ja, Großmama," sagte die Kleine mit kindlichem Stolz, „das war die Tante Grete, die mit den Blumen."

„Weißt du, was da unten eigentlich los ist?"

„Nein, Großmama, ich dachte zuerst, es wäre eine Hochzeit in der Kirche."

„Geh, Kind und klingle nach der Sophie," befahl die alte Dame, sie selber wandte den Kopf nicht vom Fenster weg, — sie sah interessiert, wie eine Menge Damen über den Platz hinüber ihrem Hause zustrebten, eine nach der andern, in Gruppen zu zweien und dreien, ältere, jüngere — ganz junge, — und hatte gar nicht acht darauf, wie lange Sophie auf sich warten ließ.

Endlich — nach einer Stunde kam die alte Dienerin herein, außer Atem, ganz aufgelöst vor Aufregung mit hochroten Flecken auf den spitzen Backenknochen ihres mager gewordenen, alten Gesichtes.

„Was bedeutet denn diese Völkerwanderung da unten, die vielen Menschen und Wagen?" forschte Frau Christine.

„Jott, Madam, die Fabrik stellt doch die Ausstattung von die Prinzessin Anna von Rabenstein-Tessen aus," sagte sie vorwurfsvoll, das alte Mädchen — „und die Frau Fürstin, was die Jroßmutter ist von der Braut, ist doch auch gekommen un mit die Hofdame, und alle adligen und vornehmen Damens aus die janze Nachbarschaft sind unten un aus die Stadt, un selbst die Landrätin von Braunkirchen haben sich eben auch aus die erste Etage 'raufbemüht und —"

„Wo ist denn die Ausstellung?" erkundigte sich die alte Dame scheinbar gelassen.

„Jott, Madam, wo soll se denn woll sein? In unserm Saal is se, und zu niedlich sieht alles aus, allens mit rosa untergelegt und gebunden und allens

mit echte Spitzen und mit feinste Handstickereien, und die Damens sind in weiß und rosa angezogen, die junge Frau weiß und Fräulein Duna in rosa und Herr Julius in Frack, und das Entree, was bezahlt wird, is vor die Fabrikangestellten, und die olle Amalie Wurmstich hat ein neues Schwarzseidenes und spielt sich auf, als wäre sie selber 'ne Herzogin, und die Direktrice ist wütend da drüber, aber die Wurmstichen dümpelt ihr nieder, un ich habe man gehört, wie sie zur Frau Fürstin gesagt hat, sie möchte sich doch den besonderen Moment nicht nehmen lassen und die Frau Fürstin möge ihr nur alleruntertänigst in den Nähmaschinensaal folgen, sie werde huldvollst geruhen ihr zu führen."

Aber Frau Christine hörte das hastige, aufgeregte Sprechen gar nicht, sie stand wie erstarrt.

„In meinem Saal?" fragte sie, „ganz ohne weiteres in meinem Saal, wo die Bilder von meinen Eltern hängen?" —

„Jott, Madam, Herr Julius hat's so befohlen, un das schadet doch die Bilder nichts, und Madam sollten nur mal nach unten gehen und es sich ansehen, es ist wirklich zu schön und Madam brauchten gar nicht mal die junge Frau zu sehen, die ist nämlich vorhin fortgerannt, wie sie ging und stand, — weil nämlich das kleine Karlchen mit seinem Brüderchen verschwunden is — reine mang spurlos; das Kindermädchen nämlich, das dumme Stück, hat sollen wegen das schöne Wetter, un weil doch die Kinderchens nu nich mehr den Jarten haben auf die Walkemühle, auf den Marienkirchplatz mit alle viere gehen, die Jüngsten in 'n Wagen, un die Jungens so nebenher, und jrad, wie die

Frau Fürstin in Saal drin is un die junge Frau will ihr rumführen, kommt das olle, dämliche Postür von Kinnermädchen an un heult un schriggt wie verrückt, sie hätt' de Jungens verloren, sie wären sie aus die Augen gekommen, und da hat die junge Frau die Fräulein Duna an ihre Stelle zur Begleitung von die Frau Fürstin gestellt un ist käsebleich un wie sie so war in ihr weißes Kleid nach der Walkemühle zu, weil sie denkt, dahinaus könnten die Kinder sein; sie hat so 'ne gräßliche Angst, sie könnten ins Wasser gefallen sein, weil doch die olle Queste so groß ist, daß sie am Übertreten is un so reißend. Und ich war auch unten und wollt' mit suchen, als Madam Lorenz geklingelt hatt'. — Jott nee, sie dut mir so leid, die junge Frau, un jrade an son 'm Ehrentage —"

„Das kommt davon, wenn die Hennen krähen, Kinder gehören unter die ständige Aufsicht der Mutter," erklärte die alte Frau eisig. „Und dann verliert man hinterher den Kopf, — so ist's recht —" fügte sie hinzu.

Sie drehte Sophie den Rücken, zum Zeichen, daß diese gehen könne, und stierte aus dem Fenster, das Herz war ihr voll von verletztem Stolz und vor Weh.

So stand sie schweigend neben dem Kinde ihres ältesten Sohnes, aber sie sah nicht mehr die Leute, die in ihr Haus gingen, es war wie ein Nebel über ihrem Empfinden, den die Worte durchzuckten: „unser Saal ein Jahrmarktslokal", — der Raum, in dem die Familie ihre großen Stunden gefeiert hatte in Freude und Leid, in dem sie geweint und gebetet und ihre Totenfeste gehalten hatte vor dem Bilde der Mutter! Und ohne

sie zu fragen, einfach über ihren Kopf hinweg. Sie war nichts, sie galt nichts mehr. Der Geist „dieser Frau" dominierte. —

So stand sie lange Zeit und erst, als Viky neben ihr immer lauter schluchzte, fuhr sie unwillig herum: „Was hast du zu weinen?"

Das Kind stand auf und ging, ohne zu antworten, langsam der Türe zu, das Gesicht im Taschentuch verborgen.

„Warum antwortest du nicht?" rief die alte Dame aufs äußerste gereizt. Das magere, schluchzende Geschöpfchen blieb stehen.

„Weil —" stieß es hervor, „weil ich an Karlchen und Christelchen immerzu denken muß."

„Kennst du denn die Jungens?"

„Ja — ich — ich —"

„Wie kommst du dazu?" —

„Bei Tante Duna, — wenn ich manchmal" — sie stockte, „Tante Duna hat mich doch manchmal eingeladen, wie sie noch drüben wohnte. Da waren manchmal die Jungens mit ihrer Mama auch da, wie Ostereier versteckt wurden — und — und —"

„Und du gingst hin ohne meine Erlaubnis, Viky!"

Da kam es aufschreiend aus dem Munde des Mädchens: „Du hättest es doch nicht gelitten, und ich hab' sie doch alle so lieb, die Tante und den Onkel und die Jungens, und alle Kinder haben eine Mama, bloß ich nicht, — und Tante Duna ist doch so gut mit mir, und da kann —"

„Hinaus —" unterbrach Frau Christine streng. „Geh hinaus —"

Laut weinend entwich das Kind.

Also so stand es jetzt! — Alle waren sie einig, alle auf seiten dieser Frau, selbst die alte Sophie, die doch ihren Kummer kannte, selbst das Kind, für das sie gelebt hatte, so lange es auf der Welt war, das sie gehegt und gepflegt hatte, als seine Eltern es verließen, selbst das!

Und das sagte ihr heute mit kindlicher Rücksichtslosigkeit, daß es sich neben ihr nach einer Mutter sehne, nach Liebe, — und sie hatte gemeint, es ganz zu besitzen.

Hinter ihrem Rücken waren sie alle einig, ihr ins Gesicht hatten sie geschwiegen, zu ihrem Haß mitleidig geschwiegen. Sie kam sich vor wie der Fels, der in einem Strome aufragt, vor dessen Stirn sich die Wellen teilen, willig oder unwillig, er stand ehern da, und sie mußten ihn respektieren. Aber hinter ihm glitten die Wasser rasch und eilig zusammen und schäumten und lachten: ‚Laß ihn nur stehen, wir ändern ihn nicht, wir lassen ihm seine Meinung, wir sind ja doch einig.‘ —

Etwas wie ein ohnmächtiger Zorn überkam sie. Fassungslos sank sie in den Lehnstuhl des Erkers, und die Tränen stürzten ihr über das Antlitz. So hatte sie lange nicht weinen können.

Nicht mal ihr Asyl unten, den Saal, hatte man ihr gelassen, — sie hätte sich dort so gerne eingeschlossen, — der war entweiht von nun an. Nichts hatte sie fernerhin noch, nichts. — —

Im Hause war es stiller geworden mit fortschreitender Tageszeit. Sie merkte es nicht, die weinende Christine Lorenz. Um zwei Uhr kam die alte Sophie und meldete kleinlaut, sie habe die Suppe aufgetragen.

Mechanisch folgte die alte Dame dem Ruf; gewohnheitsgemäß ging sie in das Schlafzimmer, um sich die Hände zu waschen, und nahm dann Platz vor dem für zwei gedeckten Tisch.

„Bikychen sucht mit nach die Kinder; sie ist der jungen Frau nachgelaufen nach der Walkemühle. Der Herr hat auch die Schandarme benachrichtigt," erzählte Sophie, „und der Herr Landrat, der vorhin nach dem Harze zu gefahren ist, will in alle Ortschaften auf 'n Schulzenamt vorsprechen, wegen die Kinder. — Gott gebe doch man bloß, daß wir sie wiederfinden, Madam, sonst erleben wir noch was mit Herrn Julius, er ist ja reineweg verzweifelt."

Frau Christine antwortete nicht; sie saß vor der dampfenden Suppe, nahm ein paar Löffel und stand wieder vom Tische auf.

Als Sophie zehn Minuten später eintrat mit dem gebratenen Täubchen und dem ersten Spargel, suchte sie ihre Herrin vergebens. Die saß nebenan wieder im Erker, hatte die Hände ineinander geschlungen und sah und hörte nicht.

„Wollen Madame denn nicht ein bißchen zu sich nehmen?" redete das alte Mädchen, das jetzt zu ihr trat, auf sie ein, aber Christine Lorenz wandte den Kopf nicht einmal herum.

Und so saß sie noch, als die Abendsonne glühend rot in das Zimmer schien und es still geworden war im Hause, ganz merkwürdig still, als läge ein Toter darin.

Eine große, erdrückende Angst hielt die alte Frau im Bann, als sei sie Schuld an dem Unglück, das auf der Schwelle ihres Sohnes stand.

Denn wenn sie auch noch vor einem Weilchen ernstlich gedacht hatte: „Was soll denn passieren mit den Kindern, gestohlen werden sie nicht mehr, und ins Wasser fallen sie auch nicht gleich zu zweien," so war das einfach Trotz gewesen, und der hielt sie auch jetzt noch fest und kämpfte mit ihrem erwachenden großmütterlichen Herzen. Und das erinnerte sie an eine Szene, die sie als junge Mutter erlebt hatte, und führte ihr das Bildchen im Schaukasten des Photographen vor die Sinne, das ihre Enkelkinder zeigte. So ein paar prächtige Bengels waren es, die ihr da mit ernsten Gesichtchen entgegengeschaut hatten, so merkwürdig ähnlich dem Julius, daß ihr der Anblick wie ein Erschrecken durch die Seele geflogen war.

Greifbar deutlich stand ihr vor Augen, wie sie als junge Frau eines Nachmittags am Schreibtisch saß, und wie Sophie hereingestürzt war: „Um Gottes willen, Madam, bei die Schulpartie soll ja ein Junge abgestürzt sein vom Hirschsprung ins Hasselbachtal. Der Fleischer Wangemann, der ein Kalb aus Hasselbach geholt hat, hat's mitgebracht, — Madam, ich bitt' Sie bloß —"

Aber sie hatte es schon nicht mehr gehört, was Sophie noch sagte, sie war schon drunten im Hof und schrie nach Johann und half selbst mit anspannen, und saß ohne Hut und Tuch im Wagen, und die sonst so geschonten Pferde sprangen im Galopp auf der Landstraße dahin, und es war ihr doch noch nicht schnell genug. Und was war ihr alles durch den Kopf geflogen in ihrer wahnsinnigen Angst an grauenhaften Vorstellungen, an Sehnsucht und Mitgefühl für Karl, der fern von ihr auf einer Geschäftsreise war. Was

hatte sie für einen Augenblick erlebt, als Johann sich auf dem Bock umwandte, die Pferde zügelte und sagte: „Nu nehmen Sie sich man bloß zusammen, Madam, da kommt die Klasse mit die Lehrer —“ Diese grauenhaften Augenblicke, als sie der stumm daherkommenden Schar entgegenfuhr, aus dem Wagen sprang und mit weitaufgerissenen Augen suchte, — suchte nach ihrem Jüngsten, — und wie er auf einmal vor ihr stand, heil und gesund, wie er sie so halbtrotzig ansah, weil ihre Angst ihm doch unverständlich war und weil er sich als Muttersöhnchen vor der Klasse blamiert fühlte, und dann doch, als sie ihn weinend im Arm hielt, mit ihr schluchzen mußte und die Lehrer mit ernsten Gesichtern neben ihr standen und von dem Verunglückten sprachen und so erschüttert waren in der Idee, daß sie vor die Mutter treten mußten, um zu sagen: „Wir konnten dein Kind nicht schützen.“

Sie war allein heimgefahren, weil Julius auf keinen Fall die Klasse verlassen wollte auf dem Marsche, und sie hatte immerfort gedacht: „Lieber Gott, wer bin ich, daß du mich verschont hast? Ich danke dir, ich danke dir! Tröste die arme Mutter, tröste sie, der das widerfahren ist,“ und sie war erschüttert und mit Tränen zu der armen Lehrerwitwe gefahren und hatte bei ihr gesessen stundenlang und ihre Hände gehalten und gute, treue Worte gesprochen. —

Und heute machte ihr Julius die nämliche Angst durch, und sie saß hier in ihrem Grolle, während die, die zu ihr gehörten, in Bangen und Verzweiflung kämpften, und sie saß hier, und ihr Haß ließ sie nicht dazu kommen, hinzugehen, um zu trösten, zu helfen, zu raten.

Plötzlich stand sie auf und ging durch das Zimmer mit langsamen, zögernden Schritten, und an der Tür zögerte sie abermals einen Augenblick, öffnete sie dann aber rasch, durchquerte die große Diele und schritt die Treppe hinunter in den zweiten Stock.

Alles still. —

Die Flügeltüren zum Saal waren geschlossen. Die große, schön verzierte Laterne mit der hellen Petroleumlampe drin brannte unter dem Plafond. Der Eingang zu Julius' Wohnung rechts vom Saal stand offen. Sie wollte in das Zimmer treten und wich dann rasch zur Seite.

Hinter dem Flügel der Tür stand ein Stuhl, auf den kauerte sie sich, denn sie hörte etwas, ein kindliches Plappern, dann ein Rufen: „Mama, Mama, — dute Mama —“ und als alles still blieb, ein regelrechtes Kindergeschrei und Gebrüll: „Mama soll kommen, ich will wieder lieb sein —“

Niemand kam, sie mochten alle auf der Suche sein nach den Kindern.

Da ging Frau Christine hinein, durch das Wohnzimmer hindurch in die Kinderstube und stand plötzlich vor dem zerwühlten Bettchen ihres unbekannten Enkeltöchterchens und sah ein blondes, wirres Gelock um ein rotes, verweintes Gesichtchen und ein paar erschrockene dunkle Augen.

Frau Christine hob das kleine, warme Geschöpf empor und hielt es auf ihren Armen in seinem langen weißen Nachtkleid und trug es hin und her in dem halb hellen Zimmer und sprach mit dem Wurm, das sein Schreien vergaß und die fremde Frau mit den weiß gewordenen Haaren und den Augen, die in Tränen

standen, ernsthaft betrachtete. Und plötzlich lachte das kleine Wesen und legte mit spontaner Zärtlichkeit die Ärmchen um den Hals und drückte das offene Kindermündchen auf die Wange der Großmutter.

Da kam es über Christine Lorenz wie ein Rausch von Zärtlichkeit und Weichheit; sie küßte und lachte und schwatzte mit der Kleinen und trug sie im Zimmer umher, bis diese endlich ermüdet einschlief. Dann saß sie zwischen dem Bettchen des Kindes und der Wiege, in dem das Jüngste schlummerte, auf dem niedrigen Schemelchen, das sicher der Platz der Mutter war, und lauschte auf die Atemzüge der Enkel, und es war ihr zumute, als sei sie noch einmal jung und sitze in der Kinderstube ihrer Eigenen und atme den feinen säuerlichen Geruch gut gehaltener kleiner Kinder, den alle Mütter lieben; so tief war sie in der Erinnerung, daß sie momentan ganz vergaß, was sie heruntergeführt hatte. Dann schrak sie empor, im Nebenzimmer war plötzlich Licht. Irgend jemand hatte eine Lampe dorthin gestellt, und von ihrem Platz aus konnte Christine Lorenz deutlich sehen, wie eine schlanke, weiß gekleidete Frau eilig ein Tuch von den Schultern nahm, es nachlässig auf einen Stuhl werfend und in die Tiefe des Zimmers gehend, sagte: „Julius, ich bitte dich, gib dich der Verzweiflung nicht so hin, ruhe dich eine Viertelstunde, ehe du wieder fortgehst, du zitterst und bist leichenblaß, gleich kommt Tee und ein Butterbrot, es ist übermenschlich, was du geleistet hast, mein Armer, Lieber."

Ein Murmeln der Abwehr erfolgte, ein lautes Stöhnen. —

„Grete, wenn die Jungens verunglückt sind, ich werde wahnsinnig —"

„Nein, Jule, das tut uns Gott nicht an.“

Er lachte bitter auf.

„Julius, und wenn —, dann tragen wir zusammen, dann helfen wir eines dem andern.“

„Ich kann dir nicht helfen, ich habe nur immer von dir Hilfe bekommen.“

„Nein, das ist nicht wahr!“

„Ja, ja, was wäre ich ohne dich! Komm, komm gib mir deine Hand, sprich weiter —, sage, daß die Kinder noch leben, ich weiß nicht, wie ich die Stunden überstehen soll, bis zur Gewißheit.“

„Mein armer, lieber Mann, das tut uns Gott nicht an,“ wiederholte sie, „wir wollen gleich wieder fort, nur kurze Ruhe für dich. Wir suchen noch einmal im Hause, hier zuerst,“ fügte sie hinzu.

„Wir sind ja überall gewesen, Kind,“ sagte er fassungslos, „es ist ja kein Fleckchen, wo wir nicht waren. Gott weiß, wo die Würmer sind in der dunklen Nacht, — verängstigt, verklammt, krank, fiebernd, — oder bei schlechten, rohen Menschen!“

„Julius, du sollst dich nicht gehen lassen, denke, daß gute Menschen sie gefunden haben und sie uns morgen wiederbringen —“

Ihre Stimme war ein mühsam unterdrücktes Weinen.

„Lasse uns doch aufrecht bleiben,“ bat sie, „wir haben noch zwei, um ihretwillen!“

Dann eine Pause — das Geräusch eines Kusses, die weiche Stimme des Mannes: „Wenn ich dich nicht hätte, — wenn ich dich nicht hätte, du Bestes meines Lebens —“

Und sie sprachen weiter drinnen, leise flüsternd; es waren gegenseitige Bitten, stark zu sein, Versiche-

rungen, daß dieser Schmerz sie nur noch inniger verketten werde, — Befürchtungen, Vermutungen, Hoffnungen — glühende Liebesworte — heißes Schluchzen — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Christines altes, verwelktes Herz begann zu ahnen, was Liebe bedeutete, die große, eine, leidenschaftliche Liebe, die Liebe, die nicht fragt nach Herkommen, Rang und sozialer Stellung, die Mann und Weib eint mit unlöslichen Banden in schlichter Selbstverständlichkeit.

Was hatte sie gewußt von ihr? Ihre Ehe war ein Kompromiß gewesen, ein zufriedenes Nebeneinander, ein wohlbehütetes Feuerlein im behäbigen Kachelofen, das gleichmäßig angenehme Temperatur schafft, bei dem man nicht erfrieren, aber auch nicht versengen konnte.

Jetzt hatte sie in eine Flamme gesehen, die hoch und groß und still emporloderte, die nicht allein wärmte, die erhellte und verklärte, belebte und vergoldete. Ein Schauer, wie sie ihn nie gekannt, überflog sie, ein heißes Rot stieg in ihre schmalen Wangen.

„Du Bestes meines Lebens," klang es flüsternd von ihren Lippen, die Worte ihres Sohnes wiederholend, und ihre Hände fügten sich ineinander, als spräche sie ein Gebet.

Dann stand sie leise auf und schlich auf den Zehenspitzen zu der Tapetentüre, die das Zimmer mit dem Seitenflügel verband, tastete sich durch das Schlafzimmer ihrer Kinder auf einen schwach erhellten Flur, stieg die Hintertreppen hinunter, und kam ungesehen durch das Vorderhaus wieder auf die Treppe zu ihrer Wohnung, ganz benommen, wie schwindelnd, und hielt sich am Geländer beim mühsamen Aufsteigen und sank oben an-

gelangt auf den Schemel neben der alten Dielenuhr, weil sie die Kraft nicht mehr hatte, bis in ihr Zimmer zu gelangen.

Totenstill war das Haus, nichts als das langsame Tack — Tack der Uhr neben ihr und ihr halblautes Flüstern: „Gib sie ihnen wieder, lieber Gott, beschütze die Kinder, beschütze sie —"

Und plötzlich das Heraufschallen von Rufen und von Tritten, das kurze Lachen einer alten Frauenstimme und dann das jauchzende Schreien Vikys: „Tante Grete, Tante Grete, sie sind da — sie sind da!"

Ein Türenschlagen, Kinderweinen, Lachen, Sprechen, — und über alles hinweg die weiche, dunkle Stimme der Mutter: „Meine Jungens! meine lieben, kleinen Jungen!"

„Die Neumannen hat sie gefunden, die alte Harzer Botenfrau, ganz weit auf der Chaussee bei der Hämbacher Warte."

„Jott, Frau Lorenzen, ich hätt' jo die Stöpsel all gleiche jebracht, aber ich mußt' doch meine Dur erst machen; die Hotels auf 'n Alexisbade warteten doch schonst auf ihre Fische und Braten, un da half's nu nischte, ich mußt' die kleenen Stöpsel mitnehmen auf meine Dur. Seien Se bloß nich böse!" scholl jetzt die alte, meckrige Weiberstimme herauf, und sie ging unter in erneutem Jubel und Lachen und zärtlichen Koseworten.

Dann leichte, springende Schritte auf der Treppe, Viky flog herauf, um der Großmutter die Freudenbotschaft mitzuteilen. In ihrem glühenden Eifer sprang sie an der alten Frau vorüber, die da in der dunklen Ecke neben der Uhr saß, und schrie in das Wohn-

zimmer hinein: „Sie sind da, Großmutter, sie sind gefunden!“.

Da erhob sich auch die alte Frau und schlich dem Kinde nach und stieß in der Dunkelheit des Zimmers auf die Kleine, die sich betroffen zurücktastete, und sie hielten sich umschlungen und küßten sich. —

Und Viky fragte schüchtern: „Freust du dich auch, Großmutter?“

Und als keine Antwort kam und sie nur eine schütternde Bewegung der alten Frauenbrust spürte, an der ihr Kopf lag, sagte sie: „Großmama, du weinst wohl? Weinst du aus Freude?“

Und dann kam Sophie mit Licht. — —

Noch in dieser Nacht schrieb Christine Lorenz an ihre Cousine Sattleben:

„Du kannst Dir denken, liebe Cousine, in welcher Sorge wir waren und wie glücklich wir sind, daß die Kerlchen wieder weich und warm in ihren Bettchen schlafen. — Ich habe mir Julius heraufkommen lassen und bin ihm weinend um den Hals gefallen und habe ihm gratuliert, und er hat mich geküßt, wie er mich früher geküßt hat als kleiner Junge, wenn ich ihm etwa einen Lieblingswunsch erfüllt hatte, und schließlich sagte er, aus seiner Betrübnis heraus, als wäre er wirklich noch ein Kind: ‚Mama, nimm's nicht übel, ich habe einen schauderhaften Hunger, morgen erzähle ich dir mehr, ich hab' den ganzen Tag keinen Bissen zu mir genommen.‘

‚Ih,‘ sage ich, ‚mein lieber Junge, ich auch nicht, essen wir doch zusammen.‘

‚Nee, Mamachen,‘ antwortete er, ‚ich esse mit meiner Frau, danke vielmals.‘ Darauf ich: ‚Das kann ich dir

nicht verdenken, Julius, aber so knapp werdet ihr es ja nicht haben, daß nicht ein altes Weiblein noch satt würde —.‘

Da stand er und starrte und strich sich über die Stirne. —

Ich faßte ihn aber resolut an seiner einzigen Hand: ‚Komm, komm, deine Frau wirft mich nicht hinaus —‘

Und so sind wir die Treppe hinunter, und ich habe ein Herzklopfen gehabt wie ein junges Mädchen auf dem Weg durch die Kirche zum Traualtar. — Und dann drunten in der Stube, wo der Tisch gedeckt stand, habe ich dem Weibe meines Sohnes beide Hände hingestreckt und habe recht aus vollem Herzen gesagt: ‚Mein Kind, laß alles vergessen sein, deine Mutter bittet dich aus aufrichtigem Herzen —‘

Eine Weile ist sie leichenblaß dagestanden und hat mich angestarrt wie ein Gespenst, und wie sie gesehen hat, daß Julius das Schluchzen gekommen ist, hat sie sich wohl gesagt: ‚Hier ist ein Wunder geschehen,‘ und hat fraglos und um ihres Mannes willen ihre Hände in meine gelegt, — um ihres Mannes willen, liebe Cousine, zunächst nur aus diesem Grunde, und hat mit einem ganz wundervollen Stolz, als wäre sie eine Fürstin, gesprochen: ‚Wie mich das glücklich macht um meines Mannes willen, ich danke Ihnen viel tausend Mal, Madame Lorenz.‘

‚Mutter,‘ habe ich vollendet.

‚Mutter,‘ hat sie ganz leise wiederholt, und dann ist sie in die Kinderstube gegangen und hat sich dort ausgeweint. — Und dieser Stolz hat mich vollends erobert.

Ich schreibe Dir dies alles, liebe Cousine, weil es

mich drängt zum Bereuen, wie es eine Katholikin zum Beichtstuhl treibt, weil ich meinen Charakter kenne, ich kann nicht gutsagen dafür, ob ich morgen noch die Kraft finde, Dir dies alles zu schreiben.

Und ich muß Dir alles sagen, weil Du die einzige Person bist, der gegenüber ich mich über meine Schwiegertochter rückhaltlos ausgeklagt habe, und weil ich Dich in dieser Stunde bitten muß: Vergiß es, vergiß es auf immer.

Ich weiß, sie wird es an sich kommen lassen mit dem Verzeihen, aber ich will um sie werben mit Geduld und Nachsicht, und ich hoffe zuversichtlich, daß wir über kurz oder lang die besten Freunde werden müssen. Es ist spät, ich bin sehr müde und will schließen. Aber bald hätte ich es vergessen. Wir sprachen von dem Herkommen Deiner Tochter Agnes, bei Tische. Wir freuen uns sehr, wenn uns Dein Töchterlein besucht. Grete meinte, zum Winter sei hierfür die beste Zeit, weil sie sich bei der Neuheit der Fabrik vorher doch nicht so recht ihr widmen könnten, wie sie gern möchten. Und nach Weihnachten hätten sie und Julius und auch die Duna mehr Zeit, um sie in die Geselligkeit einzuführen. Sie sagte dabei: ‚Wenn's Ihnen und Julius recht ist.' —

Und nun lebe wohl, liebe Cousine. — Noch einmal, vergiß unser letztes Gespräch über meine Kinder.

Deine

Christine Lorenz."

Sie saß wie erschöpft, nachdem sie den Brief geschlossen hatte.

„Ich will es so — und niemals ein Zurück," sagte sie vor sich hin, denn ihr alter Stolz lag wie ein wun-

der Kämpe auf dem Grunde ihres Herzens und wand sich in den letzten Zuckungen.

Ihre Blicke suchten die alte Uhr. Es war dreiviertel auf Zwei.

Sie schob den Brief unter einen Briefbeschwerer und ging in ihr Schlafzimmer, wo Viky in des Großvaters riesigem Bette lag und ihren tiefen Kinderschlaf schlief.

„Auch um deinetwillen," flüsterte sie, die Kleine betrachtend. „Gebe Gott, daß sie es mir nicht allzuschwer mache." —

Aber sie hatten ja beide den „guten Willen", und sie ließen beide ihr Herz weit offen stehen für einander, und Grete überwand ihrem Manne zuliebe, besser als sie es geglaubt hatte; und weit schneller, als sie zu hoffen wagten, war das völlige Verstehen, Verzeihen und Vertrauen gekommen. Frau Christine lernte immer mehr die Tüchtigkeit ihrer Schwiegertochter bewundern, ihre Energie, ihr zielbewußtes Streben, ihre freimütige und großzügige Art.

„Die Noblesse stammt vom Vater her," sagte sich Christine Lorenz, „die Arbeitskraft und die Schlichtheit in ihrem Wesen ist gutes deutsches Handwerkerblut. Die Mischung ist keine schlechte." — Und endlich ward ihr Denken an die junge Frau ein einziges tiefes, mütterliches Abbitten. —

Es war, als wenn von der stattlichen, schönen Persönlichkeit ein Zauber ausging, der alles, was mit ihr in Berührung kam, in ihren Bann zog. Längst waren die Lorenzens wieder in wohlgeordneten Verhältnissen, sämtliche Verbindlichkeiten waren beglichen, die Fabrik

florierte geradezu. Julius war ein rühriger und fleißiger Chef. Ein neuer Artikel nach dem anderen wurde aufgenommen. Ein großes Absatzgebiet war nach und nach in England entstanden und in Amerika. Mit Stolz war den Waren das bekannte „Made in Germany" aufgestempelt. — So gingen die Jahre.

Madame Lorenz wohnte längst wieder im ersten Stock, sie fuhr längst wieder im eigenen Wagen, den sie mit ihren Kindern teilte, spazieren, und sehr selten sah man sie allein, gewöhnlich saß eine Schar Enkel um sie herum.

Viky, däs Töchterlein ihres Sohnes Johannes, war ein lang aufgeschossener Backfisch, die das Überschlanke von der Mutter, aber wenig von deren Schönheit geerbt hatte. Die Base Wurmstich meinte zwar, die Schönheit werde schon noch kommen, Viky sei jetzt in einem zerrigen Alter, Gott sei Dank aber habe sie nicht die kalten Augen der Mutter. Und das stimmte auch. Mit niemanden aber war das Kind inniger befreundet wie mit Duna Sperling, die jetzt als Madame Lorenz' Hausgenossin in der ersten Etage wohnte.

Der zweite Stock des alten Hauses diente wiederum den festlichen Zusammenkünften der Familie, dort brannte der Weihnachtsbaum und wurden die Ostereier versteckt und die Geburtstage gefeiert.

Julius mit Frau und Kindern aber war wieder hinausgezogen in das alte Haus der Walkemühle. Dort kam man im Sommer zusammen im schattigen Garten. Eine Walkemühle war das alte Anwesen freilich nicht mehr. Julius und Grete hatten den Betrieb eingehen lassen und eine große Dampfwäscherei daraus geschaffen.

Jeden Morgen fuhr Julius mit seiner Frau und den Jungens in die Stadt. Die gingen nun schon längst auf das Gymnasium. Grete stieg, auf dem St. Marienkirchplatz angekommen, für ein bis zwei Stunden hinauf in ihr Privatkontor neben den Nähsälen, Julius saß als Chef in seines Vaters Kontor und nebenan der Prokurist und die Buchhalter.

Wenn in der Stadt die Rede war von der Leistungsfähigkeit der Fabrik, dann hieß es: „Alle Achtung vor der jungen Frau Lorenz. Heiraten ist ein Lotteriespiel, der Julius hat's große Los gezogen.“ „Eine tüchtige Frau,“ sagten die Geschäftsleute, „eine schöne Frau,“ die Männerwelt, und selbst die Frauen hatten nichts mehr gegen sie. „Aber die Duna Sperling ist nicht minder tüchtig —“ meinte wohl der eine und der andere, und die alte, wacklige Madame Wurmstich, die noch unentwegt gelbe Haubenbänder trug, lobte die Duna über den grünen Klee. „All wieder mal hätt' se heiraten können,“ erzählte sie jedem, der es hören wollte, — „und die Leute könnten's doch wissen, daß sie nicht will.“ — —

Da kam einmal ein Herbstabend, an dem Duna Sperling nach Geschäftsschluß allein in ihrem hübschen Zimmer saß, das sie im ersten Stock bewohnte neben Frau Christine Lorenz. Sie hatte abgelehnt, mit dieser und der jungen Viky zu speisen. Sie fühlte sich müde und abgearbeitet, und — sie wollte auch einen Brief schreiben, — eine Antwort auf einen Brief von Hans Lorenz, der ihr alle Vierteljahr einmal regelmäßig schrieb. Es war ihr immer eine schwere Aufgabe, diese Antwort, denn sie fand den richtigen Ton nicht auf seine Briefe. Sie hätte ihn trösten mögen, der weich

und heimatskrank war, und hielt es nicht für richtig; sie durfte ihm das Herz nicht noch schwerer machen. Sie wollte ihm heiter schreiben, und ihr Herz tat ihr weh bei jedem Gedanken an ihn, den Einsamen, Kämpfenden. — Sie hatte Licht angezündet und das Briefpapier auf der Schreibunterlage ausgebreitet, jenes feine, dünne Papier, das man in Questenburg und wohl überall „Postverdruß" nannte, und das für überseeische Korrespondenz verwendet wurde.

Es war unendlich behaglich um sie her. Die eignen Möbel aus dem Vaterhause umgaben sie, die Bilder, die sie als Kind schon geliebt, die Pastellporträts der Urgroßeltern in Puder und Brokat, die letzte Photographie der Eltern.

Am Schreibtisch des Vaters, dessen Andenken ihr so lieb und wert war, saß sie, an einem sogenannten Zylinderbureau. In den zwei Fächern vor ihr standen und lagen allerlei Andenken, auch eine kleine Photographie in schmucklosem Rahmen; ein junger Mensch, schmächtig und blaß, in heller Schülermütze, stand darauf, an eine Säule aus Marmor gelehnt. — Sämtliche Questenburger Leute jener Zeit lehnten auf Photograph Alex's Bildern an dieser selben Säule, die aus Holz bestand und von Maler Dietrich mit Adern und dunklen Streifen als Marmor seiner Phantasie hergerichtet war. — Die Beine hielt der junge Mensch übereinandergeschlagen und in einer Hand ein Spazierstöckchen. Dazu bemühte er sich, ein blasiertes Gesicht zu machen.

Aber Duna liebte dieses Bildchen. Ganz blaß hatte sie es geküßt in jener Zeit.

Sie starrte es auch jetzt an wie verloren. Endlich tauchte sie die Feder ein und schrieb:

„Lieber Hans!

Verzeih, daß ich Dir nicht schon früher geantwortet habe, aber es war ganz unmöglich.

Wir haben so überaus viele Aufträge für Weihnachten. Du würdest Dich freuen, wie gut die Geschäfte gehen!

Deine Tochter ist, seitdem ich Dir das letzte Mal schrieb, wieder ein Stückchen gewachsen und ist eine Lieblingsschülerin des gestrengen Fräulein Krommann. Die ist immer noch an der ersten Klasse. Hergott, war die immer böse auf mich! Ich hab' Dir manchmal mein Leid geklagt. — Deine Mutter sieht von Tag zu Tag mehr ein, daß Grete eine ungewöhnliche Frau ist, — und das ist sie wahrhaftig. Ich wollte, ich wäre halb so, Hans! Und Grete trägt Deiner Mutter gar nichts nach, hat alle Beleidigung und Verachtung verziehen, — ich weiß nicht, ob ich das könnte, Hans," — dann hielt sie inne und besann sich, das durfte sie ihm nicht schreiben, das von dem Nicht-verzeihen-können. Sie begann, die Worte durchzustreichen, dicht und oft, damit er sie nicht entziffern sollte und fuhr fort: „Entschuldige, Hans, da stand etwas Dummes, Törichtes."

Da klopfte es an die Türe, und als sie öffnen ging, war es das Stubenmädchen, das ein zusammengefaltetes Briefchen abgab.

Duna dankte, schloß die Türe wieder und öffnete den Knoten des zu einer Schleife zusammengelegten Papiers. „Von Amalie Wurmstich," sagte sie verwundert. Dann las sie:

„Kommen Sie doch bitte gleich einmal zu mir, Fräulein Duna. Ich muß Ihnen etwas Wichtiges mitteilen.

Ihre wohlgeneigte

Amalie Wurmstich."

Ein bißchen ärgerlich ward das noch immer hübsche, blonde Mädchen, aber sie dachte keinen Augenblick daran, sich dieser Aufforderung zu entziehen. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Klage über die Nähmädchen, oder Amalie war krank oder dergleichen; an das wirklich Wichtige glaubte sie nicht. Mit einem Seufzer ließ sie die Klappe des Schreibtisches herunterrollen, schloß ab, nahm den Hausschlüssel vom Haken an der Türe, hing auf dem Korridor den Mantel um, zog dessen Capouchon über den Kopf und machte sich auf den Weg.

Es war windig und regnerisch, als sie über den Kirchplatz von St. Marien schritt, aber sie merkte es nicht, sie war mit ihren Gedanken bei dem Briefe, bei dem sie unterbrochen worden war, und bei Hans Lorenz. Er tat ihr so furchtbar leid. In jedem Brief, den sie erhielt, hatte bis jetzt gestanden von seiner großen Sehnsucht nach Deutschland.

Nach Deutschland! Und wie es der Traum seines Lebens sei, wieder zurückzukehren. Nur im letzten Brief hatte er kein Wort mehr erwähnt von dieser Sehnsucht.

Er berichtete nur, daß er Kontorist sei und mit seiner Stellung zufrieden.

Datiert war der Brief aus San Franzisko. Sie nahm sich vor, ihm ein paar gute Worte zu sagen, ihn zu trösten mit der Aussicht, daß ja doch die Möglichkeit sei, eines Tages wieder kommen zu können, wenn er — ja, wenn er —.

Sie huschte nach kurzem Anpochen in das winzige, unverändert gebliebene, einfache Stübchen der Base. Dann stand sie tief betroffen. Ein Mann erhob sich bei

ihrem Eintritt von dem Stuhle; er hielt die Lehne gefaßt und sah ihr mit einem vor Aufregung bleichen Gesicht entgegen.

„Duna?“ fragte er, „Duna, bist du böse, daß ich gekommen bin?“

Sie faßte sich rasch. „Nein,“ sagte sie einfach. „Warum sollte ich? Du wirst es ja doch wissen, warum du gekommen bist, Hans. — Nur erwartet hätte ich es nicht,“ setzte sie hinzu.

„Ja, ich weiß, weshalb ich gekommen bin, deinetwegen, Duna —“

„Deines Kindes wegen, willst du sagen,“ stieß sie blaß hervor.

Er schüttelte den Kopf. „Zuerst um dich. — Ich hätte es ja auch schreiben können, was ich dir zu sagen habe, — aber — was sollen die Worte auf dem kalten Papier? Duna, willst du mir nicht restlos verzeihen? Ich bin der nicht mehr, der ich war, als ich fortging.“

„Ich habe dir ja verziehen,“ sagte sie ruhig, obgleich die Angst vor dem, was er noch bitten würde, sie im Innersten erschütterte. —

„Ja? Ich wollte, ich mußte es noch einmal hören, — und fragen wollte ich dich — — Viky schrieb nämlich — — du würdest dich verheiraten demnächst —“

„Was weiß Viky von meinen Plänen?“ sagte sie unwillig erstaunt.

„O, sie ist klug und sie weiß, daß ihr Vater es nicht ertrüge, wenn —“

„Hans,“ fiel ihm Duna ins Wort, „das allererste, was du in Deutschland zu tun hast, ist doch wohl, die Verzeihung deiner Mutter zu gewinnen.“

„Willst du mir nicht helfen dazu, Duna?"

„Ja, so viel ich kann —"

„Alles kannst du — —"

„Glaubst du?"

„Duna," sagte er. „Sei nicht hart mit mir, hilf mir, — die geringste Stellung in Julius' Fabrik will ich annehmen, nur laß mich in deiner Nähe bleiben."

„Du mußt dich an Julius wenden," unterbrach sie ihn rasch.

„Bitte du ihn," sagte er leise. — „Um Vikys willen," bat er weiter.

Eine Pause kam. — Sie sahen sich plötzlich in die Augen, wie einer einzigen Eingebung folgend.

„Schlecht siehst du aus," sagte sie mitleidig ablenkend.

„Ich war alle die Jahre über krank vor Heimweh, Duna! Sieh, ich bin kein Mann der Tat, ich kenne meine Fehler und Schwächen. Gib Gnade für Recht! Einen treueren, ergebeneren Menschen findest du nicht, — ich will ja weiter nichts, Duna, als in deiner Nähe sein. So vermessen bin ich nicht, daß ich dich um mehr bitten wollte."

„Aber deine Mutter ist die Hauptsache, sag ich dir," antwortete sie barsch und unfreundlich vor Angst und Rührung.

„Nein du, wahrhaftig nur du," beteuerte er demütig.

„Und du denkst, die Duna, das gutmütige Schaf, macht dir ohne weiteres sperrangelweit die Türe auf, vergißt alles, was du ihr angetan hast? Die ist bloß froh, daß du wieder da bist, — das denkst du —"

„Nein, ich denke, wenn sie vergessen hat, was Liebe war, dann hat sie vielleicht doch noch Mitleid —"

„Bist du wirklich damit zufrieden?“ fragte sie ganz leise und langsam.

Er machte eine Bewegung der Hoffnungslosigkeit, als wollte er sagen: Ich bin ein Bettler und Bettler sind dankbar für alles.

„Komm,“ sagte sie nach einer Pause, „wir wollen zu deiner Mutter gehen.“ —

Er nahm ohne weiteres seinen Hut und folgte ihr in den regnerischen Herbstabend hinaus. — —

Mit schweren Schritten stieg er hinter ihr die Treppe zur Wohnung der Mutter empor.

Duna hieß ihn in ihr Zimmerchen treten.

„Warte hier,“ sagte sie.

Dann kam sie zu der alten Frau, die noch bei ihrer Patience saß. Viky machte im Nebenzimmer Schularbeiten und hatte die Türe hinter sich geschlossen.

„Na, Kind?“ fragte Christine Lorenz heiter gestimmt, „kommst du doch noch ein bißchen? Denke dir, die große Napoleonspatience geht eben zum dritten Male auf.“

„Ich war nämlich bei Amalie Wurmstich,“ sagte Duna, und der Schauer einer großen seelischen Erregung schüttelte sie. —

„Na, warum denn? Die alte Lügenmadame muß euch allen doch lächerlich ans Herz gewachsen sein!“

Duna suchte nach Worten. —

„Na, Duna, setz dich doch. Aber wie siehst du denn aus? Du hast so was Feierliches,“ und Madame Lorenz ließ plötzlich die Karten fallen, faltete die Hände und sagte: „Hast du dich etwa verlobt? Du hast doch nicht?“

Duna lachte verlegen und sagte nicht ja noch nein. —

„Also doch! — Gott, Kind, wenn er nur ein guter

Mensch ist, wenn er nur in euer Ensemble paßt, ihr waret doch so harmonisch alle miteinander.“ —

Und wieder war es still, so still, daß man die Gasflammen singen hörte über dem Tisch, und Duna stand da, blaß und entschlossen, und ihre roten Lippen schürzten sich wie im Trotz.

„Gesteh's doch, du hast dich eben verlobt,“ wiederholte die alte Frau. „Na, ich gratuliere dir, Kind; von ganzem Herzen gratuliere ich dir,“ fuhr sie fort, als sie den Ernst auf dem Gesicht des Mädchens sah. Sie hielt ihm die Hand entgegen und zog die Zitternde mütterlich neben sich auf das Sofa und versuchte, ihr in die Augen zu sehen, die niedergeschlagen waren.

„Na, nun beichte mal, Dunachen, wer ist's denn?“

„Der Johannes ist's,“ sagte sie leise.

Christine Lorenz ließ die Hand des Mädchens und setzte sich in die Sofaecke zurück. — Sie hatte plötzlich wieder die bleiche, spitze Nase und den schmerzlichen Zug um den Mund.

„Das hat er gewagt?“ stieß sie hervor.

„Ja, das heißt, den Mut dazu machte ich ihm.“

„Du willst dich opfern für sein Kind!“

„Nein! Ich halte nur eine alte Treue —“

„Kind, du wirst unglücklich, — ich kann dir dazu nicht raten,“ murmelte Christine Lorenz ergriffen.

„Das lassen Sie meine Sorge sein.“ Und dann, das feierliche „Sie“ beiseite lassend, schmeichelte sie: „Komm, geh mit hinüber in meine Stube, er will dich um Verzeihung bitten.“

„Er ist hier?“ Die alte Dame überkam es wie eine Schwäche. Duna aber umschlang sie und barg den Kopf an ihrer Brust und weinte. —

So saßen sie lange, bis Duna aufsprang und der Türe zulief. „Er wartet ja in Hangen und Bangen, weißt du was, ich schicke ihn dir," rief sie. —

Und ein paar Minuten später öffnete sich zaghaft die Türe wieder, und Johannes erschien, — krank, — mager, — ernst — und so ärmlich angezogen, so aus dem billigsten Herrenkleidermagazin.

Christine Lorenz stand auf und ging dem Sohn entgegen.

„Du hast es nicht verdient," sagte sie. — „Das Glück hast du nicht verdient. — Nein, keine Kniefälle und keine Komödien, bleib nur stehen, mein Sohn. — Hätte sie nicht für dich gebeten, hinge dein Kind nicht so beispiellos an dir und wäre das Mutterherz nicht so schwach — dann — dann —"

Die Stimme brach ihr, sie reichte ihm die Hand. — Kein Wort sprach er. Er zog ihre Hand an die Lippen und führte die Mutter zum Sofa zurück und blieb am Tische stehen, — unsicher und verlegen. Dann ging die Türe und Viky kam, um mit der Großmutter noch ein Weilchen vor dem Zubettgehen zu plaudern.

Einen Augenblick stutzte das Kind. Dann flog es mit einem Jubelschrei auf den kleinen, unscheinbaren Mann zu. —

Nach einem halben Jahre, am Hochzeitstage Dunas, als man nach der kirchlichen Zeremonie im engsten Familienkreise an der festlichen Tafel saß, erhob sich plötzlich Madame Lorenz.

Sie schlug an ihr Glas und gedachte des heimgegangenen Vaters, der sich wie keiner heute gefreut haben würde über sein Haus und seine Familie.

„Es sind schwere Zeiten über uns hingegangen,“ fuhr sie fort, „Unglück und eigene Schuld haben uns bergab geführt bis an den Rand des Abgrunds. Ihr wißt es alle, bis auf die Kinder, die in das neue Glück ahnungslos hineingewachsen sind. Wohl ihnen! —

Dankbaren Herzens, aber mit bangen Zweifeln, habe ich den neuen Aufstieg verfolgt, euren Aufstieg, meine Kinder. Er war schwer, er ging ins Ungewisse, — daß er gelang, wem ist's zu danken, meine Söhne? Euren Frauen ist's zu danken! Ihr wißt, wie es war. Krank waret ihr beide, du, mein lieber Hans, geistig, kann man wohl sagen, ohne Willen, ohne Energie, ohne Widerstandskraft, verirrt von unserem alten Pfade der Schlichtheit und des Genügenlassens, — du, mein lieber Julius, körperlich, gedrückt durch deine Verwundung, die dich den Arm kostete, durch den Tod des Vaters, durch die Sorgen in der Fabrik, die abwärts ging — und — durch meine Härte,“ schloß sie leise diesen Satz. —

„In dieser Stunde bitte ich dich und deine Frau um Verzeihung, tief beschämt, ich, die alte Mutter, die ihr Vorurteil erkannt hat, die bewundern gelernt hat, eure Frauen bewundern gelernt hat, meine Söhne!

Diese beiden jungen Frauen nahmen, als die Not am größten war, mutig den Bergstock und die Pickel in die schwachen, ungeübten Hände und machten sich auf den Weg bergauf. Auf Bahnen gingen sie, die sonst die Frau nicht betrat bisher und die für Frauenfüße nicht gemacht sind. Sie wanderten mutig vorwärts. Bisher hatte ich es noch nicht erlebt, daß Frauen den Mut hatten, ein Geschäft zu gründen, ein so großes Unternehmen, und ich traute eurem Beginnen nicht, meine Töchter, ich sagte bange, wie will eine Frau ein

Geschäft organisieren und zur Höhe führen, — eine Frau, die Mann und Kinder hat, oder die, die ein schwaches, scheues Mädchen ist?

Aber siehe da, es gelang und wie gelang es! Mein Sohn Julius, wir wissen alle, du bist ein Held gewesen auf dem Schlachtfelde Böhmens, aber mit dem Verlust deines Armes hattest du das feste Vertrauen auf dich verloren. — Da kam deine prächtige Frau, erfaßte deine Hand und zog dich mit empor. Mein Sohn Johannes, du fandest dich nur an der Hand deiner Frau wiederum in dein Vaterhaus. — Gepriesen seien eure beiden Frauen heute. Ich weiß nicht ihresgleichen. Seid ihnen dankbar immerdar! Hoch!" —

Es gab leuchtende Wangen und Händedrücke und Küsse.

Und Madame Lorenz winkte ihre Schwiegertochter Grete zu sich und neigte den Champagnerkelch gegen den ihren.

„Mein guter Karl hat dich schon immer gern gehabt," sagte sie zärtlich, „der hat's wohl gewußt, was du bist, — auf sein Andenken!" —

Und die schöne junge Frau Julius Lorenz erwiderte ihren Kuß.

„Meine liebe Mutter," sagte sie einfach.



